NEUE NOVELLEN: (DIE STIMME DES BLUTES--EIN FREUND IN DER NOTH--MARTINA).

Fanny Lewald

Neue Novellen

von

Fanny Lewald.

Berlin,
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Bessersche Buchhandlung.)
1877.

An

Dr. Bernhard Wolff

(Besitzer der National-Zeitung)

in

Berlin.

Mein theurer Freund!

Es war mir vergönnt, auch noch die letzte der Erzählungen, welche dieser Band enthält, meinem Manne vorzulesen, nachdem ich sie beendet hatte, und mich seiner Zustimmung zu erfreuen.

Dadurch ist grade diese Erzählung mir zu einem Andenken geworden, und als ein solches soll nun dies Buch zu Ihnen gehen. Möge es Sie an die Hingebung und an die treue Ausdauer erinnern, mit denen Sie, selber leidend, mir in Wiesbaden in den schwersten Tagen meines Lebens zur Seite gestanden und mir die Hand gereicht haben.

Ich werde Ihnen das nie vergessen, mich stets auf's Neue daran erinnern. Denken auch Sie meiner gern, und bleiben Sie mir der Freund, der Sie Stahr und mir gewesen sind, seit wir uns einst zusammen gefunden haben.

In unwandelbarer Gesinnung die Ihre.

Berlin den 3. März 1877.

Fanny Lewald-Stahr.

Die Stimme des Blutes.

Die Stimme des Blutes.

Erstes Kapitel.

Die Werner's waren eine der angesehensten Familien in der alten Hansestadt. Von kleinen Anfängen zu immer größeren Unternehmungen fortschreitend, hatte der Begründer des Handlungshauses es so rasch und mit so sicherer Hand emporgebracht, daß es bei seinem Tode sich bereits eine Geltung in der Kaufmannswelt errungen hatte. Die Lust am Handel, das Talent für denselben waren als eine Art von Familienerbe seitdem immer von dem Vater auf den Sohn übergegangen, und als Gotthard Werner, der vierte Inhaber der Firma, sich gegen die Mitte dieses Jahrhunderts nach einer passenden Lebensgefährtin für sich umsah, durfte er sich sagen, daß er unter den Töchtern der angesehensten Familien nur zu wählen habe.

Umsichtig und überlegend auch in diesem Falle, nahm er jedoch wie seiner Zeit der Prediger von Wakefield nicht auf besondere äußere Vorzüge Rücksicht, sondern mehr auf jene Eigenschaften, „die vorhalten"; und in der Erbtochter eines reichen Rheders, dessen Schiffe auf allen Meeren fuhren, fand er die ihm zusagende Genossin.

Christine zählte zwanzig Jahre, er war um mehr als die Hälfte dieser Jahre älter; das war grade so, wie er's für angemessen hielt. Sie war eine große, schlanke Person mit dunklem Haar und offenem, verständigem Auge, sie nahmen sich neben und mit einander auf das beste aus. Sie wußte sich gut zu kleiden, einem reichen, großen Hauswesen, das viel geselligen Ansprüchen zu genügen hatte, mit sicherer Gewandtheit und mit Anstand vorzustehen. Denn sie war gut unterrichtet, im Besitz der Sprachkenntnisse, welche eine Frau in solchem Hause nicht wohl entbehren kann; und von Jugend auf an Reichthum und breites Wohlleben gewöhnt, lagen ihr die Prunksucht und Verschwendungslust der Emporkömmlinge fern, obschon sie den Werth eines Vermögens, wie Gotthard es ihr zu bieten hatte, sehr wohl zu würdigen verstand.

Ihre Ehe stellte denn auch die beiden Gatten von dem ersten Tage an durchaus zufrieden. Sie hatten gar nicht nöthig, sich, wie das oft der Fall ist, erst besonders in einander einzuleben, es ging und machte sich alles wie von selbst. Sie gehörten den nämlichen gesellschaftlichen Lebenskreisen an, hatten die gleichen Lebensgewohnheiten, und als ihnen, wie es sich gehörte, nach Jahresfrist das erste Kind, ein Sohn, geboren wurde, nannte Werner, der sonst mit solchen Ausdrücken nicht leicht bei der Hand war, sich einen der glücklichsten Menschen.

Der Knabe gedieh vortrefflich, er versprach groß und kräftig zu werden, wie die Mitglieder der beiden Familien, denen er entstammte, und sein Vater liebte es, als der Sohn erst fest auf seinen Beinen stehen konnte, wenn er ihn seinen

Freunden vorstellte, ihm regelmäßig einen derben Schlag auf die Schultern zu geben, um es zu beweisen, daß der Junge Mark in den Knochen habe und nicht leicht umzuwerfen sein werde.

Vier volle Jahre gingen in immer gleichem Behagen an den Eheleuten vorüber; sie hatten nichts zu beklagen, als daß ihr stetig wachsender Reichthum nur dem einen Knaben zu gute kommen sollte, daß ihm keine Geschwister geboren wurden. Das neue palastartige Haus, welches Werner sich gebaut, der Park des Landsitzes, den er erworben, schienen förmlich nach fröhlichen Kindern zu ihrer Belebung zu verlangen. Die Freude der Eheleute war daher sehr groß, als sich ihnen endlich wieder Aussicht auf eine Vermehrung ihrer Familie eröffnete. Dies Ereigniß, das man als die Anwartschaft auf ein neues Glück so hoffnungsreich begrüßt hatte, schlug jedoch zum Gegentheile aus. Christine bezahlte die Geburt eines zweiten Knaben mit dem eigenen Leben, und das Kind, das den Abend seines Geburtstages nicht erlebte, ward mit ihr begraben.

Werner stand wie versteinert an ihrem Sarge. Er konnte es nicht fassen, daß ihm ein solches Unglück geschehen könne, daß eben er bei diesem natürlichsten Vorgange, der sich alltäglich in der Hütte der elendesten Armuth mit Leichtigkeit vollzieht, von der Macht des Schicksals mit so furchtbarer Gewalt getroffen werden konnte. Er hatte für seine Frau die größte Sorgfalt getragen, die besten Aerzte hatten ihr zur Seite gestanden; mit der Besonnenheit, welche ihr eigen war, hatte sie selber sich behütet, und doch war sie gestorben. Das kränkte, das empörte ihn, denn er sagte

sich's an ihrem Sarge und sprach es gegen ihre Eltern und seine Freunde aus, er durfte nicht hoffen, einen Ersatz für sie zu finden, eine zweite Christine gab es nicht.

Indeß zu langem, trauerndem Beklagen hatte er nicht Zeit. Die Handelsverhältnisse waren eben damals sehr verwickelt, sie erforderten seine persönliche Leitung, und er war gewohnt, unter allen Umständen das Nothwendige mit Entschlossenheit zu thun.

Sein Haushalt war unter der Aufsicht einer von Christinen herangebildeten Person, der er die körperliche Pflege seines Sohnes zuversichtlich anvertrauen durfte, wohl versorgt, und für die geistige Führung desselben nahm er sofort einen bewährten Erzieher in das Haus. Die Dienerschaft wurde, wie es sich von selbst verstand, in Trauer gekleidet, einem Bildhauer von Ruf der Auftrag gegeben, Pläne für die Familiengrabstätte zu entwerfen, welche Werner auf dem von ihm erkauften Kirchhofsplatze zu errichten wünschte, und nachdem er Alles nach bestem Wissen abgethan hatte, kehrte er zu seinen Geschäften zurück, die keine anderen Gedanken in ihm aufkommen ließen, so lange er denselben oblag.

Aber wenn er dann zum Mittag in sein Haus zurückkam, wenn Christine sich nicht von dem gewohnten Platz erhob, ihm die Hand zu reichen, wenn Niemand da war, mit dem er von seinen Geschäften und Erlebnissen unumwunden sprechen konnte wie bisher mit ihr, wenn der Diener ihm den Kaffee brachte, den sie ihm sonst bereitet, so fiel ihm sein Verlust schwer und lastend auf das Herz. Freilich hatte er den Sohn, und Rudolf war ernsthaft und lernbegierig bei munterem Sinn und gutem Herzen; bis der

Knabe jedoch seinem Vater zu einem Troste oder gar zu einem Freunde erwachsen konnte, mußten lange Jahre hingehen, und das Warten war nicht Werner's Sache.

Er vermißte Christine überall, er wunderte sich selbst darüber, daß eine mit so ruhiger Ueberlegung, ohne jede Leidenschaft geschlossene Ehe den Mann nicht davor schütze, von dem Verluste seiner Frau so niedergeworfen zu werden; aber Christine hatte ihm sein Dasein so leicht, so lieb gemacht! Er war es gar nicht mehr gewohnt, für seine Bequemlichkeit, für seine Bedürfnisse zu sorgen, sie war die Seele, die bewegende Kraft in seinem Hause gewesen, und er war sehr nah daran, es der Entschlafenen zu verargen, daß sie sich ihm so unentbehrlich gemacht hatte.

Er zog sich deshalb den Schluß aus seinem Leiden, daß ein verständiger Mann, dem es um sein ruhiges Glück zu thun sei, seine Gewohnheiten nicht zu fest an einen Anderen knüpfen, daß man seine Neigung auch auf die beste Frau nicht so ausschließlich richten müsse; schade nur, daß die Erkenntniß ihm in dem Augenblicke nicht viel nützen wollte. Sein Unbehagen war unüberwindlich. Seine Freunde, Christine's Eltern und sein Arzt wurden besorgt um ihn. Sie riethen ihm, es mit einem Ortswechsel zu versuchen, er ließ jedoch die Mahnung unbeachtet, er war nicht reiselustig.

In früheren Jahren war er viel herum gewesen. Er hatte fast alle Hauptstädte von Europa kennen gelernt, in Handelsangelegenheiten Westindien und Amerika bereist, und er liebte es nicht, Dinge zu unternehmen, von denen er sich keinen Erfolg versprechen durfte. Endlich aber wurde ihm sein Zustand selber unerträglich. Daß er sich mit all den

Mitteln, über welche er gebot, keine Zufriedenheit mehr schaffen konnte, daß man ihn beklagte, ihn, der gewohnt war, sich beneidet zu sehen, das hielt er nicht mehr aus. Er raffte sich also auf, machte etwa zwei Jahre nach Christinens Tode seine Vorbereitungen für eine längere Abwesenheit von seiner Heimath, und trat mit dem erwachenden Frühjahr unlustig seine Vergnügungsreise an.

Er besuchte London und Paris, fand sich von seinen Geschäftsfreunden wohl aufgenommen, indeß da er an die Zerstreuung, an das Vergnügen so geflissentlich wie an eine Arbeit heranging, versagten sie ihm ihren Dienst. Er ward der großen Städte müde, die Jahreszeit war inzwischen heiß geworden, er wollte es also mit der Schweiz versuchen, schade nur, daß das rechte, eigentliche Wandern nicht sein Geschmack war und das ruhige Verweilen an einem schönen Orte noch weit weniger. Er war mit jeder Gegend eben fertig, wenn er sie angesehen hatte. Er war kein Träumer, der sich in Phantasien verlieren konnte, die Schweiz befriedigte ihn weniger als je. Der Anblick der Berge engte ihm den Sinn ein, die Luft der Thäler beklemmte ihm die Brust. Er fing zu glauben an, daß eine Krankheit ihn bedrohe, und so entschloß er sich endlich, dem Rathe seines Arztes nachzukommen, der ihm vorgeschlagen hatte, sich einer Kur in einem der böhmischen Bäder zu unterziehen, um sich von seiner hypochondrischen Anlage zu befreien, ehe es dazu zu spät würde.

Zweites Kapitel.

Die Kurzeit hatte, als er in dem Badeorte eintraf, ihren Höhepunkt erreicht. Aus Nord und Süd, aus Osten und Westen waren die Heilungsuchenden herbeigekommen, und schon nach wenig Tagen meinte Werner zu bemerken, daß er hier zunächst das Richtige für sich getroffen habe.

Die Gegend machte keine Ansprüche an eine ganz besondere Bewunderung und war doch anmuthig und freundlich. Die Kur gab eine bestimmte Beschäftigung, er stieß bei derselben bald auf verschiedene Bekannte, das Leben hatte etwas sehr Behagliches. In der buntgemischten Gesellschaft, welche sich an dem Brunnen, in den Kaffee- und Speisehäusern oder auf der Promenade und in den Spazierorten zusammenfand, konnte man Verkehr haben oder einsam bleiben nach Bedürfen; und als Werner erst dahin gelangt war, sich eine feste Tageseintheilung zu machen, die zu seiner Zufriedenheit ihm durchaus unerläßlich war, kam seit Christinens Tode zum ersten Male Wohlgefühl in seinem Innern auf.

An jedem Morgen trank er nach dem vorgeschriebenen Spaziergang an demselben Orte seinen Kaffee, er aß an jedem Mittag in demselben Saale seine Mahlzeit, fuhr zum Vesperbrote regelmäßig in den Park hinaus, und wanderte schließlich auf den spazierlichen Waldwegen nach irgend einem der entlegenen Aussichtspunkte, an denen sein Diener ihn mit dem Wagen zu erwarten hatte.

Dabei traf er natürlich mit den nämlichen Personen häufiger zusammen, und schon nach wenig Tagen fielen ihm

vier Frauenzimmer auf, welche eben so regelmäßig als er selbst sich zum Kaffee in den Park verfügten.

Daß die große schöne Frau, welche die Mitte der Dreißiger nur wenig überschritten haben konnte und offenbar den Anspruch zu gefallen keineswegs aufgegeben hatte, die Mutter der beiden hochgewachsenen und trotz ihrer großen Jugend schon sehr üppigen Brünetten sein müsse, deren Augen vor heller Lebenslust erglänzten, das war unverkennbar. Daß sie Wienerinnen waren, verriethen sowohl ihr Dialekt als die Art ihres Behabens, was er aber aus der vierten Dame machen sollte, welche ihm weitaus als die anziehendste in der ganzen Badegesellschaft erschien, das wußte er nicht recht.

Sie war bedeutend älter als die beiden anderen Mädchen. Werner meinte nicht zu irren, wenn er ihr fünf- bis sechsundzwanzig Jahre gab. Auch sie war hoch gewachsen, jedoch so zart gebaut, daß man sie schwächlich nennen konnte, und sich fast wundern mußte, wie ihr schlanker Hals, ihr feiner schmaler Kopf die ungewöhnliche Fülle des Haares tragen konnte, dessen hellblonde Flechten ihr auf den weißen Nacken, dessen reiche Locken ihr zu beiden Seiten des Gesichtes niederflossen.

Ohne daß er sich dessen recht bewußt war, nahm Werner bald ein bestimmtes Interesse an den vier Frauenzimmern. Er hatte sein Vergnügen an der immer gleichen Munterkeit der beiden jüngeren Mädchen, an der sicheren Haltung ihrer Mutter. Es belustigte ihn, seine Betrachtungen darüber zu machen, wie die Mutter Gruß und Anrede an die ihr und ihren Töchtern huldigenden Männer je nach deren Werth-

schätzung klüglich zu bemessen wußte; wie geschickt und doch wie schicklich die beiden Brünetten die Aufmerksamkeit derjenigen zu erregen verstanden, denen sie sich kund zu geben wünschten, und es focht ihn gar nicht an, daß er, obschon er immer ganz in ihrer Nähe saß, dabei durchaus nicht in Betracht kam. Was kümmerten ihn denn diese Wienerinnen? Sie waren ihm eine reizende Staffage in dem Rosengarten und nichts mehr. — Indeß als an einem der nächsten Tage drüben an dem Tische das schlanke blonde Frauenzimmer fehlte, fehlte es ihm selber; und er brach früher auf, als er sonst gethan hatte.

Am Ausgange des Parkes blieb er stehen. Er hatte aus Zerstreutheit den Weg nicht eingeschlagen, den er hatte gehen wollen. Er hätte es doch wissen mögen, ob er die blonde Schöne wieder sehen würde, oder ob sie den Ort bereits verlassen habe? Ihr weißer Nacken, die blonden Flechten, das zierliche Ohr und der schlanke Wuchs standen ihm immer vor den Augen, und nicht einmal ihren Namen hatte er erfragt. — Er schalt sich ob seiner Ungeselligkeit, er warf sich's vor, daß er sich vorzeitig zum alten Manne werden lasse, und weil er sich in dieser Stimmung ein schlechter Gesellschafter war, kam ihm, da er eben seinen Wagen besteigen wollte, der österreichische Obrist sehr gelegen, mit dem er bekannt geworden war und den er täglich in der Gesellschaft der Wienerinnen wahrgenommen hatte.

Werner lud den Obrist ein, mit ihm nach der Stadt zurückzufahren, sie plauderten von dem und jenem, der Obrist gedachte ganz von selber der Damen, mit welchen Werner ihn alltäglich verkehren sehen, und dieser brauchte kaum eine

Frage dazwischen zu werfen, um zu erfahren, was er wissen wollte.

Sie hatten eben von der Schönheit des jungen dunkellockigen Schwesternpaares gesprochen, als der Obrist die Bemerkung machte, die Mutter habe zu ihrer Zeit doch noch aus anderen Augen in die Welt gesehen. Sie war das schönste Mädchen der Stadt, ungarisch und italienisch Blut, sagte er, und wir sind bei uns in Wien nicht arm an schönen Weibern. Ihre Heirath machte deshalb förmlich Aufsehen.

Werner fragte, ob sie eine schlechte Wahl gethan habe?

„Durchaus nicht, so weit es Rang und Reichthum anbetraf!“ entgegnete der Obrist. „Der Baron wäre für jede Andere eine ganz vortreffliche Partie gewesen. Er muß ihr selber auch in gewissem Sinne als eine solche erschienen sein, denn ihr Vater war ein bürgerlicher mittelloser Hauptmann, und Baron Löwenkron war erster Rath der schwedischen Gesandtschaft, ein reicher Mann von altem Adel. Indeß sie hatte die glänzendsten jungen Leute zu ihren Füßen, Löwenkron aber war ein kränklicher bejahrter Mann, der ihr aus seiner ersten, ebenfalls in bereits vorgerücktem Alter eingegangenen Ehe eine Tochter zubrachte: die schlanke Blonde, der man die nordische Abkunft auf den ersten Blick ansieht. Er hat übrigens den guten Takt gehabt, nicht lange zu leben, sein Tod hat der schönen Wittwe nicht das Herz gebrochen, und da sie eine entschlossene und kluge Frau ist, hat sie sich und ihren Kindern das Leben angenehm gestaltet. Nur mit der Stieftochter glückt es ihr nicht recht, obschon sie Alle auf dem besten Fuße mit einander stehen. Es ist

aber keine Blutsverwandtschaft zwischen ihnen, sie sind verschiedene Naturen, und das fühlen sie alle Beide: die Baronin ebenso wie Meta!"

Also Meta! wiederholte Werner in seinem Innern. Er wußte seine Schöne jetzt doch wenigstens zu nennen; und um des Obristen Mittheilung im Flusse zu erhalten, machte er die Bemerkung, daß Unfrieden in solchen Verhältnissen nur zu gewöhnlich sei.

„Unfriede?" rief der Obrist, „davon ist nicht die Rede. Es geht zwischen ihnen alles glatt und gut: sie gehören nur nicht zusammen, sie hindern einander, ohne es zu wollen. Die Baronin und ihre Töchter sind gesund, sind lebenslustig, das ist Meta beides nicht. Thut die Baronin ihr den Willen und überläßt sie die Stieftochter sich selber, so nennt man sie eine schlechte Mutter; nöthigt sie Meta sich der Lebensweise der Anderen anzuschließen, so fällt derselben das zu schwer und greift sie an. Es wäre also wirklich gut, wenn sich Meta bald entschlösse, einen Mann zu nehmen. Leider ist sie aber von dem Willen der Baronin völlig unabhängig und wählerischer als sie sollte, weil sie des unglücklichen Glaubens lebt, man umwerbe sie wegen ihres großen mütterlichen Erbes. — Mit den eigenen Mädchen wird die Mutter hingegen leicht zu Stande kommen, die wird sie bald versorgen. Dann kann sie in Freiheit wieder an sich denken, denn Löwenkron hat auch für diesen Fall sie anständig bedacht, und Sie werden zugestehen, sie ist wie geschaffen für einen reifen welterfahrenen Mann."

Er sprach das Letztere mit jener selbstgefälligen Koketterie, von welcher ältere Männer selten frei zu sein pflegen,

wenn sie als Bewerber um Frauengunst sich in die Reihen stellen, so daß Werner nicht in Zweifel darüber bleiben konnte, wen sein Begleiter unter dem reifen welterfahrenen Mann verstanden haben wollte.

Inzwischen waren sie vor der Wohnung desselben angelangt, und man trennte sich mit einer Verabredung für den nächsten Morgen.

Drittes Kapitel.

Werner fand in seinen Zimmern Briefe und Berichte aus der Heimath seiner wartend, die ihm für den Rest des Abends vollauf Beschäftigung gaben. Erst als er sich niederlegte, konnte er wieder an seine Unterhaltung mit dem Obrist denken, und es gefiel ihm, er lobte es in seinem Innern, daß die blonde Meta, die schöne Meta, nur dem eigenen Sinne folgte. Denn schön war sie, schöner fast als es für das Glück der Ehe ihm wünschenswerth erschien. Eine ungewöhnlich anziehende Frau hatte er sich nie ersehnt. Christine war nicht aufgefallen, aber ihr ruhig freundliches Gesicht war ihm so lieb gewesen, ach so lieb! Es gab nicht ihres Gleichen.

Die Treue, mit welcher er ihr noch über ihren Tod hinaus ergeben war, rührte ihn so sehr, daß sich ihm die Augen feuchteten. Er schlief mit einem schweren Seufzer ein, doch schlief er fest und tief, bis ihn der Diener weckte. Er mußte sich besinnen, wo er war. Er hatte die ganze Nacht hindurch geträumt, und träumen war sonst seine Sache nicht. Er lächelte, als er sich erinnerte, mit wem er sich in seinem Traum beschäftigt, aber er fühlte sich wohl und

frisch; er kleidete sich mit großer Sorgfalt an, und wie er sein starkes braunes Haar über der Stirn ordnete, bemerkte er mit Wohlgefallen, daß noch kein graues sich darunter mischte, daß die Trauer um Christine ihm keine Furche in die hohe Stirn gezogen hatte.

Er war noch nicht lange in der Allee, als ihm der Obrist mit der Baronin und deren Töchtern entgegenkam. Die schöne Meta fehlte jedoch wieder neben denselben.

Die verabredete Vorstellung war schnell geschehen, die Baronin zeigte sich von Werner's Verhältnissen soweit unterrichtet, als der Obrist selbst sie kannte. Sie beklagte ihn um den erlittenen Verlust, sprach davon, wie hart es sei, wieder einsam im Leben dazustehen, wenn man es anders habe kennen lernen, und ihre Ehe habe doch so lange nicht gedauert als die seine. Aber er sowohl als sie hätten ja zum Glücke Kinder, für die sie leben müßten, und was wolle der Mensch auch anders machen als sich trösten? Sie halte es für eine heilige Pflicht, sagte sie, die Tage zu genießen, die der Herrgott uns vergönne, halte es für die ihr zugewiesene Aufgabe, ihren Töchtern das Leben angenehm zu machen, und sich jung zu erhalten um der Kinder willen; denn sich in unfruchtbare Trauer zu vergraben, das komme ihr wie eine schwere Sünde vor.

Sie sah dabei wie das Vergnügen selber aus, so daß Werner es nicht unterlassen konnte, ihr sein Kompliment über ihre heitere Weltanschauung zu machen; aber er mußte dem Obristen darin beistimmen, die Baronin war noch schön, und unterhaltend war sie auch. Sie sprach viel, sprach angenehm und lebhaft, nur von Meta sprachen weder sie noch

ihre Töchter. Sie hatten vollauf mit sich und mit den Männern zu thun, welche sich ihnen während der Brunnenpromenade angeschlossen hatten. Es war von einem Ausfluge die Rede, den man am Nachmittag nach einer der Höhen zu unternehmen dachte, und für welchen der Obrist, der neben der Baronin ein geistiges Hausrecht auszuüben schien, die Vorkehrungen in die Hand genommen hatte. Er war es denn auch, welcher die Ansicht aussprach, daß für Meta der Weg auf jeden Fall zu weit sein dürfte.

Die Baronin entgegnete, man werde Meta ja auf dem Heimweg treffen, dann könne sie selber entscheiden, ob sie dabei sein wolle oder nicht, und damit war die Sache abgethan. Die jungen Männer wurden fortgeschickt, noch verschiedene andere Personen zu der Besteigung der Albertushöhe einzuladen. Daß Werner sich ihnen anschließen würde, nahm man als selbstverständlich an, die Damen sprachen ihm von den Personen, welche er dabei kennen lernen werde, aber er hörte nur mit halbem Ohr zu, denn er spähte nach Meta aus und konnte sich endlich, weil das vergebliche Suchen ihn ungeduldig machte, der Frage nicht enthalten, ob man etwa die verabredete Straße verfehlt habe, da man dem Fräulein nicht begegne.

„Ach!" rief die Baronin, „man sieht es, daß Sie meine Tochter noch nicht kennen. Meta's Zusagen in allen solchen Fällen sind immer nur bedingt. Sie ist gern ihr eigener Herr und wir stören sie darin nicht. Sie weiß, daß wir nicht auf sie rechnen, und im Grunde ist ihr, wie der Schnecke, in ihrem Hause stets am wohlsten. Sie findet, wo man auch sein mag, irgend einen Winkel, der ihr behagt, in dem

sie sich einnistet und festsetzt, und aus dem bringt man sie nur schwer heraus." — Die Mutter tadelte das weiter nicht, sie schien die Eigenheit ihrer Stieftochter als ein Naturbedingniß anzunehmen. Man scherzte nur darüber, daß es für Meta eigentlich ein Unglück sei, in dem Zeitalter der Eisenbahnen leben zu müssen; aber es wurde Werner des Scherzens bald zu viel, und er verabschiedete sich endlich von der Baronin, ohne diejenige gesehen zu haben, um derentwillen er den Morgen in der Gesellschaft zugebracht hatte.

Er kam unmuthig nach Hause. Es machte ihn immer sehr verdrießlich, wenn ihm ein Vorhaben nicht gelang, eine Erwartung sich ihm nicht erfüllte. Er fragte sich aber nicht, was er vorgehabt, was er erwartet hatte, er dachte nur mit plötzlich entstandener Unlust an die Baronin und an ihre munteren Töchter. Der Vormittag wurde ihm sehr lang. Er hatte zu keinem Thun die rechte Lust. Es litt ihn endlich nicht mehr in der Stube, er ging auf die Promenade hinaus; sie war um diese Stunde menschenleer. Gelangweilt schlenderte er auf und ab. Es schlug zwölf Uhr, das war die Börsenstunde in der Heimath. Er hätte viel darum gegeben, dort und in der gewohnten Thätigkeit zu sein. Er war es müde, sich zu vergnügen, ohne Vergnügen davon zu haben, und um doch irgend etwas vorzunehmen, trat er in einen Buchladen hinein.

Der Buchhändler kannte ihn bereits. Er legte ihm verschiedene politische Broschüren und historische Werke vor, wie Werner deren einige von ihm entnommen hatte, indeß er fand sich heute nicht zu solchem Lesen aufgelegt, er suchte nach einer leichteren Unterhaltung. Es lagen eine Menge

von Romanen und Gedichten vor ihm, aber mit derlei hatte er sich selbst in früheren Jahren niemals abgegeben, und es oft mit Erstaunen angesehen, wie die verständige Christine so viel Wohlgefallen an Poesien gefunden, daß es sie verdrossen hatte, wenn er nicht anhören wollte, was sie so hoch erfreute. Die schöne Ausgabe der Goethe'schen Gedichte, die hier obenauf lag, hatte sie auch besessen, sie hatte oft auf ihrem Nähtischchen gelegen. Er nahm sie in die Hand und schlug sie auf, als müßte er die bunten Seidenfäden darin finden, die Christine als Zeichen darin liegen gehabt hatte. Die waren freilich nicht darin, aber das Buch war ihm eine Erinnerung an die Verlorene, und er nahm es mit sich.

Zum Mittagsessen war es noch zu früh. Er setzte sich unter den Platanen nieder und sah dem Springbrunnen zu, der funkelnd in die Höhe stieg und verstäubend über den Kranz von Blumen niederfiel, die des Beckens Rand umgaben. Das immergleiche Spiel des Wassers wiegte ihn in träumerisches Denken ein. Erinnerungen um Erinnerungen tauchten in ihm auf, leise Töne klangen in ihm wieder, ein Goethe'sches Lied, das Christine ihm gesungen, zog durch seinen Sinn. Er suchte es und konnte es nicht finden, aber unwillkürlich verweilte er im Suchen bei den und jenen Versen, und sie mutheten ihn anders an als sonst, sie rührten und bewegten ihn. Sie fachten eine unbestimmte Sehnsucht in ihm an und ein Empfinden, das er, ohne daß er's wollte, Reue nennen mußte. Reue? War er nicht glücklich gewesen mit seiner Frau? War sie es nicht gewesen? oder was hätte ihr fehlen, was hätte sie vermissen können neben ihm. Was hatte er denn also zu bereuen? Er hatte ihr vollauf

geboten, was sie irgend zu wünschen geschienen hatte. Es war ihm nichts zu viel, nichts ihm zu kostbar gewesen für sie, jeden ihrer Wünsche hatte er erfüllt, und was verständige Menschen irgend von einander erwarten konnten, das hatten sie besessen in einander. Und doch konnte er sich des Gedankens nicht entschlagen, daß es noch ein Anderes geben, daß ein ihm unbekanntes tieferes Zusammenleben möglich sein, daß Christine die Ahnung eines solchen, eine Sehnsucht nach demselben empfunden haben könne, nur daß sie nicht fähig gewesen war, sich nach der Seite kund zu geben, und es nicht verstanden hatte, die Empfindung anzuregen, die ihm heute durch das Herz zog.

Er war sich selbst ein Räthsel in dieser grübelnden und sinnenden Verfassung, er hatte sich auch in einer so eigenthümlichen Aufregung nie zuvor befunden. Sie machte ihn unruhig, und doch war etwas in dem Zustande, das ihn um seiner Neuheit willen reizte und ihm wohlgefiel. Nur das Alleinsein in der Stille konnte er nicht lange ertragen. Und wie er sich dann von seinem Sitz erhob und sich auf den Weg nach seiner Wohnung machte, ärgerte er sich über die träumerische Melancholie, der er sich hingegeben hatte, und die er eines ernsthaften Mannes unwürdig erachtete. Es war der Müßiggang, der ihn nach seiner Meinung sich selbst entfremdete. Er zählte die Tage, welche seine Kur noch von ihm forderte. Es waren ihrer nicht eben viele mehr, und er nahm sich vor, sobald er sie beendet haben würde, zurückzukehren zu seinen Geschäften, in sein Haus, zu seinem Sohne, zu Christinens Sohn, für den zu leben er ihr versprochen hatte.

Viertes Kapitel.

Man war schon vollzählig auf dem Platz beisammen, von dem aus man den Spaziergang nach der Albertushöhe unternehmen wollte, als die Baronin, von ihren drei Töchtern begleitet, und von ihrer Dienerin gefolgt, sich den Anderen zugesellte. Sie entschuldigte mit gewohnter Lebhaftigkeit ihr verspätetes Erscheinen. Der Eselsführer, so berichtete sie, der den Wagen für ihre ältere Tochter hatte bringen sollen, sei ausgeblieben. Man habe ihn lange erwartet, bis Meta sich entschlossen, trotzdem den Spaziergang mitzumachen. Sie habe jedoch die Kammerjungfer bei sich, damit sie umkehren könne, wenn sie finden sollte, daß ihr der weite Weg beschwerlich falle.

Sie wendete sich darauf zu Werner, dem Einzigen in der Gesellschaft, welcher ihre Stieftochter noch nicht persönlich kannte, stellte ihn derselben vor, während verschiedene Männer und Frauen sie begrüßten, um mit theilnehmender Vorliebe sich nach ihrem Ergehen zu erkundigen, aber der Obrist trieb zum Aufbruch und man machte sich dann auch schleunig auf den Weg.

Die Sympathien, welche sich während des mehrwöchentlichen Beisammensein zwischen den Mitgliedern der Gesellschaft gebildet hatten, gaben sich dabei augenblicklich kund. Man fand sich in Paaren zusammen, Werner und ein junger Mann, welchen die Baronin ihm als ihren Vetter vorgeführt hatte, blieben an Meta's Seite, und nun er das schöne Mädchen in der Nähe betrachten konnte, erschien es ihm noch fesselnder, noch lieblicher als aus der Ferne. Die

blauen Augen hatten einen so ruhigen festhaltenden Blick, die Stimme einen Wohllaut, der jedes Wort, das über Meta's Lippen kam, gefällig machte, und ihre nordische Aussprache des Deutschen berührte Werner's Ohr vertraut und heimathlich.

Da sie auf dem schnell emporsteigenden Weg langsamer als die Anderen vorwärtskam und wenn sie sprach, im Gehen innehielt, bot der Vetter ihr seinen Arm, während er die Besorgniß äußerte, daß sie sich heute mehr zumuthe, als ihr dienlich sein dürfte.

„Nicht doch!“ entgegnete sie, „ich bin gar nicht so schwach, obschon ich nicht eben die Stärkste bin. Ich erscheine nur den Meinen hinfällig, weil sie sich glücklicherweise einer ungewöhnlichen Ausdauer zu erfreuen haben. Ich bleibe deshalb also gern zurück, wo ich meiner nicht ganz sicher bin, denn ich scheue mich, Jemandem zur Last zu fallen; und mich an der Natur erlaben, das kann ich überall. Ich bin zu Hause und in unserem Garten ganz zufrieden und vergnügt; heute aber kann ich sehr wohl mitkommen, und ich freue mich auf den weiten Ausblick, den man uns verheißt.“

Sie schritt danach ununterbrochen, jedoch nur langsam, vorwärts, und die übrige Gesellschaft hatte sich denn auch in ihrer Bewunderung der schönen Rundschau bereits genug gethan und saß in bester Laune bei dem Vesperbrote, als Meta mit ihren beiden Begleitern die Höhe und den Aussichtspunkt erreichte.

Die Männer erhoben sich von ihren Sitzen, man führte die Ankommende nach dem Platze, von welchem das Pano-

rama sich am besten ausnahm, man erklärte ihr dies und das, aber nur ihr stilles Lächeln sagte dafür Dank, denn ihre Augen schweiften in beglücktem Schauen über das schöne Land hinweg bis weit in die Ferne, und kein Laut kam über ihre Lippen, bis die Baronin sie sammt und sonders anrief und sie nöthigte, an der kleinen Mahlzeit theilzunehmen.

Werner blieb den ganzen Nachmittag in Meta's Nähe. Alles, was sie that und sagte, gefiel ihm wohl, denn so schlicht in sich beruhend, so unbekümmert um Andere als eben sie, hatte er noch kein Weib gesehen. Bald überraschte ihn der sinnige Ernst in ihrem Urtheil, bald der wortkarge und doch so warme Ausdruck ihrer Freude; am meisten jedoch bezauberte ihn die völlige Unbefangenheit, in welcher sie mit den Männern, und also auch mit ihm verkehrte, als hätte sie ihn lange gekannt. Sie schien gar nicht daran zu denken, daß sie jung und schön sei, es nicht zu bemerken, daß man sich um sie bemühte und sich um ihre Gunst bewarb. Die Zeit verging ihm wie im Fluge neben ihr.

Die Sonne neigte sich endlich zum Untergange, ohne daß man an den Aufbruch und an die Heimkehr dachte, denn es war nahezu Vollmond, und weil man sich bei seinem Lichte eine schöne Nacht und einen phantastischen Rückweg durch den Wald versprechen durfte, schlug die Baronin vor, das Abendessen auf der Höhe einzunehmen, und sich danach mit Kienfackeln durch den Wald vorleuchten zu lassen, bis man sich wieder auf offenem Wege und im Mondlicht finden würde.

Man nannte den Gedanken unvergleichlich, Meta stimmte

lebhaft bei, aber kaum hatte man sich seiner Ausführbarkeit versichert, so erhob sie sich, rief die Kammerfrau heran, und schickte sich zum Fortgehen an. Niemand wollte jedoch davon reden hören. Man schilderte ihr das Vergnügen, das man erhoffte, in den reizendsten Farben, man suchte sie mit Bitten und mit Scherzen festzuhalten, der Vetter vertraute ihr endlich, daß er in dem Hause ein ganz vortrefflich komponirtes Feuerwerk vorräthig gefunden habe, welches er erstanden habe und abzubrennen denke, aber sie blieb bei ihrem Vorsatz. Sie wisse, sagte sie, was sie sich bieten dürfe, und was nicht; und überschreite sie ihr Maß, so mache sie sich den Anderen nur beschwerlich, sie wolle deshalb gehen, sie habe ihr reichlich Theil von Freude ja bereits gehabt.

„So erlauben Sie mir,“ sagte Werner, „daß ich Sie nach der Stadt begleite. Mein Wagen erwartet mich am Försterhause, und wenn Sie mir die Ehre erweisen wollen, sich seiner zu bedienen, so erreichen wir die Stadt bei guter Zeit, ehe es thauig und vielleicht für Sie zu kühl wird.“

„Und die Leuchtkugeln und Raketen, die mir in das Fenster leuchten, sagen mir dann grüßend, daß hier auf dem Berge die Freunde noch Alle fröhlich beisammen sind,“ fiel sie ihm rasch ein.

„Alle?“ wiederholte der junge Mann in einem Tone, der über den Sinn, welchen er damit verband, keinen Zweifel lassen konnte. „Alle? Ich hatte so fest darauf gehofft, daß grade Sie mein Feuerwerk erfreuen sollte.“

„Das wird es! Ganz gewiß das wird es! und vielleicht aus der Ferne nur noch mehr!“ entgegnete sie ihm

freundlich begütigend. Dann aber verlangte sie von Werner die bestimmte Versicherung, daß er nicht um ihretwillen sich von der Gesellschaft trenne und auf einen so schönen Abend in herrlichster Natur verzichte; und als er sie darüber beruhigt hatte, verabschiedete sie sich rasch von der Baronin, um, von ihrer Dienerin gefolgt, den Heimweg in Werner's Begleitung anzutreten.

Oben auf der Höhe war es noch ganz hell gewesen, nur der scharfe Luftzug, der über sie hinweg strich, hatte den nahen Niedergang des Tags verrathen, im Walde aber regte sich kein Hauch, kein Laut. Das Schwirren und Summen der Käfer war verstummt, die Vögel waren schon zu Nest geflogen. Alles ruhte. Selbst die Hitze, die sich den Tag über angesammelt, lag regungslos brütend in der Bäume Schutz und entlockte dem Nadelholze seinen kräftigen Harzgeruch und den Orchideen, die zwischen dem feuchten Moose ihre weißen Blüthen und ihre rothbraunen Glöckchen heimlich erschlossen, ihren berauschenden Duft. Hier und da girrte noch eine Taube, oder es klang aus dem tiefsten Dickicht ein leiser Eulenschrei hervor, aber sie dienten nur dazu, den bannenden Zauber der Stille und der Einsamkeit noch fühlbarer zu machen, und nur das fröhliche Sonnenlicht trieb noch sein lebhaftes Spiel oben um die Häupter und Kronen der alten Waldesriesen. Es huschte in flimmerndem Glanz von dem einen zu dem anderen, es übergoß sie mit seinem Purpur, daß er tief an den Stämmen niederfloß, es tauchte die weißbärtigen Aeste in seine farbige Gluth, es küßte mit flammender Lippe bald diesen und bald jenen, und machte in flimmernder Hast der einbrechenden Dunkelheit die Herr=

schaft in dem Walde streitig, so daß rothes Licht und blau verschwebende Schatten in raschem Wechsel über den warmen moosigen Boden streiften.

Da sie beständig abwärts stiegen, war Meta, seit sie sich von der Gesellschaft entfernt hatte, in gleichmäßigem Schritt und ruhigem Gespräche neben Werner rüstig vorwärts gekommen, indeß sie waren kaum in den Schatten des Waldes eingetreten, als sie stehen blieb und, tief aufathmend, um sich blickte.

„Es ist wie in der Kirche!" sagte sie, „nur feierlicher und erhabener, weil man so allein ist und weil nicht Menschenhand die Herrlichkeit erschaffen! — und wie das Alles schön ist, wie beredt dieses Schweigen! wie lebensvoll diese Einsamkeit!"

Sie blickte zur Rechten, blickte zur Linken wie ein Kind, das seines Wegs nicht achtet, und wie einem Kinde erregte Alles, was sie umgab, ihre Freude, nachdem der erste feierliche Eindruck in ihr ausgeklungen hatte. Bald hielt sie inne, um dem Spechte zuzusehen, der aus dem Nestloch in dem großen Baume noch einmal mit den klugen Augen umherschaute, ehe er sich für die Nacht in Sicherheit brachte, dann wieder ging sie eilig vorwärts, um in dem tiefen moosigen Grün des blätter- und rankenreichen Bodens den weißen Nachtschatten zu suchen, dessen süß berauschender Duft sich ihrem feinen Sinne schon von fern verrathen hatte. Hier wollte sie aufhorchen auf den leisen Schrei des Käuzchens, dort hatte ein Nachtvogel mit tastendem Fluge sich zu früh hinausgewagt und huschte, von dem Sonnenlicht, das durch die Zweige noch herniederblitzte, jäh

erschreckt, in seine Dunkelheit zurück, und drüben auf dem Steine, der für sie zu hoch war, an den Werner aber leicht hinanreichte, hing tief ein blühendes Moos hernieder, das sie lange schon hatte malen wollen und so schön niemals angetroffen hatte.

Werner betrachtete sie mit stiller Lust. Es war ihm ein Vergnügen, ihr zu folgen, ein Genuß, sich ihrem Schritt und ihren Wünschen anzupassen. Er mußte sie aufmerksam machen auf die Baumwurzeln in ihrem Wege, sie lächelte, so oft sein fester Arm sie hielt, wenn sie zu straucheln drohte; und der sanfte Blick, mit dem sie dankbar zu ihm aufsah, machte ihn nachgiebig wie eines Kindes vertrauensvolles Auge; der Ton, mit dem sie ihre Freude an dem Walde aussprach, drang ihm in das Herz.

„Ach!“ sagte sie, indem sie wieder einmal stehen blieb, um eine schöne Brombeerranke aus dem Gezweig zu lösen, das sie verstrickt hielt, „es war recht gut von Ihnen, daß Sie mich mitgenommen haben, denn es ist so schön im Walde, und mit den Anderen hätte ich nichts davon gehabt.“

Er fragte, was sie damit sagen wolle?

„Das kann ich Ihnen kaum erklären, wenn sie es nicht selber fühlen,“ versetzte sie, „und wenn Sie's fühlen, brauche ich es Ihnen nicht erst zu erklären. Haben Sie es denn nicht selbst bemerkt, daß die Natur zu Vielen auf einmal nicht spricht? Man muß mit ihr allein sein oder höchstens mit noch einem Anderen, der auch nichts Anderes will, als sich an ihr erfreuen, der auch nichts Anderes verlangt, als Kraft genug, ihre wundervolle Schönheit zu erfassen! — Und wie nun Menschen gar ein Vergnügen daran haben können,

Raketen zischen zu hören und Leuchtkugeln verschwinden zu sehen, wenn der Mond still über uns hinwegzieht, und die Sterne, die wir gesehen haben, seit wir sehen lernten, still und unwandelbar und so vertraut auf uns herniederblicken, das habe ich nie begreifen können."

Damit unterbrach sie sich dann wieder plötzlich, entschuldigte, rasch vorwärts gehend, ihr unverantwortliches Zögern und Verweilen, versprach, ihn nicht wieder aufzuhalten; indeß ihr guter Vorsatz hielt nicht lange an, und Werner verlangte es nicht besser, als daß er ihrem Willen folgte; denn auch ihn entzückte die Waldeseinsamkeit, auch ihm löste und erweichte sie das Herz, daß er sich unwillkürlich fragte: warum habe ich das Alles nie zuvor gesehen und empfunden?

Er war in seinem Leben durch so manchen Wald gegangen und gefahren, allein und mit Christinen, doch hatten sie Beide, wenn es lange gewährt, an des Waldes Einsamkeit und naturwüchsiger Wildniß weder ein sonderlich Behagen noch Gefallen finden können. Was sie in den Wäldern meist gefreut, das war der Schatten gewesen, den sie ihnen während des Tages Gluth geboten, oder die gut gehaltenen Wege, die Kunde gegeben von der Sorgfalt, mit welcher man den Wald gepflegt. Aber sie hatten sich aus den Wäldern meist hinausgesehnt ins Freie, wo der Blick nicht so beschränkt ward, wo das Leben und Treiben des menschlichen Verkehrs das stille strenge Walten der Natur vergessen machte; und vollends Jemand neben sich zu haben, der sich in der Bewunderung der Naturschönheit erging, der an Blatt und Blüthe, wie der wilde Wald sie bot, sein

betrachtendes Entzücken hatte, das würde Wernern bis auf diese Stunde sehr lästig erschienen sein.

Warum freute es ihn denn heute? Warum sah und genoß er heute in dem Walde, was er nie zuvor gesehen und empfunden hatte? War dieser Wald denn anders als jene Wälder alle? oder war sie es, die schlanke Meta, die leicht wie eine Traumgestalt an seiner Seite ging, während die streifenden Sonnenlichter ihre reine Stirne mit funkelnden Rubinen schmückten, daß sie wie die Waldeskönigin anzusehen war, die ihm die Augen aufgeschlossen hatte und das Herz?

Gleichviel! Was es auch war, wer es auch war! Der Abend war von einer unvergleichlichen Herrlichkeit, und er fühlte sich vergnügt und froh, wie er es lange nicht mehr gewesen, vergnügt wie er's im Grunde noch nie zuvor gewesen war; und weshalb sollte er's nicht sein? Er war noch jung genug, noch vollauf berechtigt, von dem Leben Glück und Freude für sich zu erwarten.

Fünftes Kapitel.

Werner's Diener schüttelte bedenklich den Kopf, als es zehn Uhr schlug, ohne daß sein Herr zu Bett gegangen war. Er wußte nicht, was er davon denken sollte, und recht wußte es Werner selber nicht, als er, nachdem er Meta nach ihrer Wohnung hingefahren hatte, stundenlang auf der Terrasse vor seinem Hause hin und wieder ging.

Er hatte sein Abendessen versäumt, die Stunde zum Schlafengehen hatte für die Kurgäste längst geschlagen, indeß was kümmerte ihn das? Er war nicht hungrig, war nicht schläfrig, war viel zu munter, um an Ruhe zu denken,

und er fand es thöricht, sich noch länger mit der Kur zu plagen, denn er befand sich wohl, vollkommen wohl und frisch. Sein Sinn war heiter, die angenehmsten Bilder und Vorstellungen wechselten in seinem Geiste mit einander ab. Er dachte an den schönen Wald und dachte daneben mit Vergnügen an sein Haus in seiner Vaterstadt, an seinen Landsitz, der sich über des Stromes Mündung wie ein Fürstenschloß erhob, und hinter welchem das Wäldchen, wenn es auch diesem Hochwald nicht verglichen werden konnte, Schatten und Kühlung und manch hübsche Wege darbot, wenn man sie nur suchen wollte, wenn man nur das Auge hatte, sie zu finden.

Daß er seine Pferde, daß er nicht wenigstens den neuen leichten Wagen hier zur Stelle hatte, war ihm ärgerlich. Die Kalesche, in welcher er Meta heute gefahren, war nicht bequem, war eben nur gut genug für ihn, doch nicht gut genug für sie gewesen. Die Polster waren hart, die Lehne viel zu steil, die Armstützen zu hoch für eine Frau; und doch hatte Meta sich so anmuthig in die Ecke eingeschmiegt wie ein Kind in seiner Mutter Arm. Sie war reizend, wenn sie ging, noch verführerischer, wenn die schlanken Glieder ruhten, und herzgewinnend, unwiderstehlich, ganz unwiderstehlich in ihrer holden Freundlichkeit. Wie hatte sie gelächelt, als er ihr die Decke über die Knie gebreitet, wie lieblich hatte sie ihn angesehen, als er sich bemüht, es ihr zu Dank zu machen! Es war nicht anders — er konnte sich nicht helfen.

Er mußte sich Gewalt anthun, den Satz nicht zu vollenden. Aber sonderbar blieb es deshalb doch! Sehr sonderbar in der That.

Als er ein junger Mann gewesen war, hatte er mit verständiger Ueberlegung, nach reiflicher Prüfung sich die zu ihm und seinen Verhältnissen passende Lebensgefährtin ausgewählt und in ihr eine Stütze gefunden, einen Freund auf jede Probe. Es blieb dabei, einen Ersatz für sie zu finden, konnte er nicht erwarten, so wenig er sie je vergessen konnte. Und dennoch! und jetzt?

Er war ein Mann von vierzig Jahren, ein ernster Mann, er hatte große Altersverschiedenheiten zwischen Eheleuten immer als einen Uebelstand erachtet, und vierzehn Jahre bilden einen großen Abstand zwischen Mann und Weib, besonders wenn des Mannes Leben an Erfahrung und an ernster Arbeit reich gewesen ist. Dazu gehörte das Mädchen — er nannte keinen Namen — einer Gesellschaft an, die nicht nach seinem Sinne war, er hatte sich immer mit Geflissenheit von der sogenannten vornehmen Welt entfernt gehalten. Die häuslichen Tugenden, welche Christine ausgezeichnet hatten, konnten die Töchter der Baronin nicht besitzen. Die ganze Tüchtigkeit seiner Frau, ihre kluge Umsicht, selbst ihr klarer Einblick in das Geschäft des großen Handels und Gewerbes standen ihm klar vor Augen. Er hatte sie immerdar bewundert. Er hatte es im höchsten Grade geschätzt und anerkannt, wie sie alle ihre seltenen und großen Eigenschaften nur benutzt, um ihm zu dienen, und er hatte, wie werth er seine Frau gehalten, doch immerdar empfunden, daß er der Herr sei, daß er zu gebieten und zu fordern habe, ja die freiwillige Dienstbarkeit Christinens hatte so entschieden zu seinem Glück gehört, daß er die Herrschaft des Mannes und des Weibes Dienstbarkeit als die Grund-

bedingniß alles Eheglückes angesehen und in erster Reihe in seine Glaubensartikel aufgenommen hatte. Wer aber durfte auch nur daran denken, einem zarten schwachen Wesen jene Mühwaltungen aufzubürden, denen die rüstige Christine sich wie einem Spiele unterzogen hatte! — Trotzdem! — Er stand wieder auf demselben Punkte, vor demselben Rosenstrauche still, vor welchem er vorhin sich in seinen eigenen Gedanken absichtlich unterbrochen hatte — es war nicht anders, er konnte sich nicht helfen, sich's nicht länger leugnen: Christine hatte er lieb gehabt und werth gehalten; Meta hatte es ihm angethan gleich in der ersten Stunde, in der er sie gesehen, Meta liebte er mit tiefster Zärtlichkeit, mit heißem, sehnsüchtigem Verlangen. Sie froh zu wissen, ihr Lächeln hervorzurufen, sie zu stützen, zu führen, ihr zu dienen, erschien ihm das höchste Glück, denn sie war wie aus einer anderen Welt. Er hatte nie ein Weib gesehen wie sie und nie ein Weib geliebt wie sie — er hatte überhaupt noch nie geliebt!

Unglaublich! ganz unglaublich! rief er laut noch einmal aus, und blickte um sich, ob ihn auch Niemand höre. Aber es war schon lange still auf der Terrasse und in der Straße; im ganzen Hause waren die Fensterläden fest geschlossen, alle Bewohner hatten sich zur Ruhe begeben, nur er ging einsam in dem Mondlicht noch umher, sich in Liebessehnsucht wiegend wie ein Jüngling. Er hätte darüber lachen, sich verspotten mögen, wäre ihm nicht so wohl ums Herz gewesen, hätte er sich nicht mit einem Male so jung und neu belebt gefühlt. Sein Dasein hatte plötzlich wieder einen Werth für ihn, jetzt hatte er wieder ein festes be-

stimmtes Ziel vor Augen, und alle seine Willenskraft richtete sich auf dieses neue Ziel. Meta sollte, mußte die Seine werden — und zwar bald!

Mit dem Gedanken legte er sich nieder, mit dem Gedanken erhob er sich am nächsten Morgen, und von dem Tage ab sah man Werner stets an Meta's Seite.

Daß er älter war als die anderen Männer, welche ihr huldigten, daß er ein Wittwer war, der von der Erinnerung an seine Frau noch sehr erfüllt zu sein schien, gab ihm eine größere Freiheit gegen Meta, und machte sie völlig unbefangen gegen ihn. Sie hatte es kein Hehl, daß seine Gesellschaft ihr erwünscht war, daß seine Rücksichtnahme auf ihre Art und Weise ihr behagte, und es währte gar nicht lange, bis sie Werner nach Gebühr zu schätzen begann. Seine ruhige Selbstgewißheit flößte ihr Achtung und Vertrauen ein, und da er nicht gewohnt war, neben den Frauen den schmeichelnden Anbeter zu spielen, hatte seine liebende Bewerbung um ihre Gunst etwas Ungewöhnliches und Würdiges, das sie in ihren eigenen Augen erhob, während es sie anzog und beschäftigte, in ihm einem Manne zu begegnen, der einem durchaus anderen Lebenskreise als demjenigen angehörte, aus welchem sie hergekommen und worin sie zu Hause war.

Werner's großartige kaufmännische Thätigkeit hatte ihm einen freien Blick gegeben. Er war ein scharfer Beobachter, wußte von den Ländern diesseits und jenseits des Oceans, in denen er längere oder kürzere Zeit verweilt hatte, sehr sachlich zu berichten, und es währte denn nicht lange, bis er Geltung und eine vorzügliche Beachtung in der ganzen

Gesellschaft erlangt hatte, der er sich nur um Meta's willen angeschlossen hatte.

Da er sich unverhohlen zu ihr hielt und ihr Vertrauen ihm dies erleichterte, traten sie einander sehr bald nahe. Wie fast alle Menschen, die eine gute Meinung von sich haben dürfen, redete Werner gern von sich, und vor Meta that er's mit beflissener Absicht. Er sprach ihr von seiner Vaterstadt, zu deren Senatoren er seit Kurzem zählte, er suchte ihr einen Begriff von der Bedeutung des großen, die Völker und die Länder verbindenden Handelsverkehrs zu geben, er erwähnte in geschickter Andeutung seiner Lebensstellung und der Möglichkeiten, zu welchen ein großer Besitz die Mittel biete, und ohne daß er es besonders suchte oder wollte, gedachte er vor Meta auch des Glücks, das er in Christinen besessen und verloren hatte, und des einzigen Kindes, das sie ihm hinterlassen.

Schon nach wenig Tagen hatte er nicht mehr nöthig, sie zu suchen. Sie fand sich von ihm besser unterhalten als von den Männern, deren Berufs- und Lebensverhältnisse ihr bekannter waren, es machte ihr Vergnügen, ihn um kleine Dienste anzugehen, weil er sie ihr so freundlich und von Herzen leistete, und die warme verehrungsvolle Liebe, mit welcher er von seiner verstorbenen Gattin sprach, flößte ihr selber eine Theilnahme und Achtung vor derselben ein.

„Sie glauben es gar nicht," sagte sie eines Tages, als zwischen ihnen auch wieder die Rede von Christinen gewesen war, „wie der Gedanke an diese Frau mich oft beschäftigt, weil sie alle jene Eigenschaften besessen und in sich ausge-

bildet haben muß, die mir, fürchte ich, immer fehlen werden, und die ich mir trotzdem so sehnlich wünsche."

Werner bezweifelte es, daß man sich ernstlich nach geistigen Eigenschaften sehnen könne, die der Natur des Wünschenden nicht eingeboren wären, eben seiner Eigenart also auch nicht angemessen sein könnten, und die also nur einen Zwiespalt in seinem Wesen erzeugen würden. Sie behauptete jedoch, daß er sich darin irre.

„Seit ich von mir weiß," sagte sie, „habe ich das lebhafte Verlangen gehegt, denjenigen, die ich liebte, zu dienen und zu helfen: aber weil ich ein sehr zartes und schwächliches Geschöpf war, und weil mein Vater nach meiner Mutter frühem Tode doppelt um mich besorgt war, wurde ich mit einer so peinlichen Aengstlichkeit behandelt und überwacht, daß mir jede freie Regung damit genommen wurde. Ich konnte verlangen und erlangen, was ich wollte, sofern es nicht die geringste Anstrengung für mich befürchten ließ. Meine gesunde und lebensfrische Stiefmutter konnte an einem so verzärtelten Kinde natürlich keine Freude haben. Sie behielt mich in ihrer Nähe, weil mein Vater mich gern um sich hatte, aber ich hörte oftmals, daß er ihr mehr Vorsicht in meiner Behandlung anempfahl, ich merkte auch frühzeitig, daß meines Vaters Aengstlichkeit ihr übertrieben däuchte und daß ich ihr bisweilen lästig fiel, und es befremdete mich nicht, als sie mich nach meines Vaters Tode gänzlich der Pflegerin und Erzieherin überließ, die er für mich erwählt hatte. Diese, eine vortreffliche und gewissenhafte Frau, sah es als ihre nächste Pflicht an, sich genau an die Vorschriften ihres verstorbenen Herrn zu binden, d. h. mich von Allem

fern zu halten, was nach ihrer Meinung mir schädlich werden konnte. Leben bin ich auf diese Weise allerdings geblieben, wie Sie sehen, aber ich weiß im thätigen Leben nirgend so recht Bescheid, bin für Andere mit meinem besten Willen gar nichts nütze, muß mehr, als mir lieb ist, an mich und meine Gesundheit denken, und komme aus der Besorgniß nicht heraus, daß ich den Anderen beschwerlich falle und sie hindere."

Werner nannte das selbstquälerische Grillen, indeß Alles, was er versuchte, ihr dies zu beweisen, wollte sie nicht gelten lassen.

„Sie verfallen mir gegenüber mit Ihrem starken Verstande und mit Ihrer Redlichkeit," sagte sie, „doch in die Rolle des beschwichtigenden Arztes, und daran thun Sie nicht wohl, mein Freund! Ich weiß am besten, wie es mit mir steht und was ich werth bin. Ich möchte ja um jeden Preis eine Andere, möchte gesund und kräftig sein wie Andere. Ich raffe mich dann auch bisweilen auf, will es den Gesunden gleich thun, will Hand an die Arbeit legen; aber ich brauche nur eine feste Zusage für irgend etwas zu machen, und wäre es nur ein geselliges Unternehmen, so tritt mit einer Art von Tücke mir regelmäßig meine Kränklichkeit behindernd in den Weg. Grade an dem Tage versagen meine Kräfte mir den Dienst, ich kann mein Versprechen nicht erfüllen, mein guter Wille wird bezweifelt, man verliert die Lust, mich in Anspruch zu nehmen, auf mich zu rechnen, und ich kann das Niemandem verdenken. Indeß mein Mißtrauen gegen mich selber hat sich dadurch verstärkt, ich habe mich endlich bescheiden lernen und —"

Sie vollendete den Satz nicht. Er bat sie, ihm den Schluß dieser Bekenntnisse nicht schuldig zu bleiben, sie weigerte sich dessen. Wie er dann aber freundlich in sie drang, überwand sie ihre Scheu gewaltsam, und sagte rascher als sie sonst zu sprechen pflegte: „Sie haben mir einmal angedeutet, daß es Sie wundere, mich noch unverheirathet zu finden. Jetzt, da Sie mich kennen, wie ich selbst mich kenne, werden Sie das natürlich finden. Ich könnte es nicht ertragen, von dem Mitleiden eines Mannes zu leben, der in der Ehe mit mir sein Glück zu finden erwartet hätte; und einen Mann, den ich liebte, unglücklich durch mich zu sehen, würde mir das Bitterste von Allem sein."

Sie wendete bei den Worten das Gesicht von ihm, weil ihre Lippen bebten, aber er ergriff ihre Hand und, sie festhaltend, während auch über sein männliches Antlitz eine tiefe Bewegung zuckte, fragte er: „Meta! Diese Erklärung — galt sie mir?"

„Ihnen?" entgegnete sie ihm, indem sie ihn verwundert ansah.

„Das ist hart, härter als ich es einem Herzen wie das Ihre zugetraut!" sagte er mit einem Tone, der sie überraschte und verwirrte.

„Aber was habe ich denn gethan?" rief sie, und ihre Augen hingen ängstlich fragend an den seinen.

„Nichts! Nichts! Sie haben nichts, gar nichts gegen mich verschuldet, nur ich selber habe mich betrogen" rief er; und seiner Selbstbeherrschung nicht mehr Meister, setzte er rasch hinzu: „Ich meinte, Sie müßten es gesehen haben,

wie ein neues Leben in mir aufgegangen ist seit der ersten Stunde, in der ich Sie gesehen habe."

„Sagen Sie das nicht!" fiel sie ihm in die Rede, „ach! sagen Sie das nicht." Aber er hörte nicht auf ihre Abwehr.

„Ich hegte die Zuversicht, daß Sie es wüßten," fuhr er fort, „wie es mich glücklich macht, Sie zu sehen, mit Ihnen zu sein, für Sie zu sorgen. Alles, was ich bin und habe, hat einen anderen, hat erst seinen wahren Werth für mich bekommen, seit ich hoffte, daß es Ihnen dienstbar werden könnte; und das Verlangen, Sie glücklich zu sehen, hat mir mein eigenes Herz erschlossen, das ich nicht gekannt habe, bis ich Sie kennen lernte. Vertrauen Sie meinem Herzen, Meta! — weisen Sie es nicht zurück."

Sie stand vor ihm und sah ihn ruhig an. Mit einem Male bedeckte sie ihr Gesicht mit ihren Händen, und in den Sessel niedersinkend, weinte sie bitterlich.

Er hatte sich zu ihr niedergebeugt, und da sie ihn nicht ansah, kniete er neben ihr nieder. „Meta!" sagte er, „ich habe nie vor einem Weibe gekniet, habe nie gedacht, daß ich es thun, daß ich ein Weib so lieben könnte —"

„Und Sie sollen auch vor mir nicht knien!" rief sie. „Stehen Sie auf! ich bitte Sie, stehen Sie auf! — Ich wollte ruhig zu Ihnen sprechen, aber Sie sehen, es ist meine unglückliche Schwäche, ich muß gleich weinen. Ich bewundere Ihre Großmuth von Grund der Seele, Ihre Güte für mich ist mir in jedem Augenblicke, in welchem ich sie genieße, ein wahres Labsal. Seit mein Vater todt ist, ist Niemand so gütig gegen mich gewesen, hat Niemand so für mich gesorgt wie Sie; indeß lieben können Sie mich nicht. Ich besitze

ja keine von den Eigenschaften, um derentwillen Sie Christine schätzten, durch welche Christine Sie beglückte. Und doch —"

„Reden Sie! reden Sie, liebe Meta!" bat er mit dringendem Tone.

Sie schüttelte verneinend das Haupt, und sagte dann mit bebender Stimme: „Es ist gewiß ein großes Glück, von einem Manne wie Sie geliebt zu werden —"

Er ließ sie nicht vollenden. „Meta! Meta!" rief er, „höre, was ich Dir in dieser Stunde sage, und verlaß Dich fest darauf. Mein ganzes Herz ist Dein, denn Du erst hast es mir erweckt; all meine Liebe lag ungeahnt in mir, war aufgespart für Dich. Dich zu sehen, mit Dir zu sein, Dich zu besitzen, ist mein höchster Wunsch, Dich zu erfreuen, meine größte Freude; und Du sollst mir sagen, daß ich Dich nicht verdiene, wenn ich fortan je im Leben mein Glück höher als das Deine schätze. Darauf nimm mein Wort. — Und nun in meine Arme, die Dich halten und tragen wollen, von heut' ab für und für, Du heißgeliebtes Weib."

Sechstes Kapitel.

Die Verlobung des reichen hanseatischer Handelsherrn mit der schönen Schwedin machte ein paar Tage hindurch die Unterhaltung in dem Badeorte aus, obschon sie an sich nichts Auffallendes hatte und man sie als eine für beide Theile sehr schickliche erachtete. Werner's großes Vermögen ersetzte selbst in den Augen von Meta's aristokratischen Bekannten den ihm mangelnden Adelstitel, ihr geringes Wohlgefallen an rauschenden geselligen Vergnügungen machte es sehr erklärlich, daß sich ihre Wahl auf einen ihr an Jahren

überlegenen Mann gelenkt hatte, und Werner war obenein ein so stattlicher Mann von so vollkommener weltmännischer Bildung, daß man der Baronin zu einem solchen Schwiegersohne und zu einer solchen Versorgung ihrer Tochter von allen Seiten Glück wünschte. Die Genugthuung der schönen Wittwe über die lange schon gewünschte Verheirathung ihrer Stieftochter gab sich denn auch unverhohlen kund, sie zeigte sich voll Zärtlichkeit für Meta, sie empfing den Verlobten derselben mit all der anmuthigen Warmherzigkeit, die sie lebhaft auszudrücken wußte, wenn sie es für angemessen fand, und Werner war wie alle Glücklichen zum Glauben sehr geneigt.

Die Baronin war seines Lobes voll, sie zeigte sich höchst aufmerksam für Meta, seit sie sicher war, solcher Verpflichtung nicht lange mehr nachkommen zu müssen. Ihre Töchter behandelten die ältere Stiefschwester mit jener neugierigen Theilnahme, welche jede Braut ihren jüngeren Genossinnen einzuflößen pflegt, und Meta's leicht zur Dankbarkeit bewegter Sinn lohnte ihnen ihre Freundlichkeit von Herzen. Man hatte sich niemals besser und wohler mit einander befunden als jetzt, da die Trennung nah bevorstand; und da obenein der Obrist sich durch Meta's Verheirathung dem Ziele seiner eigenen Hoffnungen beträchtlich angenähert glaubte, sah Werner sich in einen Familienkreis versetzt, dessen allseitige Zufriedenheit, dessen fröhlichen und liebevollen Einklang die Baronin ihm zu rühmen wohl berechtigt war.

Sie ließ es dabei nicht unerwähnt, daß Meta ihrem künftigen Gatten in eine Heimath zu folgen habe, welche

trotz ihrer kaufmännischen Wichtigkeit den südlichen Charakter der heiteren Kaiserstadt entbehre, daß sie sich, wie glänzend Werner's persönliche Verhältnisse auch seien, in eine ihr völlig ungewohnte Gesellschaft einzuleben haben werde, und hingenommen von der Verliebtheit in seine Braut, war der sonst scharf erwägende und prüfende Werner sehr bereit, sich alle die Opfer vorhalten zu lassen, welche nach der Baronin Meinung Meta ihm zu bringen hatte, weil er in dieser ihrer Opferfreudigkeit ihre Liebe für ihn zu erkennen glaubte.

Der Termin für die bevorstehende Heirath war auf Werner's Verlangen nicht weit hinausgerückt, da sein Wunsch, Meta zu besitzen, immer leidenschaftlicher wurde, seit sie ihm verlobt war. Indeß das Haus, in welchem sie an seiner Seite schalten sollte, mußte nach seinem Sinne ihrer würdig sein, mußte ihrem geläuterten Geschmack, ihren besonderen Bedürfnissen ganz und gar entsprechen, und er trennte sich deshalb von ihr schon wenige Tage nachdem sie seine Braut geworden war, um sie desto eher seine Frau nennen zu können.

In der Gewißheit, sein großes Vermögen durch kluge Thätigkeit fortdauernd vermehren zu können, hatte er es früh gelernt, die Zeit höher zu schätzen als das Geld, und nicht zu kargen, wo es ihm darauf ankam, rascher an das Ziel zu gelangen. — Freigebig wie ein Glücklicher, wußte er also die Arbeit der Handwerker wie der Künstler, welche er bei den neuen Einrichtungen in seinem Hause in Anspruch nahm, derart zu beflügeln, daß er, noch ehe das Jahr zu Ende ging, die junge Gattin in seine Heimath führen konnte.

Da Meta häuslichen Sinnes und Werner während des

Brautstandes häufig von seinen Geschäften entfernt worden war, hatten sie um so leichter und um so lieber von der leidigen Gewohnheit der sogenannten Hochzeitsreise Abstand genommen. Werner sehnte sich danach, in Ruhe mit der geliebten Frau sich seines neuen Eheglücks zu freuen, und Meta's keusche Natur schreckte in richtigem Empfinden davor zurück, ihre heiß entfachte Zärtlichkeit in den Eisenbahnwagen und in den Wirthshäusern dem Blick neugieriger Fremden verrathen oder sie verbergen zu müssen. Sie hatten also Beide nichts von dem Vorschlag der Baronin hören wollen, den ersten Winter ihrer Ehe auf Reisen in einem südlicheren Klima zuzubringen, sondern Werner hatte derselben mit der ihm eigenthümlichen Selbstgewißheit versichert, er habe Vorkehrungen dafür getroffen, daß seine Frau in seiner Heimath möglichst wenig zu leiden haben solle, und Meta hatte keinen Wunsch und Willen, als sich blindlings der Führung ihres Mannes zu überlassen.

Es war ein trockener, aber schon rauher Herbsttag, als Werner mit ihr in seinem wohlverschlossenen Wagen in sein Haus einfuhr, dessen Flügelthüren sich mit raschem Schlage öffneten, die neue Herrin in sich aufzunehmen.

Ein helles Licht, eine milde Wärme kamen ihr freundlich entgegen. Auf weichen Teppichen geleitete ihr Gatte sie die gelinde, mit Gewächsen reichbestellte Treppe zu den Zimmern hinan, die er für sie hergerichtet hatte. An dem Vorsaal derselben wartete ihrer, von seinem Erzieher begleitet, Werner's Sohn. Zögernd und schüchtern trat er ihr einen Schritt entgegen, dann wendete er sich zu dem Vater und warf sich rasch an dessen Brust.

Meta verstand den Knaben aus eigenem Erfahren. Ihr ohnehin erschüttertes und volles Herz zog sie zu ihm hin. „Ich liebe Deinen Vater," sagte sie, »und er hat auch mich lieb. Liebe Du mich auch!"

Sie hielt ihm die Hand hin, der Vater führte ihr den Sohn zu. Er war selber sehr ergriffen. „Sei ihm eine gute Mutter!" Das war Alles, was er sagen konnte, aber Meta's Ton und Mienen mußten dem Knaben Vertrauen gegeben haben, denn er ließ des Vaters Hand los, und als Meta ihm die Arme entgegenbreitete, fiel er ihr um den Hals und reichte ihr den Mund zum Kusse.

Ein heller Strahl von Freude flog aus ihren Augen zu dem Vater hinüber, und die Zukunft hielt, was diese erste Stunde für die Familie Beglückendes verheißen hatte.

Auch in der Gesellschaft, in welcher sie fortan zu leben hatte, fand Meta sich gar bald zurecht und mit günstigem Vorurtheile aufgenommen. Wie in allen Hansestädten wußte man sich auch in Werner's Heimath etwas mit dem starken Bürgersinn ihrer Einwohner, der nicht frage nach der Gunst der Höfe, und frei sei von den Vorurtheilen der Edelleute, welche es lieben, sich in derselben zu sonnen. Aber man entbehrte deshalb in der freien Reichsstadt, in welcher ein reicher und gebildeter Handelsstand die Herrschaft führte und den Ton angab, weder einer sehr ausschließlichen und stolzen Aristokratie innerhalb des Kaufmannsstandes, noch war man gleichgültig gegen Titel und Orden, welche von den Fürsten stammten, oder gegen die angeerbten Namen der alten Edelleute, mit denen man bei diesem oder jenem Anlaß in Berührung kam.

Daß Werner sich wieder verheirathen würde, hatte man als selbstverständlich angesehen, daß er, der seinen bürgerlichen Stolz stets zu betonen geliebt hatte, eine Frau aus altem, adligem Geschlechte heimführen würde, das hatte man nun freilich nicht erwartet. Aber Meta's Vater hatte in seiner Jugend als Sekretär der schwedischen Gesandtschaft mehrere Jahre in der Hansestadt gelebt, und sein Andenken war unter seinen Zeitgenossen nicht erloschen. Man erinnerte sich mit Vergnügen seiner gefälligen Manieren, man wußte noch viel Gutes von seiner Bildung und Liebenswürdigkeit zu sagen, man fand, daß seine Tochter ihm in diesen Eigenschaften ebenso wie in ihrem Aeußeren ähnlich sei. Er hatte auch, als er nicht mehr dort angestellt gewesen war, immer gern in der Hansestadt verweilt, man freute sich also und es nahm ihre neuen Mitbürger und Umgangsgenossen schnell für Meta ein, daß sie ihr Wohlgefallen an ihres Gatten Heimath freudig kund gab; und als man einmal dahin gekommen war, Werner's junge Frau lobend und anerkennend gelten zu lassen, ging man auf diesem Wege, wie die Gesellschaft dies mit ihren Zuneigungen und Abneigungen stets zu halten pflegt, rüstig vorwärts, so daß man sich mit Meta schnell zusammenfand, ohne daß sie sonderlich viel dazu gethan hatte, an dies Ziel zu gelangen.

Die Männer priesen Werner's glückliche Wahl und Meta's Schönheit. Die Frauen nahm ihre anspruchslose Zurückhaltung für sie ein, während Werner's unabläßige Achtsamkeit auf Meta's Wünsche ihr zu einer Auszeichnung wurde; und er war klug genug, auch von den Anderen gleich von Anfang an eine ganz besondere Rücksichtnahme

auf die zarte Gesundheit seiner Frau zu begehren. Weil Alles in seinem Hause ausschließlich darauf berechnet war, ihr das Leben leicht zu machen, setzte er es als ein Selbstverständliches voraus, daß auch die Gesellschaft die gleiche Rücksicht nehmen werde, und an Meta manche jener Anforderungen nicht stellen dürfe, deren Erfüllung man einer gesunden Frau nicht zu erlassen gewohnt ist. Meta machte keine Besuche, dafür fand man sie mit Regelmäßigkeit zu Hause, und da die gleichmäßige Freundlichkeit ihres Charakters jedem Gaste wohlthat und niemals die fremde Eitelkeit herausforderte oder gar verletzte, sah sie sich allmälig von einer lebhaften häuslichen Geselligkeit umgeben, die im Gange zu erhalten, keine vorbedachten Feste und Veranstaltungen nöthig waren.

Das war durchaus nach Werner's Sinn. Er war von je ein Feind des Prunks gewesen, und einer glänzenden Schaustellung seines Reichthums nur noch abgeneigter geworden, je mehr derselbe gewachsen war. Er hatte jedoch seine Eitelkeit wie jeder Andere, und er befriedigte diese, indem er seine Frau in ihrer Ausnahmestellung zu erhalten und so viel an ihm war, sie in derselben zu befestigen suchte. Ihre unverkennbare Zufriedenheit machte ihn glücklich, glücklicher, als er mit Christinen je gewesen war oder es sein zu können überhaupt für möglich gehalten hatte; und er selber konnte es nicht ermessen, wie die Liebe ihn verwandelt hatte, wie die Hingebung, deren er durch sie fähig geworden war, ihn gehoben hatte.

Meta verstand nicht, was man meinte, wenn man ihr von dem vortheilhaften Einfluß sprach, den sie auf ihren

Gatten ausgeübt habe. Sie hatte ihn, seit sie ihn kannte, immer nur freundlich, nachsichtig und gütig gefunden, hatte, ehe er um sie geworben, ihn unbefangen schätzen gelernt und nie daran gedacht, ihn ändern oder umstimmen zu wollen; und auch seit sie mit ihm verheirathet war, hatte sie keine andere Absicht gehegt als die, ihm angenehm zu sein, um ihm und seinem Sohne zu leisten, was in ihrer Macht stand. Es schien ihr deshalb nur natürlich, daß auch er sich ihren Eigenheiten anbequemte, sich ihren Wünschen willfährig erwies. Es that ihr wohl, wenn er seinen lauten Sprachton um ihretwillen dämpfte, wenn er seine raschen Bewegungen mäßigte, seine heftigen Aufwallungen unterdrückte, seine oft herben und zu strengen Urtheile nachträglich zu mildern suchte, da all dergleichen sie nicht angenehm berührte; und sie wußte es ihm von Herzen Dank, daß er ihr nicht nur körperlich, sondern auch geistig die ihr angemessene Atmosphäre, die ihr nothwendige Ruhe zu bereiten strebte.

Meta's Liebe für ihren Gatten wuchs mit jedem Tage und steigerte die seine. Er war stolz darauf, seine Frau, gleichsam in einer neuen Jugend, schöner als je neben sich erblühen zu sehen. Es machte ihm eine große Freude, dies von seinen Freunden bestätigen und sein häusliches Glück von ihnen rühmen zu hören; und daß er die Macht besaß, der Frau, die er über Alles liebte, ein beneidetes Dasein zu bereiten, daß er wie eine gütige Vorsehung für sie sorgen, ihres Vertrauens, ihres Dankes sich wie eine solche versichert halten konnte, darin fanden seine Herrschsucht und seine verfeinerte Selbstsucht ihren täglichen Genuß. Er war während seiner ersten Ehe schweigsam über seine persönlichen und

namentlich über seine häuslichen Verhältnisse gewesen; weil es ihn jedoch so sehr erfreute, Meta bewundert zu sehen, ward er nicht müde, es seinen nächsten Bekannten im Vertrauen auszusprechen, daß es nie eine sanftere Natur gegeben habe als die seiner Meta, nie ein erfreulicheres Familienleben als das seine, nie eine Stiefmutter, welche das fremde Kind so völlig als ihr eigenes in ihr Leben aufgenommen habe, als eben sie. Es war das Alles richtig, Alles wie er's sagte.

Meta liebte ihren Stiefsohn und das war natürlich, denn Rudolf's offenes Gesicht nahm selbst die Fremden für ihn ein, und seine Wahrhaftigkeit machte seine Erziehung leicht, sein gutes Herz ihn selber liebenswürdig. Jene geheime Neigung zur Schönheit und zur Poesie, die sein Vater in Christinen nicht zur rechten Zeit erkannt, hatte sich auf ihren Sohn vererbt, und sie fand jetzt in der Schönheit und in dem ganzen Wesen seiner Stiefmutter reiche edle Nahrung. Der Einklang zwischen ihnen war eben so groß als der wohlthätige Einfluß, den sie auf einander übten, denn wie Rudolf immerfort bemüht war, die Zufriedenheit der Mutter zu erwerben, so ließ sich Meta es angelegen sein, an ihrer geistigen Ausbildung zu arbeiten, um von dem Sohne nicht zu frühzeitig übersehen zu werden, und der ganze Bildungsgrad sowie die Form und der Ton des Verkehrs in der Familie gewann auf diese Weise an Form und Haltung ungemein.

Aber grade die Zärtlichkeit, welche sie für den Sohn einer Anderen zu fühlen fähig war, regte in Meta's liebevollem Herzen unablässig den Gedanken an, welch eine inbrünstige Liebe sie für ein eigenes Kind empfinden, wie

glücklich es sie machen würde, ihr eigenes Kind unter ihren Augen heranwachsen zu sehen, und wenn sie für sich selber den Besitz eines eigenen Kindes mit jedem Tage ihrer Ehe mehr ersehnte, so mischte sich in dies natürliche Verlangen zugleich der Schmerz, daß ihr Gatte seine Vaterfreude nur Christinen zu verdanken habe, und daß sie selber, wie es den Anschein gewann, nicht hoffen dürfe, ihm Kinder zu geben wie seine erste Frau. Eine Eifersucht gegen die Todte, eine Schwermuth, die sie sich zum Vorwurf machte, griffen dadurch in ihrem Herzen Platz, und diese letztere wurde mächtiger als die Mutterhoffnungen, die sie im Laufe der Jahre zu verschiedenen Malen hatte hegen dürfen, trotz der höchsten Pflege und Vorsicht immer wieder zerstört worden und vergeblich gewesen waren.

Werner's beharrliche Liebe erlitt keine Verminderung dadurch, obschon eine Vergrößerung seiner Familie ihm bei seinem Reichthum wünschenswerth erschien. Er liebte Kinder, er liebte es, Menschen um sich zu haben, über die er zu bestimmen hatte, deren Zukunft in seiner Hand lag; indeß er wollte es aus Liebe für Meta derselben nicht zugestehen, daß sie etwas Wesentliches zu entbehren habe, wenn sie ohne eigene Kinder bleiben sollte. Er verwies sie auf ihre Liebe für den Stiefsohn, auf die Freude, welche sein Vorwärtskommen ihr bereite, auf die lebhafte Sorge, welche sie empfinde, wenn eine Störung die glückliche Entwicklung desselben zu bedrohen scheine. Er mahnte sie daran, wie völlig er und sie sich in der Liebe, in der Sorge für den Sohn zusammenfänden. Er wollte es nicht einräumen, daß er nicht empfinden könne, was sie entbehre, wollte es nicht zugeben,

daß er sie nur zu beschwichtigen und zu trösten strebe, wenn er kein großes Gewicht legte auf jene Empfindung, welche sie sich als die höchste und unlösbarste Liebe vorstellte, auf die, wie sie es nannte, heilige, geheimnißvolle und nicht trügende Stimme des Blutes.

Sie hielt ihm dagegen die Erfahrung ihres eigenen Lebens vor. Sie sprach ihm von dem guten Willen, mit welchem die Stiefmutter und die Stiefschwestern ihr begegnet wären, von der Mühe, die sie selber sich gegeben, sich ihnen von Herzen anzuschließen, ohne daß deshalb eine wahre gegenseitige Zuneigung entstanden wäre. Werner wendete ein, daß zwischen so verschiedenartigen Naturen ein wirkliches Einverständniß eben unmöglich gewesen sei. Er gab ihr zu bedenken, daß auch zwischen Eltern und Kindern große Sinnes- und Charakterverschiedenheiten keineswegs selten wären, daß es nicht allen Eltern beschieden sei, sich und ihre guten Eigenschaften in ihren Kindern wieder zu finden, daß der Besitz von Kindern unter Verhältnissen ein sehr zweifelhaftes Glück sei, und daß er keineswegs die Liebe der Eltern für ihre Kinder als die höchste anerkenne.

„Wie willst Du z. B. dieses in seiner Tiefe durchaus instinctive Gefühl mit jener Liebe vergleichen, die nach bewußter Wahl in freier Selbstbestimmung zwei Menschen als Gatten mit einander verbindet?“ sagte er. „Schon die Blindheit der Elternliebe, die in unzähligen Fällen die Eltern über den Werth der eigenen Kinder täuscht, so daß sie auch dem mißrathenen und unwürdigen Kinde verdienstlos zugewendet bleibt, spricht gegen sie und erniedrigt sie vor dem Urtheil der Vernunft. Und schließlich lieben wir in unseren

Kindern zumeist uns selbst, und die Mühe und Sorge, die wir auf sie zu verwenden genöthigt sind, neben den Hoffnungen, welche wir, auch nicht ohne Selbstsucht, auf sie bauen."

Weit entfernt jedoch, Meta damit zu beruhigen, regte er sie durch solche Einwendungen vielmehr zu einem lebhafteren Widerspruche auf. Sie blieb dabei, daß in dem Frauenherzen die Mutterliebe etwas Anderes sein müsse, als in dem des Mannes, und als der welterfahrene Mann ihr darauf mit einem Scherz entgegnete, war sie nicht im Stande darauf einzugehen, sondern gab, ohne zu überlegen, was sie damit that, gegen ihre Gewohnheit ihrer Empfindung einen rücksichtslosen Ausdruck.

„Es hilft nichts," sagte sie, „daß ich es mir wegzuleugnen trachte, es hilft auch nichts, daß Deine großmüthige Liebe es mich nicht fühlen läßt, wie meine Kränklichkeit, die mich des Glückes der Mutterfreuden beraubt, ein Unglück für mich ist, und auch für Dich. Die Liebe für den Stiefsohn verbindet mich Dir nicht, wie die Liebe für ein Kind, das uns Beiden eigen wäre, uns verbinden würde. Es ist wahr, ich liebe Deinen Rudolf, denn ich sehe Deinen Blick in seinem Auge, ich höre den Ton Deines Lachens und Gebietens in seiner Stimme — aber Du findest mich nicht in ihm wieder, und ich —" Sie brach ab, und sagte dann nach einer Pause, als müsse es einmal ausgesprochen werden, mit einer herben, Festigkeit, welche Werner nie zuvor an ihr wahrgenommen hatte: „Es giebt Tage und Tage, in denen ich gar nicht daran denke, daß Rudolf nicht mein Sohn ist, und dann bin ich froh und glücklich und verlange gar nichts weiter.

Ich glaube es dann zu fühlen, daß er mich liebt, daß er sich mir zu eigen gegeben hat, daß wir im vollsten Einklang sind. Plötzlich jedoch kommt eine Stunde, in welcher mir etwas durchaus Fremdes in ihm entgegentritt. Es sind gewisse Eigenheiten, die ich nicht einmal bestimmte Fehler nennen könnte; es ist nur ein Widerstreben gegen meine Natur und Weise, die mich peinlich und unheimlich berühren und in denen ich, mit aller Achtung vor Christinen, die Sprödigkeit ihrer Natur, ihren Charakter und sein Muttertheil erkenne. In solchen Augenblicken bin ich, ohne daß ich ihn darum schelten dürfte, ohne allen Einfluß auf sein Herz oder auf seinen Verstand. Ich muß ihn, oft zu meinem Bedauern, selbstwillig seine Wege gehen lassen, wenn ich ihm nicht das, was uns trennt, klarer zum Bewußtsein bringen will, als es für uns Alle zu wünschen ist. Ich stehe vor ihm mit meiner besten Absicht, mit der klarsten Erkenntniß dessen, was ich möchte, wie ein Bildhauer vor einem fremden Materiale, das sich seiner Hand nicht fügen will, in dem er seine Ideale nicht ausgestalten kann; und ich sage mir dann mit wahrem Herzeleid: in meinem eigenen Sohne würde ich auf solchen unwillkürlichen Widerstand nie stoßen, mit Kindern, die ich Dir geboren hätte, würde ich besser umzugehen wissen. In ihnen würde ich Dir die Eigenschaften, welche Du an mir werth hältst, besser und vollkommener herausbilden als ich sie besitze, so daß Du Deine Freude an ihnen haben solltest, denn Deine gesunde Kraft und Deine Tüchtigkeit würden ihnen ja ebenso angeerbt sein, wie Deinem Rudolf, und er würde an Dir hängen und zu Dir emporsehen mit all der Liebe für Dich, die meine

ganze Seele ausfüllt und also auch in der seinen leben müßte."

Meta war so ergriffen, sprach so sehr aus vollem offenen Herzen, daß Werner sie zärtlich in seine Arme schloß, obschon er sie davor warnte, sich solchen selbstquälerischen Grübeleien hinzugeben. Er tadelte es, daß sie sich an dem Glück, welches sie in dem gutgearteten Sohne besäßen, nicht genügen lasse, er sprach ihr von der großen Zuneigung, von dem redlichen Vertrauen, welche Rudolf für sie hege, und gab ihr zu bedenken, daß man auch in dem Charakter der eigenen Kinder nur zu häufig auf Elemente stoße, die man ihnen aus der eigenen Natur nicht vererbt zu haben glauben sollte. Er sagte, wie sie Beide alle Ursache hätten, sich an der Männlichkeit zu erfreuen, die sich in Rudolf's ganzem Wesen kundgebe; um diese günstig zu entwickeln, müsse ihm seine gewisse Eigenart und Eigenwilligkeit gestattet werden. Er rühmte dabei Meta's verfeinernden Einfluß auf den Knaben aus voller Ueberzeugung, und da er ihr betheuerte, daß er sich in jedem Sinne glücklich schätze, sofern nur Meta und sein Sohn ihm erhalten blieben, glaubte er annehmen zu dürfen, daß Meta über ihren trüben Gemüthszustand hinweggekommen sein werde, nun sie ihm einmal Ausdruck gegeben und ihr Herz erleichtert habe.

Diese Hoffnung erwies sich jedoch als trügerisch. Werner hatte vielmehr die Erfahrung zu machen, daß das Aussprechen eines in der Stille getragenen Schmerzes diesen in gar vielen Fällen nicht besänftigt, sondern steigert, weil man sich damit denselben deutlicher zum Bewußtsein gebracht und sich fortan der Mühe überhoben glaubt, ihn wie bis

dahin schweigend in sich zu bekämpfen, um Andere nicht in die Mitleidenschaft zu ziehen.

Meta machte es sich freilich zum Vorwurf, daß sie sich vor ihrem Manne so offen habe gehen lassen, sie fürchtete sogar, daß eine unangenehme Erinnerung daran in ihm haften bleiben werde, daß er mißtrauisch geworden sein könne gegen die Herzlichkeit, mit welcher sie seinen Sohn umfing, aber die große Schonung und Nachsicht, die Werner ihr von Anfang an bewiesen, die ungemeine Wichtigkeit, welche er darauf legte, sie zufrieden zu sehen, hatten sie selber nachgiebig gegen sich und alle ihre Schwächen gemacht und sie derartig verwöhnt, daß sie, eben weil alles Erreichbare, ohne daß sie es nur zu fordern brauchte, ihr freigebig gewährt ward, dies Alles nicht mehr so hoch als früher anschlug, und nur das Einzige noch begehrenswerth erachtete, was die Natur ihr bisher versagt hatte.

Hundertmal hatte sie es gegen ihren Gatten ausgesprochen, daß sie glücklich sei, daß er sie glücklich mache, daß die Selbstlosigkeit, mit welcher er seine Zufriedenheit ausschließlich in der ihren suche, ihre Bewunderung errege, ihren höchsten Dank verdiene. Jetzt betraf sie sich immer öfter auf der Vorstellung, daß Werner von ihnen Beiden weitaus der Glücklichere sei; denn die Liebe, welche sie von ihm empfing, gab sie ihm aus voller Seele wieder, und er hatte daneben seinen Sohn, der ihn zu schönen Hoffnungen berechtigte, für dessen Zukunft er in weittragenden Plänen sich zu ergehen liebte. Da aber Mißstimmung und falsche Vorstellungen ihren Schatten über Alles werfen, was wir in uns tragen und was uns äußerlich umgiebt, so kam Meta jetzt

bisweilen zu der Vermuthung, daß ihr Gatte ihre Kinderlosigkeit vielleicht weniger als sie beklage, weil durch dieselbe seinem Sohne dereinst der ungetheilte Besitz des Familienvermögens anheim fallen, und die Geldmacht des Handlungshauses in dem Sohne einheitlich erhalten werden würde.

Sie konnte sich es endlich nicht mehr leugnen, sie war eifersüchtig auf das Glück Christinens, auf die Erinnerung, welche ihre Gatte derselben schon um ihres Sohnes willen bewahrte, sie hatte gelegentlich eine rasch aufzuckende Mißempfindung gegen Christinens Sohn. Sie machte sich schwere Vorwürfe darüber, suchte es in sich niederzukämpfen, sie war unzufrieden mit sich selbst und ihre Stimmung wurde dadurch ungleich. Sie nannte sich undankbar gegen ihr Schicksal, statt sich ihren Undank gegen ihren Gatten ernstlich vorzuhalten; aber dies Letztere würde sie gezwungen haben, in sich zu gehen und sich zu ändern, während sie sich über ihren Undank gegen das Geschick mit einer ebenso bequemen als unfruchtbaren Reue abzufinden vermochte; und bei der völligen Sorglosigkeit und Muße ihres Lebens versenkte sie sich allmälig immer tiefer in eine unberechtigte Melancholie, unter welcher ihr Gatte mehr noch als sie selber zu leiden hatte, denn er konnte es nicht ertragen, Meta nicht mehr heiter, nicht vollauf zufrieden neben sich zu sehen. Er hatte seinen Stolz darein gesetzt, sie so glücklich zu machen, wie seine große Liebe für sie es verlangte; er war einsichtig genug, Meta's Nachgiebigkeit gegen sich und ihre Empfindsamkeit zu mißbilligen, statt sie aber, wie es seine Pflicht gewesen wäre, mit ruhiger Hand auf den Weg der Vernunft zurückzuführen, meinte er sie durch die Zerstreuungen, die er ihr reichlich

bot, durch die immer neuen Beweise seiner Liebe und Großmuth von ihren vergeblichen Wünschen abziehen zu können. Indeß trotz Meta's dankbarer Natur mußte er bemerken, daß nichts sich leichter abstumpft als die Anerkennung dessen, was sie empfangen, in dem Bewußtsein derjenigen, denen mit Bereitwilligkeit Leistungen dargebracht werden, ohne daß man Gegenleistungen dafür begehrt. Es war nicht ihre Absicht, nicht ihr übler Wille, daß Meta mehr und mehr dahin gelangte, Alles, was sie hatte und besaß, Alles, was ihr Werner leistete, als etwas Selbstverständliches, ihr Gebührendes zu betrachten. Er hatte ihr so oft gesagt, daß er kein anderes Bestreben und Verlangen habe, als sie glücklich zu machen und zu wissen, daß sie sich allmälig der Mühe überhoben glauben mußte, auch an seine Zufriedenheit zu denken, daß sie sich krankhaft in der trüben Schlaffheit gehen ließ, die ihres Gatten lebhafter auf das Thun gestellter Sinn mit immer neuen Opfern, mit dem Bedauern zu besiegen strebte, daß eben dies ihm nicht gelingen wolle. Sein Eifer wuchs mit ihrer Abspannung, sein Mitleid hielt gleichen Schritt mit ihrer sich steigernden Selbstsucht, und er ward es gar nicht inne, wie Meta Herrschaft über ihn gewann, weil er es in dem Bewußtsein seiner Kraft nicht für nöthig und geboten hielt, gegen die zärtliche und schwache Frau in irgend einer Weise auf seiner Hut und auf sich selbst bedacht zu sein.

Siebentes Kapitel.

Meta war über vier Jahre verheirathet und hatte ihr dreißigstes Jahr überschritten, als ihr abermals die Hoff=

nung, Mutter zu werden, erblühte. Ihre Freude über dies Ereigniß war kaum größer als die ihres Gatten. Ihr Befinden war weit besser als in den vorhergegangenen gleichen Fällen, ihre Gesundheit kräftigte sich von Tag zu Tag. Mit der wachsenden Aussicht, den sehnlichsten Wunsch ihres Herzens erfüllt zu sehen, schwand auch die Verstimmung, der sie sich anheimgegeben hatte, und kam ihr auch allmälig das Bewußtsein des schweren Unrechts, dessen sie sich gegen ihren Gatten hatte schuldig werden lassen. Sie konnte wieder ohne Neid an Christine denken, ihre Liebe für den Stiefsohn wurde wieder frei und rein, und alle die liebenswürdigen Eigenschaften, die ihren Gatten einst zu ihr gezogen hatten, machten sich wieder geltend. Sie war voll Hingebung und Zärtlichkeit für ihn, und er gefiel sich darin, sie mit den Sinnpflanzen zu vergleichen, die des Sonnenscheins bedürfen, um sich zu entfalten, und die sich schließen und die Blätter hängen lassen, wenn sie des rechten Lichtes entbehren.

Er ging wieder froh und stolz einher, da er seine Meta heiter sah, er war erfinderisch in den Mitteln, sie zu schonen, sie zu kräftigen, und da man die Geburt ihres Kindes in der strengsten Zeit des Winters zu erwarten hatte, entschloß er sich, noch ehe die Ungunst des Wetters sich in seiner nordischen Heimath fühlbar machte, mit seiner Frau in den Süden zu gehen, um sie dort ihre Niederkunft erwarten zu lassen.

Die Reise wurde gut zurückgelegt, der Herbst ging Meta leicht vorüber. Unter den Zweigen des Weihnachtsbaumes baute Werner ihr gerührten Herzens die Wiege auf und die aus England verschriebene Ausstattung für das er=

wartete Kind, und beide Gatten zählten mit Ungeduld die Tage, welche sie voraussichtlich von der Erfüllung ihrer Wünsche und von der entscheidenden Stunde trennten.

Sie kam bald nach dem neuen Jahre heran, aber sie war für die Mutter schwer und voll Gefahr, und zum zweiten Mal sah sich Werner mit Herzensangst von dem Schicksal bedroht, eine geliebte Gattin zu verlieren. Eine tiefe Entkräftung, eine völlige Bewußtlosigkeit, denen ein starkes Fieber gefolgt war, hatten Meta gleich nach der Geburt ihres Kindes befallen. Nur den ersten Laut desselben hatte sie vernommen, nur einen kurzen Augenblick hatte sie ihre Tochter an ihr Herz gedrückt, dann hatte das Bewußtsein sie verlassen, und viele Wochen zogen an Werner langsam und sorgenvoll vorüber, weil man in Unsicherheit darüber schwebte, ob der Irrsinn, der Meta's Geist umfangen hielt, wieder von ihr weichen, oder ihn dauernd umnachten werde.

Die ganze Pracht des südlichen Frühlings hatte sich schon über das Land und die Stadt gebreitet, als die Kranke zum ersten Mal wieder die Augen mit Bewußtsein öffnete und mit festem Blicke um sich schaute. Sie erkannte Werner, sie reichte ihm die Hand und drückte die seine an ihre Lippen, aber ihr erstes Wort galt nicht ihm.

„Das Kind! das Kind!“ rief sie, und mit einem sprachlosen Entzücken, das ihr bleiches Antlitz mit himmlischer Freude überstrahlte, drückte sie es an ihre Brust, als Werner es von dem Arm der Amme nahm, um selber es an Meta's Herz zu legen. Aber seine Stirne war umwölkt, seine Lippen preßten sich zusammen, und als er sich niederbeugte, sein

dem Leben und ihm wiedergegebenes Weib zu umarmen, und auf ihre und des Kindes Stirn, das sie ihm entgegenhielt, den Vaterkuß zu drücken, fielen seine Thränen nieder auf ihr Antlitz und er küßte sie mit langem Kusse.

Meta erschrak davor. „Du weinst?" sagte sie, indem sie zu ihm emporblickte; „und Du siehst nicht wohl aus!" setzte sie hinzu.

Er nahm sich rasch zusammen. „Wie sollte ich das?" entgegnete er ihr. „Ich habe auch gelitten, viel gelitten in der Zeit — da ich Dich zu verlieren fürchtete. Aber sei ohne Furcht um meinetwillen und denken wir nicht an die schlimme Zeit zurück. Bleibe Du mir leben! werde mir gesund und froh, dann bin ich's auch, denn das ist Alles, was ich brauche."

„Und unser Rudolf und unser Kind! meine Tochter!" fiel sie ihm in das Wort und drückte wieder und wieder die Kleine an sich, die, wie ein Fürstenkind gebettet, in den weichen Kissen ruhte.

„Ja! unser Kind! Deine Tochter!" wiederholte er, und legte seine Hand ernst und segnend auf das Haupt des schönen schlafenden Kindes, „erhalte sie der Himmel Dir und mir!"

Achtes Kapitel.

Das Kind wurde von der Stunde an der Mittelpunkt von Meta's ganzem Leben. Ihre Kräfte stellten sich weit rascher her, als man es hatte hoffen dürfen, denn der sehnliche Wunsch, ihre Kleine selber warten und pflegen zu können, da es ihr nicht vergönnt war, sie selber zu ernähren,

machte, daß sie, ihre Schwäche überwindend, sich emporraffte; und die Freude an dem schönen Geschöpf, das unter der Gunst des südlichen Klimas seine kräftigen Glieder früh zu regen begann, that das Uebrige für sie.

Es machte sie ganz stolz, einem so starken Kinde das Leben gegeben zu haben, es freute sie, daß ihre Linda, obschon sie ihre blauen Augen hatte, ihr im Uebrigen nicht ähnlich sah, daß sie des Vaters dunkle Farbe besaß. Sie hoffte, daß auch die Gesundheit und die ganze Kraft und Energie des Vaters das Erbe seiner Tochter sein würden, und mit dem Auge spähender Liebe, meinte sie jetzt schon eine ganz bestimmte Aehnlichkeit mit Rudolf in den kleinen Zügen und Mienen seines Schwesterchens herausfinden zu können. Sie konnte es kaum erwarten, sie ihm zu zeigen. Sobald die Jahreszeit den Uebergang über die Alpen für Mutter und Kind gestattete, schickte man sich deshalb auch sofort zu der Rückkehr in die Heimath an.

Wie im Triumphe zog Meta mit ihrem eigenen Kinde in ihres Gatten Haus ein, in ihrer Tochter Vaterhaus. Alle ihre Freunde und Bekannte fanden sie trotz der schweren Leiden, welche sie überstanden hatte, verschönert und verjüngt. Aus ihren leuchtenden Augen strahlte das reinste Glück, es war keine Spur mehr von jener sanften Schwermuth in ihr zu entdecken, die Werner, als er sie hatte kennen lernen, so anziehend an ihr erschienen war, und die ihm Sorge die Fülle gemacht hatte, als sie sich durch Meta's Befürchtung, kinderlos zu bleiben, in so bedenklichem Grade gesteigert hatte. Sie gedieh zusehends mit ihrem Kinde. Sie fing an stärker zu werden, die Fülle kleidete sie vor=

trefflich, und das glückselige Lächeln, mit welchem sie ihr Kind betrachtete, kam nicht mehr von ihren Lippen.

Aengstlich darauf bedacht, ihre Linda frühzeitig gegen Wind und Wetter abzuhärten, setzte sie selber sich mehr als sie vordem gethan hatte, der Luft und Witterung aus, und da sie auf ihr Kind zu achten hatte, hörte sie auf, sich selber so wie früher zu beachten. Ihre Gesundheit ließ nichts mehr zu wünschen übrig. Sie war wie umgewandelt, sie sah sich keine Schwäche nach, sie war streng gegen sich geworden, ja sie tadelte ihren Mann, wenn er ihr die alte Nachgiebigkeit erweisen wollte; denn nur die guten Eigenschaften, welche sie sich zuerkennen durfte, sollten auf ihre Tochter übertragen werden, vor den Mängeln und Fehlern, deren sie sich bewußt war, hoffte sie dieselbe zu bewahren; und weil sie vor Allem danach trachtete, Linda zu einem gesunden Mädchen zu machen, wurde sie selber mehr und mehr zu einer ganz gesunden Frau.

Ihr Haus, ihr ganzer Besitz gewannen für sie einen neuen Werth um Linda's willen. Ihre Hingebung für den Vater ihrer Linda, ihre Liebe für Rudolf, für den Bruder ihrer Linda, welcher einst der natürliche Beschützer derselben werden mußte, steigerten sich an ihrer Mutterliebe. Sie konnte sich bisweilen der Freudenthränen nicht enthalten, wenn sie gewahrte, mit welcher Zärtlichkeit der Knabe an der kleinen Schwester hing, wie er sich freute, als sie auf den stracken Beinchen stehen lernte, wie er vor ihr knieend ihr die Arme entgegenbreitete, als sie ihre ersten schwankenden Schritte zu thun versuchte, und wie sein schönes Gesicht vergnügt aussah, wie er seine Linda küßte, als ein stam=

melnder Laut der Kleinen ihn glauben machte, daß sie deutlich, aber ganz deutlich, seinen Namen ausgesprochen und nach ihm gerufen habe.

Auch Werner hatte, je mehr das Kind heranwuchs, sein Vergnügen an demselben, obschon die Mutter mit scherzendem Vorwurf behauptete, daß er die Tochter zu Anfang durchaus nicht nach Gebühr geliebt, daß er sie eigentlich mit einer unverzeihlichen Gleichgültigkeit behandelt habe und daß er überhaupt an seinem Sohne mit größerer Neigung als an seiner Tochter hänge. Da sie aber in ihrem Herzen ganz befriedigt war, machte sie sich darüber weiter kein Bedenken, sondern nannte es durchaus erklärlich. War doch Rudolf der Erste gewesen, von dessen Munde sich Werner hatte Vater nennen hören, in ihm hielt er die Erinnerung an dessen Mutter werth, und der sehr verständige Knabe vermochte dem Vater auch bereits weit mehr zu sein als das kleine Mädchen, wenn mit demselben, wie er selbst es einräumte, auch ein ganz anderes und fröhlicheres Leben in das Haus gekommen war.

Und in der That, die Kleine war ein liebreizendes Geschöpf, ein solches Urbild von Gesundheit und Lebenslust, daß, wie Werner oft zu sagen pflegte, alle die Sorgfalt und Vorsicht, mit welcher die Mutter sie umgab, ihr keinen Schaden that, wenn sie ihr auch keinen Nutzen brachte. Er hatte sein Vergnügen an ihrer immer gleichen Heiterkeit, an ihrer schalkischen Laune, wie an der großen Bestimmtheit und schmeichelnden Dringlichkeit, mit denen sie von klein auf ihren Willen durchzusetzen wußte; und Meta liebte es, darauf hinzuweisen, wie die Familie erst dann eine vollständige und

wahrhaft glückliche zu nennen sei, wenn ihr Fortbestehen nicht auf ein einziges Kind gebaut sei, und wenn beide Geschlechter in den Erben vertreten wären.

Alles Glück, das sie vorahnend in dem Besitz eines eigenen Kindes zu finden erwartet, hatte in Linda seine Bestätigung gefunden. Rudolf war ihr theuer, war ihr in das Herz gewachsen, sie freute sich, sie war besorgt für ihn und um ihn wie — ja, wie sollte sie es nennen? — sie konnte keinen anderen Ausdruck dafür finden als: wie für ihr eigenes Kind! Und damit schon allein hatte sie es ausgesprochen, daß sie Linda doch noch anders liebe als den Sohn Christinens. Die volle, ganze, unbedingte Zusammengehörigkeit, die sie mit ihrem Kinde, mit ihrer Tochter, mit ihrem Fleisch und Blut empfand, konnte sie mit dem Kinde einer Anderen nicht empfinden. Sie hatte die ganze Gewalt dieses Gefühls selber nicht ermessen, ehe sie Mutter gewesen war und ihr Kind in ihren Armen gehalten hatte; und wenn sie auch bereitwillig zugestand, daß in der Elternliebe, vor Allem aber in der Mutterliebe, viel Selbstsucht und Eigenliebe sich verberge, so fragte sie hinwiederum, ob man sich denn mit irgend einem anderen Menschen so in Eins verwachsen fühlen könne als mit dem Kinde, in welchem die Fortdauer des eigenen Seins wie die Fortdauer von dem Sein eines geliebten Gatten durch den Geist und die Erinnerung ihrer beiderseitigen Liebe vereinigt, den Eltern in holder Verkörperung entgegentrete?

Es war eine ihrer liebsten Betrachtungen, in der Erscheinung wie in dem Charakter ihrer Tochter den Elementen nachzuforschen, welche in ihr von der Eigenart des Vaters

oder der Mutter kenntlich waren, und sie fand daran mehr und mehr Genuß, je ungewöhnlicher Linda sich im Verlauf der Jahre körperlich und geistig fortentwickelte.

Rasch emporschießend, mit schönen Formen, die sich früh zu füllen verhießen, sahen ihre großen blauen Augen unter den langen Wimpern muthig in die Welt hinaus. Sie besaß weder das viel bewunderte helle Haar der Mutter, noch deren nordische zarte Farben. Dafür aber hatte sie einen eigenthümlichen Reiz durch die reiche Fülle des dunklen, nicht zu glättenden Gelocks, das ihre niedrige Stirn und das zierliche Eirund ihres Kopfes umspielte, während ihre blauen Augen einen seltsamen Gegensatz bildeten zu dem kräftigen Tone ihrer bräunlichen Haut. Wo immer das schöne Kind erschien, mußte es die Augen auf sich ziehen, und wenn man der erfreuten Mutter die frühzeitige Größe und Schönheit ihrer Tochter rühmte, so pflegte diese gern hervorzuheben, daß Linda ebenso wie ihr Bruder in die gesunde Familie ihrer Vaters schlügen, und daß nebenher der Sonnenschein des glücklichen Landes auf ihr liege, in welchem sie das Licht erblickt und unter dessen Himmel sie die ersten Monate ihres Daseins geathmet habe; nur das tiefe Gefühlsleben habe sie von ihr geerbt und deshalb könne sie sie nicht beklagen.

Werner wollte dies Letztere nicht gelten lassen.

„Ich weiß nicht,“ sagte er eines Tages, als Meta eben eine ähnliche Aeußerung gethan hatte, „ob ich die Mutterliebe blind oder nur verblendet nennen soll! Denn wie Du zwischen Dir und Linda eine Charakterähnlichkeit entdecken willst, das ist mir ein Räthsel. Hat es jemals ein Paar

vollkommene Gegensätze gegeben, so sind das Deine Natur und die von Linda. Dein grübelndes Sinnen und Denken, Dein Hang zur Schwermuth und des Mädchens überschäumende Fröhlichkeit, Dein Bedürfniß, Dich dauernd anzuschließen, und Linda's gänzliche Unbekümmertheit um Alles, was sie nicht eben in dem Augenblicke braucht und will, haben ja gar nichts mit einander gemein. Ich tadle sie damit nicht, denn Charaktere wie der ihre kommen in der Regel gut durch die Welt; ich kann nur nicht begreifen, wie Du Dich und Deine Natur in ihr wiederzufinden vermagst."

„Du nennst die Mutterliebe blind," entgegnete sie ihm, „während sie nur scharfsichtiger ist als das Auge jedes Anderen, und Du ziehst in der Beurtheilung unseres Kindes es nicht in Betracht, wie die Menschennatur unter den verschiedenen Verhältnissen, unter denen sie lebt, sich verschiedenartig gestaltet. Stelle Dir vor, ich wäre wie unsere Linda unter den Augen zärtlicher Eltern groß geworden, ich hätte wie sie mich von der Liebe umgeben und getragen gefühlt, welche ihr zu Theil wird, ich hätte einen Bruder besessen und wäre gesund wie sie gewesen, so würde ich ganz gewiß eben so fröhlich und in meinem Glücke so übermüthig geworden sein wie das geliebte Kind."

Werner schüttelte mit lächelndem Zweifel sein Haupt.

„Du warst nachgiebig und gefühlvoll, Linda aber ist eigensinnig und voll starker Leidenschaft!" sagte er.

„Das muß ich bis zu einem gewissen Grade Beides einräumen," versetzte die Mutter, „aber auch das ist mir durchaus erklärlich. Die Beharrlichkeit des sehnsüchtigen Wünschens, des schmerzlichen und nicht zu überwindenden Ver-

langens nach einem Glück, das ich in meiner damaligen Kränklichkeit nie gewinnen zu können glaubte, nimmt in dem gesunden Kinde eine andere gesundere Gestalt an. Sie will schon jetzt erringen, sich schaffen und durchsetzen, was sie für sich nöthig glaubt. Das hat sie mit dem Bruder ganz gemein, das haben sie von Dir, denn der Apfel fällt eben nicht weit vom Stamme. In allen ihren Eigenschaften und Eigenheiten, in ihren Arten und kleinen Unarten, ja, ich könnte sagen, in jedem Pulsschlage unseres Kindes finde ich mich wieder, mich und Dich in glücklichster Vereinigung, wie ich in Rudolf Dich und seine Mutter von jeher auf das Bestimmteste zu unterscheiden vermochte; und wie tief, wie feurig ist die Liebe ihres jungen Herzens für Dich und mich, wie hängen die Geschwister an einander!"

Werner lächelte.

„Das Letztere," sagte er, „ist kein großes Wunder, denn Rudolphs Nachgiebigkeit für das Mädchen grenzt an Schwäche."

„Ebenso wie die Nachgiebigkeit, welche sein Vater für die Mutter Linda's hat!" schaltete die Mutter ein. „Er hat Dein liebevolles Herz, er liebt's wie Du, die Anderen zu erfreuen." Und ihrem Manne mit frohem Blicke die Hände reichend, setzte sie freundlich hinzu: „Dafür aber folgt ihm Linda eben so gern wie ich Dir, ja, ehrlich gestanden, rascher und unbedingter als sie Dir und mir gehorcht; und ich segne es mit großem Danke gegen das Geschick, daß die Eintracht der Geschwister eine so vollkommene, ihre Zusammengehörigkeit so fest ist; ich thue, was ich kann, um sie in derselben zu erhalten."

Werner stimmte ihr darin bei, und man war noch mitten in der Unterhaltung über die beiden Kinder des Hauses, als sie, in das Zimmer tretend, derselben ein Ende machten. Sie waren Beide eine Erquickung für das Auge, der schlank emporschießende Jüngling und das schöne kleine Mädchen, das sich mit seiner stürmischen Weise der Mutter um den Hals warf, sie küssend und an sich drückend, daß sie sich seiner kaum erwehren konnte.

Neuntes Kapitel.

Erziehen ist unter allen Verhältnissen eine große Kunst, aber Kinder zu tüchtigen Menschen heranzubilden, deren Eltern durch Geburt, durch Reichthum oder durch besondere persönliche Bedeutung eine hervorragende Stellung in der Welt einnehmen, ist eine doppelt schwierige Aufgabe, und Werner's scharfer Verstand erkannte sehr klar die Gefahren, welche seinem Sohne eben durch die günstige Lebenslage erwuchsen, die er für sich und seine Familie in seiner Vaterstadt errungen hatte.

Als er selber jung gewesen war, hatte das Haus Werner weder die weitreichende kaufmännische Bedeutung noch die Millionen besessen, welche er demselben zu erwerben verstanden hatte. Freilich hatte auch er bereits in seiner Vaterstadt, in welcher beträchtliche Vermögen eben nichts Seltenes waren, als eines begüterten Mannes Sohn ein sehr angenehmes Leben gehabt und war mit guten Empfehlungen ausgerüstet in die Welt geschickt worden, sich in derselben umzuthun und zuzusehen, was für ihn in den großen See-

und Handelsstädten diesseits und jenseits des Ozeans zu lernen wäre, um später erfolgreich in seines Vaters Geschäften mitarbeiten zu können. Er hatte denn auch seine Augen aufgethan, seine Zeit in keinem Sinne verloren und später durch seine Einsicht und seinen besonnenen Muth den Geschäften jene Ausdehnung gegeben, die das Haus im Laufe der Jahre zu einer der großen Firmen unserer Zeit und ihn selber zu einem der Fürsten in der Handelswelt erhoben hatten. Dadurch trat der Sohn aber unter ganz anderen Bedingungen in das Leben ein als seiner Zeit der Vater; und wie diese Vortheile demselben ohne dessen Zuthun höchlich zu statten kamen, so war er nach des Vaters richtiger Erkenntniß eben dadurch auch den übeln Einflüssen und allen den Nachtheilen ausgesetzt, welche die Erziehung der Fürstenkinder so schwer beeinträchtigen.

Er hatte deshalb den Knaben so viel als thunlich von der lebhaften Geselligkeit zurückgehalten, welche in dem sehr gastfreien Hause seiner Eltern herrschte. Er hatte unter der beständigen Aufsicht des Erziehers gelebt, der ihm gleich nach Christinens Tode beigegeben worden war, und nachdem man ihn die sämmtlichen Klassen einer gelehrten Schule hatte durchmachen lassen, war er von seinem Vater als Lehrling in ein befreundetes Handelshaus gethan worden, in welchem er wie jeder andere seine Lehrzeit durchmachen und die einem Lehrling zustehenden Arbeiten und Dienste hatte leisten müssen. Das hatte jedoch Alles nicht verhindern können, daß der junge Mensch es frühzeitig ermessen lernte, wie ihm im Leben eine Ausnahmestellung gesichert sei; und die Umgangsgenossen seiner Eltern, wie die zahlreichen Fremden,

welche sein Vaterhaus besuchten, thaten absichtlich und absichtslos das Ihrige dazu, den Jüngling mehr und mehr in jenem Bewußtsein zu bestärken.

Werner hatte den Personen, mit welchen er umging, wie den Fremden, welche als vorübergehende Gäste in sein Haus eingeführt wurden, viel zu bieten, konnte den Einen wie den Anderen vielfach nützlich werden, und es war also nur natürlich, daß namentlich die Letzteren mit Beflissenheit bemüht waren, sich für die Vortheile und Annehmlichkeiten, welche sie dem Hausherrn und seiner Gattin zu danken hatten, durch die Freundlichkeit erkenntlich zu beweisen, die sie ihren Kindern angedeihen ließen. Obenein fiel dies kaum einem der Gäste schwer, denn Rudolf sowohl als Linda waren dazu angethan, Theilnahme zu finden und Wohlwollen einzuflößen.

In einem Alter, in welchem der Jüngling sich in gewöhnlichen Verhältnissen meist noch von dem Verkehr mit der Gesellschaft ausgeschlossen findet, war Rudolf von den Gästen seines Vaterhauses, selbst von bedeutenden Männern und auch von den Frauen bereits einer Beachtung gewürdigt worden, die er unbefangen als etwas Selbstverständliches hingenommen und die ihm nicht eigentlich geschadet hatte, da er von Natur ernsthaft und gut beanlagt war. Er hatte, auch als sein Vater ihn nach beendeter Lehrzeit in seine eigenen Geschäfte aufgenommen, seine Schuldigkeit durchweg gethan, seine Eltern waren mit ihm wohl zufrieden, die Fremden ließen, da er Dank seiner glücklichen Lebenslage früh gereift war, seine Meinung wie die eines älteren Mannes vielfach gelten, und da er keine übeln Leidenschaften in sich

zu bekämpfen hatte, konnte es kaum fehlen, daß er mehr und mehr Vertrauen zu sich selbst gewann, daß er allein sich und seinem persönlichen Verdienste zuschrieb, was er zum größten Theile doch der Bedeutung seines Vaters und der Verehrung dankte, deren dieser sich zu erfreuen hatte.

Seine ganze Kindheit, seine Jugend waren unabläßig von der Sonne des Glücks erhellt gewesen. Er befand sich mit der Welt, in welcher er lebte, und die er für sein Theil alle Ursache hatte als die beste anzuerkennen, in vollem Einklang; seine glücklichen Verhältnisse hatten ihn also sorglos gemacht, und obschon dem Nachdenken wie dem Zweifeln nicht abgeneigt, hatte er über Niemand weniger nachgedacht und an Niemand weniger gezweifelt als über und an sich selber. Ohne sich anmaßend zu beweisen, wovor seine gute Erziehung ihn bewahrte, war er doch in hohem Grade selbstgewiß, und der Vater hatte deshalb zu verschiedenen Malen daran gedacht, ihn für einen längeren Zeitraum vom Hause zu entfernen, damit er abgetrennt von seinem Vaterhause es so weit immer möglich erfahren lerne, was er an sich selber werth sei. Meta jedoch, für den Stiefsohn aufrichtig besorgt, hatte im Hinblick auf die Versuchungen, denen ein schöner, mit Glücksgütern so reich begabter Jüngling sich doppelt ausgesetzt findet, wenn er ganz sich selbst überlassen ist, die Trennung immer noch hinauszuschieben gewußt, und selbst Rudolf hatte kein dringendes Verlangen kundgegeben, die Heimath zu verlassen. Er befand sich in seinem Vaterhause wohl, während es ihm durchaus nicht an der Freiheit fehlte, sich außerhalb desselben nach Neigung zu bethätigen; und dies um so weniger, da es ihm in jedem Jahre vergönnt

war, in der Gesellschaft seiner Familie oder auch allein sich in kürzeren oder längeren Reisen einen Umblick in der Welt und einen wechselnden Menschenverkehr zu schaffen, zu welchem letzteren sich ihm ohnehin in seinem Vaterhause von je die günstigste Gelegenheit geboten hatte.

Darüber waren die Jahre hingegangen, das Glück war der Familie in jedem Betrachte hold gewesen, die vollste Einigkeit verband die Eltern und die beiden wohlgerathenen Kinder, und Rudolf stand in seinem dreiundzwanzigsten Jahre, als der Vater, der einen Vorsatz nicht aufzugeben gewohnt war, die amerikanische Reise für den Sohn wieder in Anregung brachte und ihre Ausführung auf einen nahestehenden Termin bestimmte.

Meta konnte jetzt kein vernünftiges Bedenken mehr dagegen haben, man war mit New-York, wohin der Sohn geschickt werden sollte, in so vielfachem und in sehr nahem persönlichen Verkehr, das Kommen und Gehen der Dampfer war ein so regelmäßiges, daß man darüber die Weite vergaß, welche sie zu durchmessen hatten, und Rudolf nahm die Aussicht eines völligen Lebenswechsels, soweit es das Land und die Bewohner betraf, mit Vergnügen auf. Sein Vater war gesund und in dem besten Alter, seiner Stiefmutter ging es vortrefflich; er konnte mit Sicherheit darauf rechnen, daß ihm in Amerika der beste Empfang nicht fehlen würde, wie denn der Gedanke, daß er irgendwo auf Hindernisse stoßen oder je im Leben in einen Zwiespalt mit sich selbst gerathen könne, ihm weit ferner lag als die Länder jenseits des Oceans, die er jetzt kennen lernen sollte. Er sah deshalb die Vorkehrungen für seine Reise mit großer Freude.

Es war im Frühjahr, die Zeit der Stürme war vorüber, die Schifffahrt in vollem Gange, und man hatte vorsorglich bis zum Abgange eines sehr sicheren und sehr wohlgeführten Schiffes gewartet.

An dem Tage, an welchem der Dampfer in See gehen sollte, hatten die Eltern mit den Kindern allein und zeitiger, als man sonst pflegte, zu Mittag gegessen, dann war Rudolf in das Komtoir hinuntergegangen, sich bei den Beamten desselben zu verabschieden und sich die Einführungsbriefe und die Accreditive zu holen, welche der Vater selber für ihn geschrieben hatte.

Oben im Wohnzimmer hatte die Mutter noch dies und jenes mit liebevoller Sorglichkeit für ihn zurechtgelegt, was ihm während der Fahrt oder jenseits des Meeres in seiner einstweiligen Heimath erwünscht und nützlich sein konnte; denn da sie sich jetzt für eine längere Zeit von ihrem Stiefsohn trennen mußte, wollte sie sich im Vorsorgen für die Tage entschädigen, in denen sie ihm nichts zu leisten im Stande sein würde.

Es lagen noch mancherlei Gaben und Geschenke für ihn da, von denen sie behauptete, daß sie in jeder Ecke seines Koffers leicht unterzubringen sein würden, und mitten auf dem Tische stand in einem Kästchen von violettem Sammet, das ihm zum Rahmen diente, das gemeinsame Bild der Eltern und der Schwester, das eigens für die Zeit der Trennung angefertigt und eben erst abgeliefert worden war.

Rudolf nahm es zur Hand, besah es achtsam, rühmte die meisterliche Ausführung des Bildes und bedauerte dabei nur, daß Linda zu ernsthaft aufgenommen sei, wodurch sie

weniger hübsch und bedeutend älter erscheine als in der Wirklichkeit.

„Freilich," setzte er hinzu, „sieht sie in verschiedenen Momenten auch sehr verschieden aus, und wenn sie mir mitunter noch als ein völliges Kind erscheint, überrascht sie mich gelegentlich durch den Ernst in ihrem Ausdruck und ebenso durch ihren Verstand. Heute Mittag, als sie mich mit den großen Augen so nachdenklich ansah, fühlte ich es, daß sie mir wirklich fehlen wird."

„Es wäre unnatürlich, wenn es anders wäre, da sie mit solcher Liebe an Dir hängt," entgegnete die Mutter. „Die hellen Thränen kommen ihr ja in die sonst so lachenden Augen, wenn man Deiner bevorstehenden Abwesenheit gedenkt. Ihr Gefühlsleben ist leider, wie das bei mir ebenso der Fall war, vorzeitig ausgebildet und hat mit seiner Wärme auch ihre Gedanken früh gereift. Sie beobachtet scharf, achtet auf Alles, was um sie vorgeht, ist in den Angelegenheiten des Lebens bewanderter, als man vermuthen sollte, und hat Dinge für sich selbst durchdacht, sich selbständig über eine Menge von Verhältnissen Rechenschaft gegeben, die man dem Vorstellungskreise eines so jungen Mädchens eigentlich noch fern glauben sollte."

Rudolf stimmte der Mutter bei.

„Und," setzte er dann hinzu, „wie ich sie bei meiner Heimkehr wiederfinden werde, darauf bin ich wirklich neugierig."

Gerade, als er diese letzten Worte aussprach, trat Linda in das Zimmer. Sie wollte wissen, worauf er neugierig sei. Er nannte das neckend eine müßige Frage, und da die Mutter

das Zimmer verließ, um noch etwas herbeizuholen, während Rudolf ein paar Bemerkungen in sein Taschenbuch schrieb, setzte Linda sich an das Fenster und sah schweigend und ernsthaft in die Straße hinaus.

Das fiel dem Bruder auf. Er fragte, wonach sie sähe.

„Wonach soll ich sehen," gab sie ihm zur Antwort, ohne sich nach ihm umzuwenden.

„Nun, so kehre Dich doch zu mir," sagte er, „die Straße und die Nachbarhäuser laufen Dir nicht fort!"

„Darum grade!" entgegnete sie ihm.

„Was soll das heißen? Das hat ja keinen Sinn!" tadelte sie der Bruder.

„O doch!" entgegnete sie ihm trotzig. „Die Häuser bleiben hübsch, wo sie hingehören — und ich habe Dir's ja schon gesagt: aus Dir mache ich mir gar nichts mehr, seit von nichts Anderem gesprochen wird als von Deiner Reise. Es ist grade, wie wenn sie sich Alle freuten, daß du gehst. Mir ist's nun auch schon völlig einerlei, ob Du heut' noch hier bist oder nicht."

„Närrisches Kind!" sagte er, indem er an sie herangetreten, ihren schönen Lockenkopf in die Höhe hob.

„Ach laß mich!" rief sie unmuthig, während sie sich erhob und sich anschickte, von ihm fortzugehen.

Er aber hielt sie fest. „Mädchen," scherzte er, „welche Thorheit fällt Dir denn zum Abschied ein? Du geberdest Dich heute wie ein kleines unartiges Kind! Wenn das Deine Liebe für mich ist, so ist sie eben nicht liebenswürdig."

„Kind und wieder Kind, heißt es in einem fort," fuhr sie auf, „und Du sagst gar noch unartiges Kind! Ich bin

kein kleines Kind mehr, und es ist nicht unartig von mir, daß ich nicht so einfältig bin, als Ihr mich glaubt. Ich höre und sehe und merke so gut wie Andere, was im Werke ist und weshalb Du nun mit einem Male hinüber nach Amerika geschickt wirst.“

„Nun das zu wissen,“ sagte er, immer noch in der besten Laune, „dazu brauchst Du nicht eben allzu klug zu sein, denn das ist kein Geheimniß.“ Aber obschon er so heiter mit ihr sprach, fiel ihm in der Schwester Weise etwas ganz Fremdes plötzlich überraschend auf.

Sie achtete auch seines Zuspruchs nicht, sondern den schönen Kopf unmuthig nach hinten werfend, sprach sie: „Alle Tage und alle Tage hat es geheißen, Du und Rudolf, Ihr seid Eins und Ihr gehört zusammen, denn Ihr seid unsere einzigen Kinder; und die Mutter hat mir, wer weiß, wie oft gesagt, Dein Bruder ist Dein natürlicher Beschützer, und wenn einmal der Vater und ich nicht mehr am Leben sein werden, so wirst Du doch immer Deinen Bruder haben —“

„Aber Linda,“ fiel ihr Rudolf in die Rede, „laß doch diese Grillen! Die Eltern sind ja bei Dir, sind Beide frisch und gesund und in zwei Jahren komme ich auch wieder!“

„Ich komme wieder!“ sprach sie ihm nach, während ihre Aufregung im Wachsen war. „Ich komme wieder! Das sagen sie Alle, wenn sie fortgehen. Aber ist Dein Freund Meinhold wiedergekommen, der mit des Onkels neuem Dampfer hinübergefahren und mit ihm zu Grunde gegangen ist? Und sind die Bergmanns wiedergekommen, die mit dem Merkur gestrandet sind, als ich noch klein gewesen bin? Ich weiß genau, wie sie es damals aus den Zeitungen vorgelesen

haben, und wie die Mutter darüber geweint hat. Und nun Du fort sollst, kommt mir das Alles wieder in den Sinn und läßt mir in der Nacht nicht Ruhe. Drei-, viermal habe ich schon geträumt, daß Du im Meere schwimmst und ringst und um Hülfe schreist und keine lebendige Seele Dich hört in Deiner Todesangst. Und ich habe selbst Todesangst ausgestanden und laut geschrien, daß ich davon aufgewacht und nicht mehr eingeschlafen bin."

„Kinderei und kein Ende!" rief der Bruder, dem, wie allen Hanseaten, eine Reise über den Ozean eine sehr geläufige Vorstellung war. „Warum soll ich denn ertrinken? — Laß doch das Weinen! Ich ertrinke ganz gewiß nicht und ich habe Dich ja lieb." — Aber während er sie also zu beschwichtigen suchte, ward er es erst inne, wie ihm selber die Trennung von der Schwester nahe ging, und als sie sich darauf mit ihren starken jungen Armen zärtlich an ihn klammerte und er sie an sich schloß, und ihre Lippen sich berührten, flammte es in seinem Herzen und in seinem Blute so wunderbar auf, daß er sie erschreckend losließ und sich weit von ihr entfernte.

Als er sich dann wieder zu ihr wendete, kam sie ihm größer, erwachsener und sehr viel schöner vor, als sie ihm je zuvor erschienen war. Er sah sie wie eine Fremde an, und hatte sie doch lieber als bis auf diese Stunde. Sie war verwirrt wie er. Sie wußten Beide nicht recht, was sie thun und was sie zu einander sagen sollten.

Linda war an den Tisch herangetreten und hatte des Bruders Brieftasche in die Hand genommen. Er fragte, was sie mit derselben wolle? Sie entgegnete, sie habe sie

nur zufällig ergriffen. Und sie schwiegen darauf Beide, bis Rudolf, den es zu verdrießen anfing, daß er sich von der Schwester so unnöthig hatte erweichen lassen, ihr warnend zurief: „Daß Du nur gegen die Mutter von Deinen thörichten Einbildungen und einfältigen Träumen nichts verlauten läßt, ehe ich drüben gelandet bin und Ihr den ersten Brief von mir in Händen habt! Denn ihr ist und bleibt das Wasser unheimlich wie allen Binnenländischen. Meine Mutter, deren Vater seine Schiffe auf allen Meeren fahrend hatte, war darin eine andere Frau. Als ich noch klein war, hatte sie mir immer schon von Seefahrten und Seemannsabenteuern aller Art erzählt; und eigentlich müßte ein Jeder, der es kann, einmal in seinem Leben die Reise um die Erde machen, damit er doch wenigstens eine Vorstellung davon bekommt, wie die große Kugel ungefähr aussieht, die sich unter seinen Füßen dreht, und die er seine Welt nennt, so lange er sich auf ihr herumtreibt. Ich habe auch nicht üble Lust zu diesem kleinen Ausflug."

„Wenn's der Vater zuläßt!" warf ihm Linda ein.

„Der Vater wird mich daran ganz gewiß nicht hindern, wenn ich's thun will!"

„Nun denn! glückliche Reise!" rief die Schwester; aber das spottende Lachen, mit welchem sie die Worte begleiten wollte, erstickte ihr in der Kehle, und auf das Neue in Thränen ausbrechend, eilte sie davon.

Rudolf wollte sie zurückrufen, indeß er gab es auf. Wenn ich sie gehen lasse, sagte er halblaut vor sich hin, wird sie noch am schnellsten ruhig. Er sah es jedoch jetzt

selber ein, die Mutter hatte Recht, Linda war nicht wie andere Mädchen.

Ob man sich deß zu freuen habe oder nicht, darüber gab er sich nicht Rechenschaft, denn er war selber unruhig und ging rasch davon, die letzten Kleinigkeiten für seine Abreise auf seinem Zimmer noch zu ordnen.

Zehntes Kapitel.

Man brachte den Abend noch mit den nächsten Verwandten und mit Rudolf's liebsten Freunden zu. Er war der Gegenstand der allseitigen Theilnahme. Ein Paar seiner Altersgenossen, welche die Aussicht hatten, ihm im Laufe der zwei Jahre, die für seine Abwesenheit vorausgesehen waren, nach Amerika zu folgen, trafen mit der glücklichen Zuversicht der Jugend dafür die bestimmtesten Verabredungen, und es wär nahezu elf Uhr, als der Diener meldete, daß der Wagen am Portal vorgefahren sei.

Der Dampfer mußte bald nach Mitternacht die Anker lichten, um mit der Fluth in See zu gehen. Rudolf's Gepäck war schon vor Stunden an Bord gebracht, der Vater aber wollte den Scheidenden selber nach dem Hafen und auf das Schiff geleiten, und da er ein für allemal, wie er es nannte, seiner Frau die unnöthigen Rührungen zu ersparen liebte, trieb er zu raschem Aufbruch.

Langes Abschiednehmen war unter den vielreisenden Hanseaten ohnehin nicht Brauch, Rudolf schüttelte also den Freunden rasch die Hand, umarmte die Mutter und dankte

ihr mit leisem Worte für die Liebe, welche er von ihr empfangen hatte.

„Ich schulde Dir eben so viel Glück, und Deine Zärtlichkeit für Linda ist mir reicher Lohn!“ sagte Meta, während die Schwester sich in des Bruders Arme warf.

„Nicht doch! nicht doch!“ rief dieser, als wolle er sie beschwichtigen, indeß von seiner Empfindung fortgerissen, preßte er sie gegen seine Absicht heftig an sich, und sich mit einem letzten Kusse von ihr losreißend, ging er schnell davon. Er hatte sich das Scheiden nicht so schwer gedacht.

Der Wagen rollte ein paar Minuten später die Straße entlang, die Freunde und Angehörigen empfahlen sich. Als der letzte Gast das Haus verlassen hatte, und die Mutter sich nach Linda umsah, hatte diese sich entfernt. Die Mutter rief nach ihr, sie suchte sie in ihrer Stube, Linda war nicht da. Der Diener sagte, er habe das Fräulein in des jungen Herrn Zimmer gehen sehen. Die Mutter folgte ihr dorthin.

Die Lampe brannte auf dem Tische des Wohnzimmers, die Thür des anstoßenden Schlafgemachs, in welches das Licht nur seitwärts streifend eindrang, stand weit offen. Vor des Bruders Bette lag Linda mit ausgebreiteten Armen auf ihren Knien und hatte ihr Gesicht in die Decken vergraben.

„Kind! mein Kind! was soll das? was hast Du hier zu suchen?“ rief die Mutter, während sie die Kniende emporhob und in das helle Zimmer zu führen strebte. „Du mußt Dich mäßigen, Dich beherrschen lernen! Man darf sich so in seinem Schmerz nicht gehen lassen. Komm! sei vernünftig! Wenn Dich der Vater also sähe, würde er Dich schelten und böse sein.“

„Mag er böse sein! mag er mich schelten! Nun der Rudolf fort ist, ist mir's einerlei! und bis er nicht wieder da ist, will ich auch von gar nichts wissen!“ stieß das Mädchen mit dem Trotze eines verzogenen Kindes und zugleich mit so unverkennbarem Schmerz hervor, daß die Mütter davor, wie vor der Aeußerung einer wilden, ungebändigten Naturgewalt erschrak.

Es war ganz vergebens, daß Meta ihr beschwichtigend zusprach, daß sie die Gedanken der Aufgeregten mit Vorstellung der Freude zu beschäftigen suchte, welche man dereinst bei des Bruders Rückkehr haben, und der Genugthuung, welche er empfinden werde, wenn Linda zu einem schön und edel entwickelten Frauenzimmer geworden sein würde. Linda achtete nicht darauf.

„Zwei Jahre! zwei Jahre! die sind ja eine Ewigkeit! die sind ja so unabsehbar wie das weite Meer!“ rief sie wieder, bis sie endlich, vom Weinen müde und erschöpft, ihr Lager suchte und wie ein müdes Kind in tiefen Schlaf versank.

Es war lange nach Mitternacht, als Werner in sein Haus zurückkam. „Rudolf läßt Euch grüßen!“ sagte er mit der Wortkargheit, die ihm eigen war, wenn er eine starke Empfindung zu verbergen wünschte.

„Es wird eine große Lücke in unserem Leben entstehen, bis er uns wiederkehrt!“ entgegnete Meta, und rühmte die guten liebenswerthen Eigenschaften ihres Pflegesohnes.

Werner hörte ihr schweigend zu. Das Lob des Sohnes that ihm in dieser Stunde wohl, aber er selber hielt damit zurück. Von der Tochter war die Rede nicht, und Meta

kannte ihres Mannes Ansichten und seinen Charakter zu genau, um ihm von des Mädchens leidenschaftlichem Schmerze sprechen zu mögen.

Erst am Morgen, da Linda am Frühstückstische fehlte, fragte der Vater nach ihr, und als die Mutter ihm sagte, sie habe sie lange schlafen lassen, weil sie gestern Abend über des Bruders Fortgehen so aufgeregt gewesen sei, meinte Werner, es sei ihm im Grunde heute recht willkommen, mit Meta allein zu sein, da er ihr von einer Entschließung zu sprechen habe, welche er in diesen Tagen gefaßt und zur Ausführung gebracht habe.

„Es handelt sich," sagte er, „um mein Testament. Ereignisse im Familienleben, wie das Ausscheiden meines Sohnes aus dem Vaterhause, mahnen auch den Rüstigen an den Wechsel der Dinge und machen ihm das rasche Vergehen der Zeit fühlbar. Denke ich zurück, so ist mir es, als wäre es gestern gewesen, daß ich Dich in mein Haus, Rudolf in Deine Arme geführt habe. Nun ist er bereits von uns gegangen, und wenn er uns in einer Spanne Zeit zurückkehrt, wird er ein fertiger Mann sein, wird er eine eigene Familie zu begründen haben, und bei Linda's Frühreife werden wir auch sie vielleicht nicht lange ausschließlich die Unsere nennen können. Ich hoffe, daß es mir von dem Geschick vergönnt sein wird, die Wege der beiden Kinder bis zu dem Zeitpunkt ihrer Selbständigkeit selber zu überwachen; es kann mir aber auch anders beschieden, es kann die Aufgabe in Deine Hand gegeben werden, und ich möchte nicht, daß die Bestimmungen, welche ich getroffen habe, Dir überraschend kämen, Dich vielleicht befremden. Sie sind aus

einer langen, reiflichen Ueberlegung hervorgegangen, und ich glaube, für alle Theile das Zweckmäßigste gethan zu haben."

Er hielt eine Weile inne, Meta wußte sich den Vorgang nicht zu deuten und noch weniger die feierliche und dabei nicht völlig sichere Weise ihres Mannes. Er hatte gleich nach Eingehung seiner Ehe mit ihr sein Testament in landesüblicher Weise gemacht, und die Verhältnisse der Familie waren so einfach und natürlich, daß sie nicht abzusehen vermochte, was ihn zu einem neuen Testamente oder zu der Abänderung des alten hätte bewegen können, oder weshalb er sie auf die von ihm getroffenen Maßregeln besonders vorbereiten zu müssen glaubte. Da überkam sie plötzlich die Vorstellung, daß Werner sich leidend fühlen, daß er den Glauben hegen müsse, nicht alt zu werden, und mit der Liebe, die sie für ihn hatte, versicherte sie ihn, daß Alles, was er wollen und thun könne, ihrer Zustimmung gewiß sei, daß sie seiner Einsicht ein für allemal und unbedingt vertraue.

Er dankte ihr dafür herzlich, er anerkannte die Thatsache, daß sie ihm immer ein Zutrauen bewiesen habe, welches ihm das Leben mit ihr leicht und lieb gemacht habe; und doch, setzte er mit der Zurückhaltung, welche ihr während der ganzen Unterredung an diesem Morgen auffallend und beängstigend an ihm erschienen war, hinzu: „Und doch bin ich in diesem besonderen Falle Deiner Zufriedenheit mit meinen Maßnahmen nicht ganz sicher."

Er brach darauf ab, schwieg eine kleine Weile und sagte, während er ihr die Hand gab: „Du wirst Dich erinnern, daß ich mein Testament gleich nach unserer Ver-

bindung machte. Damals hoffte ich auf eine zahlreichere Nachkommenschaft, als sie uns zu Theil geworden ist, und damals waren meine Vermögensverhältnisse weniger bedeutend als sie seitdem geworden sind. Rudolf ist mein einziger Sohn geblieben, und — daß ich es Dir eingestehe, ich bin im Laufe der Zeiten ehrgeizig geworden, für ihn und mich."

Meta sah ihn fragend an, sie verstand nicht, was er damit meinte. Er ließ sie jedoch nicht lange im Ungewissen. „Vielleicht," sagte er, und seine gewohnte Sicherheit war ihm mit einem Male wiedergekehrt, da er jene ersten Worte ausgesprochen hatte, „vielleicht würde ich, wenn Du mir eine Reihe von Söhnen gegeben hättest, ein Genügen daran gefunden haben, ein stattliches Geschlecht zu hinterlassen, das den Namen meiner Familie mit Ehren in die Zukunft hinüber getragen hätte. Die Aussicht ist mir nicht zu Theil geworden, und wie vorurtheilsfrei man dem Leben und den Dingen dieser Welt auch gegenübersteht, dem Verlangen, unter den Menschen wenigstens in der Erinnerung so lange als möglich fortzuleben, entzieht man sich nicht leicht. So ist denn mein Haus, so ist Rudolf, als der künftige Inhaber der Firma, der Mittelpunkt meines Ehrgeizes geworden; und soll das Haus, das durch meine Energie zu einer der europäischen Geldmächte emporzukommen auf dem besten Wege ist, den Platz einnehmen und behaupten, den ich ihm errungen habe, so muß und darf das Vermögen desselben nicht zersplittert werden. Ich habe die englischen Erbschaftsgesetze von jeher als eine weise, den Familien wie dem Lande höchst ersprießliche Maßregel angesehen, und in unserem besonderen Falle habe ich diese Einrichtung geradezu als geboten erachtet."

Meta hatte ihm achtsam zugehört. Bei seinen letzten Worten schreckte sie zusammen, und, die Farbe wechselnd, fragte sie:

„Du denkst, Linda zu Deines Sohnes Gunsten zu enterben?"

„Welch ein Wort ist das! wer spricht oder wer sprach davon!" rief Werner mit einer Lebhaftigkeit, die von seiner Haltung bei dem Beginn dieser Unterhaltung sehr verschieden war. „Linda wird keine Enterbte, wenn ihr neben Deinem Vermögen, das sich in meiner Verwaltung mehr als verdoppelt hat, dereinst noch ein Kapital zufällt, welches an sich ausreichend sein würde, sie auch für einen reichen Mann zu einer begehrenswerthen Frau zu machen, sofern er bei der Wahl seiner Gattin nur auf ihren Geldwerth Rücksicht nehmen sollte."

Er hatte diese Bemerkung mit bestimmter Berechnung auf die Sinnesart seiner Frau gemacht, denn sie hatte es oft genug gegen ihn ausgesprochen, wie wohl ihr das Bewußtsein gethan habe, daß bei seinen Bewerbungen um sie ihr Vermögen gar nicht in Betracht gekommen sei. Es überraschte ihn daher, daß sie, die Augen von ihm abgewendet, ohne ein Wort der Erwiderung in sich versunken sitzen blieb. Er sah sie eine Weile nachdenkend und ernsthaft an, schien sprechen zu wollen, unterdrückte es aber wieder und plötzlich von einer Empfindung fortgerissen, die er nicht bemeistern konnte, rief er mit einer Heftigkeit, die er sich sonst gegen Meta niemals hatte zu Schulden kommen lassen:

„Was soll das Schmollen? oder was soll ich von dem Zutrauen in meine Einsicht denken, dessen Du Dich zu rühmen

stets geliebt hast? Bei dem ersten Male, daß meine Einsicht Deine Erwartungen und Wünsche kreuzt, läßt Dein Zutrauen zu mir Dich und mich kläglich genug im Stiche!"

Meta schüttelte schweigend das Haupt. „Ich zweifle nicht an der Richtigkeit Deiner Anordnungen," sagte sie mit einem Tone, der deutlich kund gab, wie mühsam sie sich beherrschte, „und Du weißt es, daß nichts mir ferner liegt als Habsucht oder Lust an eitlem Besitz, aber —" Die Stimme versagte ihr.

„Aber?" wiederholte Werner.

„Ich habe meinen Ehrgeiz wie Du den Deinen!" stieß sie rasch vor. „Ich habe sie gefühlt und nie vergessen die Thränen, die Du geweint hast, als Du Linda in meine Arme legtest, ich habe es damals schon empfunden, daß Du einen Sohn erwartet und ersehnt hattest. Mein Leben hätte ich darum gegeben, Dir, wie Christine, einen Sohn zu gebären; und nie, niemals habe ich mich darüber getäuscht, daß Christinens Sohn Dir theurer ist, Deinem Herzen unendlich näher steht als meine Linda, mein armes einziges Kind!"

Werner war währenddessen ungeduldig aufgestanden. Der ganze Vorgang quälte ihn. Er war nicht gewohnt mit sich unzufrieden zu sein und bereute es doch, die Unterredung, die Erörterung herbeigeführt, im Grunde unnöthig herbeigeführt zu haben. Das machte ihn verdrießlich, aber er nahm sich rasch zusammen, er vergaß sich selber, denn Meta weinte und er konnte Meta, seine Meta nicht weinen sehen.

Er trat an sie heran, setzte sich zu ihr nieder und zog sie an sich. „Wie Du in Deine Mädchenweise zurückfällst, Du liebe, alte Frau!" sagte er, „wie Du Dich selber mit

Grillen plagst. Nun soll ich Deine Linda mit einem Male nicht lieben?"

„Oh!" rief die Mutter, „Du liebst sie wie man ein Spielzeug liebt! Sie unterhält Dich, sie macht Dich lachen, ihre Schönheit freut Dich auch; aber Du tadelst ihre kleinen Fehler immer härter als sie es verdienen, Du willst nicht einsehen, wie ganz und gar sie meine Natur und Eigenschaften hat; mit einem Worte, so wie den Sohn liebst Du die Tochter nicht!"

„Rudolf ist ein verständiger Mensch und Linda immer noch ein Kind!" wendete ihr Werner ein; aber der Mutter verletztes Gefühl war so rasch nicht zu beschwichtigen, und es lag der Bann einer Verstimmung noch über allen Beiden, als die schuldlose Ursache derselben in aller ihrer Anmuth in das Zimmer trat.

Von den Thränen, welche sie am verwichenen Abend geweint hatte, von all ihrer Aufregung und von ihrem Schmerze war ihr heute nichts mehr anzumerken. Für sie begann mit jedem Tage noch ein neues Leben, und war jeder noch ein ganzes Leben in sich selbst. Sie sah wie der helle Sonntagsmorgen selber aus. Sie umarmte mit flüchtigem Kusse erst die Mutter, setzte sich dann dem Vater auf das Knie, und indem sie ihren Arm schmeichelnd ihm um den Nacken legte, rief sie: „Ach! nun werde ich erst recht gute Tage haben! Nun hab' ich das Reich, und den Vater und die Mutter ganz für mich allein, und der gestrenge Herr Bruder hat jetzt Niemand, den er meistern und erziehen kann, wenn er sich nicht etwa der Schiffsjungen erbarmen will. Aber nicht wahr, lieber Vater! von der englischen

Küste wird er schreiben? Das muß er doch thun, denn Du hast's befohlen!"

Sie gab dem Vater dabei einen Kuß, rückte aufstehend ihren Stuhl dicht an den seinen und versicherte, sie werde jetzt so gut, so liebenswürdig, so verständig sein, daß die Eltern den Bruder gar nicht missen sollten; und sie war noch in vollem, frohem Plaudern, als der Vater sich erhob, um an seine gewohnte Thätigkeit zu gehen.

Meta begleitete ihn bis in das Nebenzimmer. „Verzeih mir, Lieber!" bat sie, indem sie ihrem Manne die Hand bot.

Er drückte sie ihr herzlich. „Du giebst so viel auf die Stimme der Natur," sagte er freundlich, „und Linda ist ein Naturkind, wenn es je eins gab. Würde ihre Zärtlichkeit für mich so warm sein, wenn sie nicht fühlte, daß ich sie von Herzen liebe? Im Uebrigen verziehe, verweichliche Du das Mädchen nicht; und für das Uebrige sei nur unbesorgt. Rudolf und Linda finden ihren Weg! Die kann man Beide ruhig gehen und sich selber überlassen, sie sind Beide gesund und gut geartet."

Elftes Kapitel.

Werner's Voraussagung über die Entwicklung der beiden jungen Leute bewährte sich in jedem Sinne. Die Tüchtigkeit des Werner'schen Geschechtes machte es Rudolf möglich, sich in den ihm fremden transatlantischen Verhältnissen bald zurecht zu finden, die manchen Anderen oft lange überwältigen. Die Selbstherrlichkeit des republikanischen Lebens bedeutete in den vereinigten Staaten etwas Anderes als in der heimischen Hansestadt, der männliche Geist des Volkes wirkte

kräftigend auf ihn ein, da er auf Selbständigkeit eben so wohl von der Natur angelegt, als zu einer solchen auch erzogen war; und die Kühnheit und Beharrlichkeit, die sich in den gemeinsamen staatlichen Unternehmungen eben so wohl wie in denen der Einzelnen kundgab, lehrte ihn mit jedem Tage, den er in Amerika verweilte, es klarer erkennen, was der Mensch vermag, wenn er mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte, durch kein Hinderniß entmuthigt, sein festgestecktes Ziel verfolgt.

Alle seine Briefe sprachen ein großes Wohlgefallen an seinem Aufenthalte in Amerika aus, ohne daß seine Vorliebe für die Heimath sich dadurch verminderte. Der Vater freute sich der verständigen Einsicht, mit welcher der junge Mann die dortigen Zustände beurtheilte, und wie klug er erkannte, was von den amerikanischen Handelsbräuchen für das heimische Geschäft verwendbar und zu übertragen sein könnte; und er gefiel sich darin, es gelegentlich gegen die alten Freunde des Hauses und gegen seine Prokuristen auszusprechen, wie Rudolf den rechten unbeirrten Verstand der Werners habe, und mit seiner Umsicht und seiner Redlichkeit ganz dazu gemacht sei, das Geschäft in stetigem Wachsthum fortzuführen.

Die Leichtigkeit des Verkehres täuschte über die weite Entfernung, und die Regelmäßigkeit desselben machte die Zeit unmerklich vergehen. Man konnte Briefe wechseln, Geschenke austauschen, als wäre man näher bei einander. Man vergaß es, da man sich glücklicherweise nur Gutes mitzutheilen hatte, wie viele Tage die Briefe unterwegs bleiben mußten, und für Linda wurde der schriftliche Verkehr mit dem um so viel Jahre älteren Bruder zu einem wesentlichen Bildungs=

und Entwicklungsmittel, während er sie in gewissem Sinne von dem vertrauteren Zusammenhang mit ihren Alters- und Umgangsgenossen abtrennte.

Der Mutter war das sehr willkommen. Ihr hatte immer vor der Zeit gebangt, in welcher irgend eine Jugendfreundin einen vielleicht nachtheiligen Einfluß auf Linda gewinnen, und der Mutter einen Theil der Liebe und des unbedingten Vertrauens entziehen möchte, deren sie sich jetzt noch ganz ausschließlich sicher wußte. Gegen diese Gefahr gab sich ihr Linda's große Zärtlichkeit für ihren Bruder und der enge, sich immer schöner ausbildende briefliche Verkehr mit demselben als ein glückliches Auskunftsmittel an die Hand. Sie war deshalb bemüht, ihn auf jede Weise zu befördern. Sie dankte Rudolf für die ausführlichen und freundlichen Briefe, welche er der Schwester zukommen ließ, sie ermunterte Linda, sich vor dem Bruder eben so unbedenklich auszusprechen als vor ihr, und da sie nach der Unterredung, welche sie mit ihrem Gatten an dem Tage gehabt hatte, an welchem er ihr seine letztwilligen Bestimmungen kundgegeben, sich nur noch fester in dem Glauben bestärkt hatte, daß des Vaters Vorliebe entschieden seinem Sohne zugewendet sei, meinte sie eine schöne Ausgleichung darin zu finden, daß der Bruder ihre Linda dafür durch seine um so größere Neigung und Zärtlichkeit entschädigte.

Sie las jede Zeile, welche die jungen Leute einander schrieben, sie lächelte oftmals, wenn Linda dem Entfernten treulich von den Aufmerksamkeiten und Huldigungen berichtete, mit denen man sie zu umgeben anfing; es gefiel ihr, wenn Rudolf die Schwester ernsthaft davor warnte, sich auch im

Scherze keiner Koketterie schuldig zu machen, wenn er sich darüber äußerte, wie die Art der Selbständigkeit, in welcher die jungen, allerdings sehr schönen Amerikanerinnen sich bewegten, seinem Ideal von Weiblichkeit nicht entspräche. Sie hatte auch nichts dawider, wenn die Schwester dem Bruder schrieb, daß sie auf dieses oder jenes der jungen Mädchen eifersüchtig sei, dessen Schönheit er gepriesen, oder von welchem er geäußert hatte, daß er vorzugsweise gern mit ihm verkehre. Da sie selber sehr ausschließlich in ihren Neigungen war und also die gleiche Ausschließlichkeit von denjenigen ersehnte, denen sie ihre Liebe zugewendet hatte, war sie überall nachsichtig, wo sie es mit eifersüchtigen Empfindungen zu thun hatte, besonders wenn sie so unschuldiger Natur waren, wie hier zwischen den beiden Geschwistern.

Die beiden Jahre der Trennung, die so lang erschienen waren, als man sie noch vor sich gehabt hatte, waren auf diese Weise schnell dahingeschwunden. Man fing im Elternhause bereits an, der nahen Rückkehr des Sohnes entgegenzusehen, als dieser, wie er scherzend sagte, der Schwester zum Trotz, und um ihr zu zeigen, daß der Vater ihm seinen Willen lasse, seinen Wunsch aussprach, die Reise um die Erde zu machen, ehe er sich dauernd in seiner Heimath und in dem väterlichen Geschäfte niederlasse; und er stieß bei seinem Vater auf keinen Widerstand gegen seine Wünsche.

Das Unternehmen war kein ungewöhnliches mehr, seit die Eisenbahnen und Dampfschiffe so sicher in einander griffen. Das Haus Werner hatte obenein seine Verbindungen ebenso in Kalifornien wie in China und in Indien, und es konnte immerhin von Nutzen sein, wenn der künftige

Inhaber der Firma die Personen und Verhältnisse durch eigene Anschauung kennen lernte, mit denen man es in jenen Ländern zu thun hatte. Die Reise wurde also angetreten; und wenn die Mutter das längere Ausbleiben des Sohnes auch nicht gern sah, wenn Linda auch über seinen Mangel an Sehnsucht nach den Seinen mit ihm schmollte, so war man an die Trennung nun doch lange gewöhnt, und Linda konnte ihm neckend versichern, sie werde jetzt über diese Reise nicht mehr weinen wie vor Jahren, es sei ihr vielmehr sehr schmeichelhaft, daß er sich ihres Zornes und der Scheidestunde noch so lebhaft erinnere, und sich so viel Mühe mache, um sie für denselben zu bestrafen.

Aber auch das Halbjahr, welches dem Sohne für diese Reise zugestanden worden war, erreichte ein glückliches Ende, und man befand sich in der vollen Mitte des Frühlings, als der Telegraph die Botschaft brachte, daß Rudolf glücklich im südlichen Italien gelandet sei. Er schrieb darauf, daß er nach kurzem Verweilen in den drei Hauptstädten des Landes, welches er früher schon bereist hatte, in die Heimath zurückkehren werde, da mit der Möglichkeit, es bald befriedigt zu sehen, sein Verlangen, die Eltern und die Schwester nach so langer Trennung wieder zu umarmen, mit jeder Stunde in ihm wachse.

Man hatte schon vor mehr als einem Monate die Stadtwohnung verlassen, um das Landhaus zu beziehen, als der Sohn endlich den Tag und die Stunde seiner Ankunft meldete. Wie der Vater ihn am Abende seiner Abreise allein zum Schiff begleitet hatte, war er, trotz Linda's Bitten, auch allein in die Stadt gefahren, um ihn zuerst auf dem

heimischen Boden willkommen zu heißen, und die Mutter und Linda folgten mit unruhigem Blicke dem Zeiger der Uhr, horchten gespannten Ohres auf jedes Geräusch, das sich außerhalb des Parkgitters auf der Chaussee vernehmen ließ, bis Linda endlich, des Abwartens offenbar schon lange müde, mit den Worten: „Länger halte ich's nicht aus!“ mit einem Male rasch emporsprang, ihren Hut, der neben ihr auf dem Tische gelegen hatte, auf die dunklen Locken drückte und, zur Thüre eilend, sich entfernen wollte. Aber die Mutter gebot ihr zu bleiben, weil der Vater es ein für allemal nicht liebe, wenn es im Beisein von Dritten oder gar auf offener Straße zu Familienszenen käme. Müsse sie doch auch geduldig warten.

„Das ist keine Kunst!“ rief Linda übermüthig. „Du bist auch geduldig, Mütterchen, und ich bin's nicht. Heute ist mir's außerdem ganz einerlei, was der Vater befohlen hat und liebt oder nicht liebt! heut' ist nicht alle Tage! Heut' ist Rudolfstag! Und wenn ein Mensch rund um die ganze Erde gefahren ist, um zu Einem zu kommen, thut man doch nur das Allernöthigste, wenn man ihm ein paar hundert Schritte entgegenläuft!“ — Sie hatte die Handschuhe angezogen, den Schirm zur Hand genommen und trat eben aus dem Gartensaale auf die breite Terrasse hinaus, die sich vor dem Hause hinzog, als das elektrische Signal aus der Pförtnerwohnung gegeben, die Fahne auf dem Thurme aufgezogen wurde und der offene Wagen rasch über die breiten Kieswege vor dem Hause vorfuhr.

Einen Augenblick des Wartens noch, und sie lagen einander in den Armen, die Mutter und der heimgekehrte Sohn,

die aufjubelnden Geschwister! Nur der Vater war still und mehr bewegt als in der Trennungsstunde. Jetzt erst, da er ihn wieder hatte, den einzigen Sohn, gestand er sich die Sorge ein, die er in den Jahren oftmals still um ihn getragen, und während ihm die Freude über den stattlichen Erben seines Namens aus den Augen leuchtete, reichte er ihm die Hand und bot ihm mit feierlichem Ernste das Willkommen in der Heimath und unter seines Vaters Dach.

Der freudigen Erregung folgte eine flüchtige Stille. Ein lang Erhofftes und Erwartetes war nun erfüllt worden, man war wieder wie vor Jahren zu Vieren bei einander, es war Alles wieder wie vordem, und während man das als ein großes Glück genoß, empfand man doch gleich im ersten Augenblicke, daß es anders geworden sei, daß man in neue Zustände und Verhältnisse einzutreten haben werde. Die Eltern Beide waren freilich unverändert. Sie befanden sich noch in den Jahren, welche das Volkssprichwort als den Stillestand, als die eigentliche in sich beruhende Höhe des Lebens bezeichnet. Aber der große, breitbrüstige Mann, dem der braune Vollbart in weichem Gelock bis auf die Brust hinabwallend das Kinn umgab, und der mit seinem hochgetragenen Kopfe die Höhe des Vaters beträchtlich überragte, war nicht mehr derselbe Rudolf, den man aus dem Vaterhause entlassen hatte; und doch entsann die Mutter, wenn er sich niederbeugte, sie zu umarmen, heute deutlicher als je sich jenes Tages, an welchem er zum ersten Male seine klaren Augen scheu zu ihr erhoben hatte. Auch Linda fühlte sich, nachdem der erste Ausbruch ihrer Freude verklungen war, ganz verlegen vor dem Bruder. Er selber

aber stand in der Seinen Mitte und ließ sein Auge schweifen durch die ihm sehr vertrauten Räume, auf alle die hundert kleinen Gegenstände hin, die ihn hier umgaben, und hinaus in den Park und über dessen Grenzen hinweg in das Freie, um dann immer wieder sich zurückzuwenden zu den Eltern und zu Linda hin, die zu betrachten ihm die größte Lust gewährte. Er wollte sprechen, unterdrückte es aber wieder und sagte dann nach einer kleinen Weile: „Ich habe doch sonst recht feste Nerven und muß es heute erfahren, daß große Freude etwas Ueberwältigendes hat. Unzählig oft habe ich mir, besonders in den letzten Tagen, das Wiedersehen ausgemalt und seine Freude im Voraus genossen, so daß ich oftmals dachte, ich erschöpfe sie; und nun ist doch Alles anders, als ich es erwartet hatte."

Die Mutter meinte, es habe sich doch im Wesentlichen in diesen Räumen und auch an ihnen nichts verändert, nur Linda müsse er sehr verwandelt finden.

„Sehr!" wiederholte er, während er sein Auge abermals mit freudigem Erstaunen auf ihr ruhen ließ, „aber das ist es nicht, was ich vorhin meinte. Nicht die Heimath ist es, die mich fremd berührt, es kommt mir im Gegentheile vor, als hätte ich sie nie verlassen, als hätte ich all das Große, Herrliche, Erhabene, das ich, von ihr entfernt, gesehen, erlebt, erfahren habe, nur geträumt." — Und Allen noch einmal die Hände reichend, rief er; „Wenn ich es nur mit einem Worte sagen könnte, wie froh ich bin, Euch wiederzusehen, den Vater, die Mutter und Dich!"

Der ganze Nachmittag verging in einer Freude. Gegen den Abend hin, als man die Mahlzeit eingenommen hatte,

und die Eltern in ruhigem Gespräche bei einander saßen nahm Rudolf der Schwester Arm und führte sie ins Freie. Sie fragte, wohin er wolle?

„Ueberall hin, wo wir sonst hier gegangen sind. Jeden Platz möchte ich wiedersehen, an dem wir gespielt, jeden Baum, unter dem wir gesessen haben, denn es giebt keinen Fleck hier weit herum, an den ich nicht viel hundertmal gedacht habe. Ich will das Alte begrüßen und das Neue, das der Vater hier geschaffen hat, doch kennen lernen, und Du sollst mir Alles zeigen und mir viel erzählen. — Viel! sehr viel!"

Aber Linda, deren froher Sinn ihr sonst das Wort leicht auf die Lippe trug, war einsilbig in dieser Stunde. Sie zeigte dem Bruder den neuen Springbrunnen, den der Vater angelegt, sie führte ihn in die Gewächshäuser, in denen er Orchideen zog, sie machte ihn auf die Arauka aufmerksam, die jetzt im Freien stand und herrlich emporgewachsen war, aber sie that das Alles mit einer Knappheit, die dem Bruder auffiel.

Als er sie darum befragte, meinte sie: „Mir geht es umgekehrt wie Dir. Du sagst, es sei Dir, als wärst Du gar nicht fortgewesen, und mir ist es, als wäre ich, obschon Du mich am Arme führst, wer weiß wie fern von Dir. Als Du drüben, jenseits des Ozeans lebtest und ich Dir schrieb, sprach ich zu Dir, als säßest Du an meiner Seite. Nun Du hier bist, kommst Du mir wie ein Fremder vor; und wenn Du Dich auch anstellst, als freute Dich der Springbrunnen und die Blumen und die Bäume — Du hast das Alles so viel herrlicher gesehen! Es muß Dir ja Alles nur

gering erscheinen; und ich selber, ich komme mir erst recht gering vor neben Dir!"

„Wer Dir darauf ernsthaft Antwort gäbe, den würdest Du verlachen," scherzte der Bruder. „Freilich, der Niagarafall ist majestätischer als dieser Springbrunnen, und ich habe in den Urwäldern von Nordamerika und auf Ceylon Bäume gesehen, die mächtiger waren als unsere Arauka hier; aber der Niagarafall und die Bäume des Urwaldes gehörten nicht uns, hatten keinen Zusammenhang mit der Vergangenheit und Zukunft der Menschen, die mein sind und die ich liebe, wie die Eltern und wie meine schöne Schwester. Denn, daß ich's Deiner Eitelkeit nur eingestehe: Du bist wirklich schön geworden, Linda!"

„Und Du auch!" rief sie, indem sie mit freudestrahlendem Gesicht ihm die beiden Hände reichte. So blieben sie ein paar Sekunden lang einander gegenüberstehen, Auge in Auge, in stummer Lust, bis Rudolf sie plötzlich umschlang und küßte.

„So! nun weiß ich's, daß Du's bist!" sagte er fröhlich. „Aber Du bist wirklich grade so prächtig aufgeschossen wie unsere Arauka, denn Du reichst jetzt hoch zu mir heran; und wunderlich genug, trotz der Bilder, die ich von Dir bekommen habe, trotz aller Deiner Briefe, hatte ich keine rechte Vorstellung von Dir, und bin heut' ganz vergnügt, daß du eben bist — wie Du bist! ein fertiges, prächtiges Frauenzimmer."

Sie wurden der Freude nicht satt, nun wieder beisammen zu sein. Rudolf fand Alles, was sie sagte und wie sie es sagte, noch viel anmuthiger als ihre Briefe. Sie hatte

ihre Lust daran, sich vor ihm in aller Freiheit gehen zu lassen, und die Eltern mußten sie endlich daran mahnen, wie auch sie Ansprüche an den Heimgekehrten hätten, und daß der Vater mit ihm die Abrede für den nächsten Tag zu machen wünsche.

Zwölftes Kapitel.

Es ist etwas Gewaltiges um einen großen Geldbesitz, etwas Erhabenes um den weithin reichenden Einfluß eines großen Kaufmanns. Beide Werner, der Vater wie der Sohn, waren sich dessen bewußt, und Rudolf nahm mit stolzer Genugthuung den ihm lange zugedachten Platz in dem Privatbüreau seines Vaters an dessen Seite ein.

Er hatte immer die Gunst seines Schicksals vollauf begriffen, und er hatte sich derselben jetzt in hohem Grade zu erfreuen. Das große Ansehen, dessen sein Vater genoß, kam ihm in der Heimath noch mehr als in der Fremde zu gute. Alte Freunde umgaben ihn wieder; an der Börse wie in der Gesellschaft sah er sich gesucht. Jeder wollte ihn begrüßen, Viele, die sich früher oder später Vortheile von der Bekanntschaft mit ihm versprechen zu können glaubten, bemühten sich um ihn, und er war ein so schöner, weltgewandter Mann geworden, daß ihm, ganz abgesehen von seines Vaters Reichthum, die Zuvorkommenheit der Familien nicht fehlen konnte, die berechtigt waren, sich auf einen solchen Mann bei der Versorgung ihrer heirathsfähigen Töchter Hoffnung machen zu dürfen.

So kam denn neben der Gastlichkeit, welche von jeher in dem Werner'schen Hause geherrscht hatte, seit der Heim=

kehr des Sohnes noch eine neue Art von Geselligkeit dazu, deren eigentlichen Mittelpunkt die beiden schönen Geschwister bildeten. Denn dieselbe Auszeichnung, deren sich Rudolf zu erfreuen hatte, ward auch von anderer Seite Linda zu Theil, und der Winter war noch nicht herangekommen, als man sich bereits sehr angelegentlich damit beschäftigte, welches der reichen und schönen Mädchen der einstige Erbe des Werner'schen Hauses in dasselbe als Gattin einführen, oder wem von ihren zahlreichen Bewunderern und Bewerbern die Hand der schönen Linda bewilligt werden würde.

Niemand aber machte sich darüber weniger Sorgen und Gedanken als eben diese Beiden. Sie genossen ihr Leben in voller Harmlosigkeit. Sich gesucht, beliebt, begehrt zu sehen, machte Beiden Vergnügen und fanden Beide sehr natürlich, da sie wußten, daß sie abgesehen von den Vorzügen, die sie sich zugestehen durften, durch den Reichthum sehr wünschenswerthe Heirathskandidaten waren. Jedoch ihre Neigung wurde in keiner Art gefesselt, und von allen Festlichkeiten und geselligen Unternehmungen kehrten sie mit immer erneutem Behagen zu einander und in das Vaterhaus zurück.

Wo es immer thunlich war, sah man sie beisammen. Rudolf war der Begleiter der Schwester, wenn sie ausritt oder wenn sie Winters im Schlittschuhlaufe sich ergötzte. Im Konzert und im Theater fehlte er niemals, wenn die Eltern mit der Schwester es besuchten, und selbst beim Tanze konnte man in ihrem, wie in fremden Häusern das schöne Geschwisterpaar häufig mit einander die Reihen durchfliegen sehen; denn Rudolf liebte es, mit der Schwester zu tanzen, und sie

behauptete, Niemand führe und halte seine Partnerin so sicher und behaglich als eben ihr Bruder.

Die Eintracht zwischen den Beiden, ihr Einverständniß waren vollkommen, ihre Heiterkeit wirkte auf die Eltern zurück. Meta ging völlig in dem Glücke ihrer Kinder auf. Sie äußerte es zum Oefteren gegen Werner, wie sie bisweilen mit einer heimlichen Scheu daran denke, daß dieses süße Hinleben der Geschwister, daß diese anmuthvollen Tage nicht immer, nicht mehr lange dauern könnten, da früher oder später durch die Verheirathung derselben fremde Elemente hinzukommen würden, deren Einwirkung immer eine unberechenbare bleibe.

Eines Tages, als sie wieder einmal eine ähnliche Bemerkung gegen ihren Gatten ausgesprochen hatte, machte er ihr eine Einwendung dagegen. „Ich bin nicht unempfänglich gegen die Annehmlichkeit unseres gegenwärtigen Lebens," sagte er, „aber mein nüchterner Verstand hat seine gerechten Bedenken gegen eine Verlängerung dieser Zustände, und ich bekenne Dir, daß ich ihnen je eher je lieber ein Ende gemacht sehen möchte. Rudolf ist nahezu zwei Jahre in der Heimath, ich habe ihn zum Mitbesitzer des Geschäfts gemacht, er hat sein siebenundzwanzigstes Lebensjahr vor einigen Wochen angetreten, und eine Firma wie die unsere hat, wie ein Herrscher an seines Reiches Erben, so an den Erben der Firma einen bestimmten Anspruch für die Zukunft und Fortsetzung derselben zu machen. Unsere Familie, unsere Firma stehen nur auf vier Augen. Ich habe also von Rudolf zu verlangen, daß er eine Frau nimmt, daß er das Geschlecht fortpflanzt; und für ihn selber ist es auch Zeit,

daß er die eigene Familie begründet, da er die Möglichkeit dazu hat."

Meta gab ihm zu bedenken, daß er selber sich mit Rudolf's Mutter beträchtlich später verheirathet habe, daß sechsundzwanzig Jahre für einen Mann noch ein sehr jugendliches Alter wären, und daß man immerhin den Geschwistern dies sorglose Beisammensein noch gönnen dürfe, ohne deshalb für die Zukunft Befürchtungen hegen, oder eines der Geschwister zu einer Heirath überreden zu müssen, die nicht aus ihrem inneren Bedürfniß hervorgegangen wäre. Sie wies dabei auf den Zauber der Tage hin, welche ihrer Verlobung mit Werner vorangegangen waren, sie gab ihm zu bedenken, wie hart es sein würde, Rudolf einer solchen, das ganze Leben verklärenden Erinnerung zu berauben, aber so geneigt ihr Gatte immer war, ihr nachzugeben, wenn sie ihre persönlichen Empfindungen in das Spiel brachte, blieb er diesmal bei seinem Sinn und bei seinem Plane.

Er habe Rudolf Zeit genug gelassen, meinte er, eine freie Wahl zu treffen, und es liege Selbstsucht darin, daß der junge Mann sich bisher nicht zu einer solchen habe entschließen mögen. Mutter und Schwester machten ihm das Leben im Vaterhause so bequem, daß ihm nichts zu wünschen übrig bleibe. Er scheue es also, die Pflichten und Sorgen des Familienhauptes, die auch dem begüterten Manne nicht erspart würden, über sich zu nehmen. Die Ausschließlichkeit, mit der die Geschwister an einander hingen, trage zudem die Gefahr in sich, Beide zu isoliren, abgesehen davon, daß Beide die Gelegenheit verpassen könnten, jene vortheilhaften und schicklichen Heirathen zu schließen, die man für sie im Auge

gehabt habe. Dasjenige junge Frauenzimmer, welches ohne jede Frage ihm die erwünschteste Schwiegertochter gewesen sein würde, habe nicht warten mögen, bis Rudolf, der es genugsam ausgezeichnet, sich endlich dazu herbeilassen würde, ihm seinen Antrag zu machen. Es habe sich, gekränkt durch Rudolf's unentschlossenes Zögern, anderweit verlobt, während Rudolf sich an der ihnen Allen nahe befreundeten Familie Gegner erzeugt habe, und, setzte er hinzu, „da ich mich nicht ohne Ursache in die Lage bringen mag, ihm einen moralischen Zwang aufzuerlegen, der bei jungen Männern leicht eine unvernünftige Opposition hervorruft, so müssen wir dazu thun, ihm das häusliche Leben etwas weniger angenehm zu machen, damit er empfinden lernt, was ein eigener Hausstand werth ist.“

Meta schüttelte verwundert den Kopf. „Wie soll das angefangen werden?“ fragte sie.

„Es giebt dafür sehr einfache Mittel,“ erwiderte ihr Werner anscheinend in bester Laune. „Rudolf liebt den Umgang mit Frauen und kann ihn, nun er ihn mit Euch Beiden in Fülle genossen hat, noch weniger als sonst entbehren. Wir müssen versuchen, ihn zunächst auf halbe Ration zu setzen, und wenn das noch nicht helfen sollte, ihn hier im Hause fasten lassen, damit er seine Nahrung sich selber suchen und schaffen muß. — Linda hat lange schon den Wunsch gehegt, unsere Freunde in Schottland zu besuchen. Ich werde sie in den nächsten Wochen hinüberbringen. Sie sind augenblicklich noch in London, da das Parlament noch sitzt; Linda kann also mit ihnen das Ende der Saison noch in der Hauptstadt genießen und den Sommer mit ihnen

später in Schottland zubringen. Bis zum Ausgang desselben denke ich mit Rudolf hier in Ordnung zu sein, und dann holen wir sie zurück."

Meta entgegnete darauf nichts, aber ihre Mienen verriethen, wie mühsam sie ihre Aufregung beherrschte. Werner that, als bemerke er das nicht. „Du bist, hoffe ich, meiner Meinung und mit meinem Plane einverstanden!" sagte er, indem er sich erhob.

„Nein! aber wo es sich um Befehle handelt, kommt es auf meine Meinung ja nicht weiter an!" antwortete sie, indem auch sie aufstand. „Du weißt, daß ich ein für allemal dagegen bin, meine Tochter von mir fortzugeben, bis sie sich für immer aus dem Vaterhause entfernen wird. Indeß," sagte sie, ihrer selbst nicht länger Meister, „wo es Deinen Sohn gilt, kommt für Dich keine andere Rücksicht weiter in Betracht."

„Ich habe nicht angestanden, mich von ihm zu trennen!" wendete Werner ein.

„Um seines Vortheils willen!" sagte Meta, „und schon damals hast Du mich darüber aufgeklärt, daß die Tochter in Deinem Herzen nicht gleich steht mit dem Sohne. Ich habe das als Thatsache hingenommen, habe es in mir überwunden; aber Linda von mir und aus dem Hause fortschicken zu lassen, um Rudolf's willen, dazu gebe ich meine Zustimmung Dir nicht, wenn schon ich bereit bin —."

Sie hielt inne, zögernd vor dem Worte, das sie auszusprechen beabsichtigt hatte.

Werner stand ihr ernsthaft gegenüber. „Vollende!" sagte er.

„Zwinge mich nicht dazu!“ bat sie mit wachsender Gereiztheit.

„Doch!“ rief Werner „ich muß Dich ersuchen, mir Deine Meinung kundzuthun.“

„Nun denn,“ sagte sie, ohne die Augen zu ihm zu erheben, „wenn es Dir für Deinen Sohn geboten und unerläßlich scheint, so können wir ja Beide fortgehen — ich und Linda — bis wir seinem Glück nicht mehr im Wege stehen und es Dir gefallen wird, unsere Rückkehr anzuordnen.“

Sie hatte erwartet, es werde nur dieses Wortes bedürfen, das ihr selbst durchs Herz schnitt, da sie's aussprach, den Zärtlichen, der ihre Nähe sonst nicht eine Stunde unnöthig entbehren mochte, zu ihr zurückzuführen, sie hatte sich jedoch darin getäuscht.

Er schreckte offenbar vor ihrer Aeußerung zusammen, das Blut stieg ihm zu Kopfe, sie hatte nie zuvor den finsteren Blick gesehen, der sie aus seinem Auge traf; aber das dauerte kaum einen Moment, und weit von ihr zurücktretend, sagte er kalt und bestimmt:

„Da es Dir leichter wird, mich zu entbehren, als das Mädchen, so mag es also sein!“

„Werner!“ rief sie, indem sie ihm folgte, „ich beschwöre Dich, laß Dir erklären, was mich so ergriffen hat.“

„Ich wüßte nicht, was noch zu erklären wäre, wo Jemand sich so deutlich ausgesprochen hat, als Du's gethan. Nur bitte ich Dich, daran zu denken, daß Du es warst, welche diesen vielleicht sehr richtigen Vorschlag machte, und nicht ich. Zu überlegen ist er jedenfalls!“

Er schritt damit der Thüre zu und verließ seine Frau,

ohne sich nach ihr umzusehen, obschon sie sich nochmals mit dringendem Worte an ihn wendete.

Sie stand da und sah sich um, als wäre sie an einem fremden Orte; so verändert war mit einem Male Alles. Sie hatte das Bewußtsein, Werner schwer gekränkt zu haben, sie hätte auch das unglückliche Wort zurücknehmen mögen um jeden Preis, und vermochte es doch nicht zu bereuen. Was hatte Linda ihm gethan, daß sie dem Sohne immer und überall nachstehen sollte? oder wer sollte sich ihrer Tochter annehmen, wenn sie's nicht that? — Sie hatte die Stimme der Mutterliebe nie überwältigender und berechtigter in sich gefühlt als eben jetzt, da sie sie fähig machte, sich selbst dem Manne, dem sie von ganzem Herzen eigen war, dem Vater ihres einzigen Kindes zu widersetzen; nie hatte sie lebendiger empfunden, wie sie unzertrennlich Eins sei mit ihrem Kinde, als eben heute, da der Vater die Tochter auf unbestimmte Zeit von ihr entfernen wollte. Es that ihr förmlich wehe, als sie Linda, fröhlich singend, die Treppe hinunter kommen hörte, und sie zog sich eilig in ihr Schlafgemach zurück, der Sorglosen die Aufregung zu verbergen, unter der sie litt und mit sich kämpfte.

Indeß der Zusammenstoß war zu heftig gewesen, und beide Eheleute waren an einen so ungetrübten Frieden mit einander gewöhnt, daß sie das Erlebniß nicht so leicht in sich überwinden konnten, als es in einer weniger glücklichen Ehe möglich gewesen sein würde. Auf des Vaters hoher Stirn lagerte ein finsterer Ernst, der Mutter Lippen waren ohne Lächeln, fest zusammengepreßt. Er umarmte sie nicht, als er zum Mittag kam, hatte kein freundlich Wort für

Linda, da sie ihm bei der Heimkehr den Mund zum Kusse bot, ja er schien es nicht gemerkt zu haben, daß sie's that. Er sprach mit Rudolf, der mit ihm zusammen nach Hause gekommen war, von äußeren gleichgültigen Dingen; die Mutter richtete ihre Fragen ohne die Freundlichkeit an ihn, die jede kleinste Dienstleistung zu einem Liebesbeweise macht, er dankte ihr wortkarg und forderte, was er bedurfte, von dem Diener.

Ein solches Beisammensein hatten die Glücklichen noch nie erlebt. Es war Allen eine Erleichterung, als die Mahlzeit vorüber war. Der Vater, der sonst die Stunde nach dem Essen immer mit Behagen unter den Seinen zu genießen pflegte, sagte, daß der Diener ihm den Kaffee in sein Arbeitszimmer bringen solle, und wies die Tochter zurück, da sie sich zu dem Dienst erbot; und die Freundlichkeit wie der Gleichmuth, mit welchen Meta sich und den beiden Geschwistern über den quälenden Eindruck fortzuhelfen versuchte, waren viel zu erzwungen, um die gewollte Wirkung thun zu können.

Auf des Sohnes Frage, was denn vorgegangen sei, hatte Linda natürlich keine Antwort und die Mutter wich der Frage aus. Sie räumte zwar ein, daß es ein kleines Mißverständniß zwischen ihr und dem Vater gegeben habe, nahm auch die Sache anscheinend nur leicht, indeß ihre Miene, ihre Stimme widersprachen ihren Worten. Man trennte sich endlich, ohne daß es zu einer Aufklärung des ganz ungewohnten Vorganges gekommen war.

Linda begleitete den Bruder in das Vorzimmer hinaus.

„Was nur geschehen sein kann!“ sagte sie mit einer ihr sonst fremden Aengstlichkeit.

„Dein bedenkliches Gesichtchen,“ entgegnete er ihr, „verräth mir, daß Du auf der Fährte bist. Der Vater wird einen Heirathsantrag für Dich haben, der der Mutter nicht genehm ist.“

„Für mich?“ rief das Mädchen.

„Nun für mich doch nicht!“ lachte Rudolf, „um die Söhne pflegt man sich nicht bei den Vätern zu bewerben, wenigstens wär' es in Bezug auf mich nicht danach angethan.“

„Und sie wissen's doch,“ schmollte Linda, „daß ich noch gar nicht daran denke, daß ich nicht fort will, so lange Du noch im Hause bist. Und daß ich nicht zu zwingen bin,“ setzte sie trotzig hinzu, „das müßten sie gleichfalls wissen.“

„Du zu zwingen?“ scherzte der Bruder lachend, indem er übermüthig ihre Hand so fest in der seinen preßte, daß sie, da sie nicht gewillt war, ihm nachzugeben, endlich lautlos vor ihm in die Knie sank. „Sieh! die Heldin!“ rief er, aber in dem Augenblicke bemerkte er, daß sie sich von ihm wendete, weil ihr vor Schmerz die Thränen in den Augen standen.

„Mein Engel! mein Lieb!“ stieß er hervor, „hier! komm! nimm die liebe, arme Hand und schlage mich tüchtig! aber recht tüchtig! Ich bin — oh! ich bin!“ — und sie in seine Arme schließend, während er sie herzte und küßte, rief er: „Wenn Du wüßtest, wie gut ich Dir bin! wie ich Dich liebe, Du würdest gleich wieder lachen, Linda!“

Und sie lachte schon, an seinem Halse hängend. Die

unmuthigen Eltern und die trübe Mittagsmahlzeit waren ganz vergessen. Sie hatten Beide, der Bruder wie die Schwester, schon wieder den hellsten Sonnenschein in sich; was kümmerten sie die Wolken, die auf der Eltern Stirn lagen? die würden am Abend längst verzogen sein, getrösteten sie sich, als Rudolf der Schwester zusagte, sobald er könne, wieder da zu sein.

Dreizehntes Kapitel.

Die Wolken aber schwanden nicht von dem Horizonte des Familienlebens, auch nicht, als man mit dem voll erblühten Frühjahr auf das Land hinauszog; sie wurden nur noch dunkler. Es war mit einem Male Alles wie verwandelt.

Die Mutter hatte den Kindern auf ihre Fragen eingestanden, daß Heirathspläne des Vaters für dieselben eine Meinungsverschiedenheit und danach das erste wirkliche Zerwürfniß zwischen den Eheleuten herbeigeführt hätten. Indeß sie konnte sich es nicht erklären und es lastete schwer auf ihr, daß ihre Bitten und Vorstellungen ihn nicht die Heftigkeit, deren sie sich anklagte, hätten vergessen machen können, und daß er ihr eine Aufwallung so gar lange nachtrug, die sie selber doch so aufrichtig bereute. Näheres hatte sie nicht sagen mögen, ihre Kinder waren zu gut erzogen, um in sie zu dringen, und was sie erfahren hatten, kam ihnen nicht geeignet vor, die völlige Veränderung in ihres Vaters Verhalten zu erklären.

Er verkehrte mit der Mutter nicht in der alten Weise,

und Linda's Munterkeit schien ihm oftmals lästig zu fallen. Bei geringfügigen Anlässen, die er sonst belächelt hatte, tadelte er sie mit großer Härte, während es ihm dann wieder leid zu werden schien, und er mit ihr, als wollte er vergüten, von Reisen sprach, die er hierhin oder dorthin mit der Mutter und mit ihr in nicht zu ferner Zeit zu unternehmen denke; bis er denn schließlich immer öfter auf einen Winteraufenthalt jenseits der Alpen zu sprechen kam, den er für Meta und die Tochter heilsam, ja für die Erstere als geboten anzusehen schien.

Es lag in allem diesem Besprechen und Thun aber eine Unentschiedenheit, die Niemand bisher an ihm wahrgenommen hatte; und während er völlig grundlose Besorgniß für die Gesundheit der Frau an den Tag legte, fingen die Seinen an, sich ernstlich um seine hypochondrische Stimmung und die Ungleichheit seiner Launen zu beunruhigen. Was Alle, der Sohn zumeist, an ihm verehrt hatten, das war seine Festigkeit gewesen und die nicht zu beugende Energie, mit welcher er seinen Willen durchzusetzen gewohnt war. Neigung und Abneigung, Zutrauen und Mißtrauen hatten sich bis dahin bei ihm immer mit Bestimmtheit ausgesprochen. Rudolf empfand es deshalb schwer, als der Vater, der ihm seit Jahren ein großes Vertrauen bewiesen hatte, ihm auf seine ehrerbietige und herzliche Frage, ob ihn ein Kummer drücke, ein Uebelbefinden belästige, jede Auskunft verweigerte.

Mehrere Wochen verstrichen darüber. Aeußerlich ging das Leben seinen gewohnten Gang; im Inneren aber fand man sich nicht zusammen, nicht zurecht. Das Einvernehmen zwischen den Eltern war und blieb getrübt, der Kummer

darüber schloß die Mutter wo möglich noch enger an die Tochter, bewegte Rudolf, sich zum Vater zu halten, so weit es dieser zuließ, und machte die Geschwister, die sich als Leidensgefährten empfanden, noch zärtlicher, noch vertrauensvoller gegen einander.

Da trat eines Morgens, als Rudolf grade bei ihr war, Werner in das Zimmer seiner Frau. Er sah heiterer aus als die ganze Zeit hindurch, und sich niedersetzend, sagte er, daß es ihm lieb sei, die Beiden zusammen zu finden, da er mit ihnen über eine Angelegenheit zu sprechen habe, für deren Erledigung er auf ihre Mitwirkung vertraue.

„Es handelt sich nämlich," fuhr er fort, „wieder einmal um einen Heirathsantrag für unsere wählerische Prinzessin Linda —" er hatte die Tochter seit lange nicht mit irgend einem Liebes- oder Scherzwort bezeichnet und genannt — „Dein Vetter Woldemar bittet mich um ihre Hand, ich bin entschlossen, sie ihm zuzusagen, und verlange, daß Linda sie ohne Weiteres annimmt. Man hat ihr Zeit genug zur Wahl gelassen, hat sie damit in ihren übertriebenen Anforderungen und Bedenklichkeiten über die Gebühr bestärkt und muß ihr jetzt gegen ihre Unentschlossenheit zu Hülfe kommen, indem man ihr das Wählen abnimmt. Woldemar ist, was bei Dir, meine Meta, doch auch in das Gewicht fällt," bemerkte er mit guter Laune, „ein Edelmann von bestem Blute."

Meta wollte ihn unterbrechen, um sich gegen diese Bemerkung zu vertheidigen, er gab es ihr jedoch nicht zu.

„Ich weiß," sagte er, „Du für Deinen Theil bist nicht eben adelsstolz gewesen und hast es schließlich auch nicht zu

bereuen, mit unserem Namen fürlieb genommen zu haben; aber Deine Tochter in der Gesellschaft als Baronin Löwenkron zu präsentiren, wird Dir doch behagen. Woldemar ist durch den unerwartet frühzeitigen Tod seines Onkels seit drei Monaten einer der reichsten Majoratsherren in Deinem Vaterlande. Er ist ein hübscher Mann, von tadellosem Rufe, von angenehmen Umgangsformen, im Alter zu Linda passend, und sie hat sich seine Huldigungen im verwichenen Winter, als er hier verweilte, so gern gefallen lassen, daß er zu der Erwartung berechtigt ist, bei ihr Gehör zu finden, wie er es in seinem Briefe ausspricht. Theile ihr denselben mit und sage ihr, daß ich Woldemar ermächtigen werde, hierher zu kommen, damit er sich in Person das Jawort von ihr fordern kann."

Meta sah das Schreiben durch. Es gefiel ihr durch seine Einfachheit und Kürze. Sie hielt ohnehin viel von ihrem jungen Anverwandten, glaubte wie Werner, daß Linda ihm geneigt sei, und Woldemar's Verhältnisse waren so günstig, daß die Mutter sich unbedenklich für ihn erklärte. Auch Rudolf sprach sich anerkennend über den Baron aus. Er hatte gern mit ihm verkehrt, seinen Charakter schätzen gelernt. Er mußte sich selber sagen, daß man die Schwester kaum besseren Händen anvertrauen könne; nur daß sie irgend eine Vorliebe für Woldemar hege, das wollte er nicht gelten lassen.

„Sie ist mit ihm als einem Anverwandten zwangloser umgegangen als mit Anderen, hat ihn gern gehabt, sich auch mit ihm belustigt," meinte er und wollte hinzusetzen, daß Linda's Herz überhaupt noch völlig frei sei. Der Vater ließ ihn jedoch nicht dazu kommen.

„Da sie ihn gern gehabt hat, wird sie ihn in der Ehe noch lieber gewinnen, sich noch besser mit ihm belustigen," fiel er dem Sohne ein. „Es ist Zeit, daß man sie auf einen festen Weg bringt, denn die Mutter und auch Du laßt Euch von ihr beherrschen und das taugt ihr nicht. Sie ist achtzehn Jahre, hat drei Jahre in der Gesellschaft gelebt, in denen von uns ihrem Belieben mehr als billig nachgegeben worden ist. Wir haben also das Recht, jetzt, wo es sich um eine zweckmäßige Gestaltung ihrer Zukunft handelt, einen verständigen Gehorsam von ihr zu begehren, ohne daß ich sie zu diesem zwingen muß, was zu thun ich als Pflicht erachten würde. — Mit einem Worte," setzte er hinzu, indem er sich an Meta und an Rudolf wendete, „ich verlasse mich darauf, daß Ihr mir die Sache heute noch in Ordnung bringt; und dann kommt auch an Dich die Reihe, mein Herr Sohn!"

Rudolf sagte, er habe keine Eile. „Ich aber habe sie!" entgegnete der Vater ihm bestimmt und ernst. „Ich bin allmählig in die Sechziger gekommen, habe Dir, mein lieber Freund! für Dein Leben einen soliden Unterbau bereitet, und will das Geschlecht noch heranwachsen sehen, das nach meiner und nach Deiner Zeit hier in dem Hause schalten und walten soll. Ein Sohn, dem der Vater so frühzeitig als ich Dir große Rechte zugestanden hat, übernimmt dadurch auch seine Pflichten, und ich denke, Du bist der Mann, Dich derselben ohne Mahnung zu erinnern."

Diesen Ausgang der Unterredung hatte Rudolf nicht vermuthet, aber so sehr er grade nach dieser Seite hin seine freie Selbstbestimmung zu behaupten entschlossen war, mochte

er heute dem Vater nicht entgegentreten. Er gab leichthin eine ausweichende Antwort, der Vater hatte es anders kaum erwartet und dem Sohne die Hand reichend, sagte er: „Ohne Tochter dürfen wir die Mutter doch nicht lassen, und auch Dir wird Linda fehlen. Je eher Du Ersatz schaffst, um so willkommner soll er sein.“

Sie fuhren dann, wie an jedem Tage, gemeinsam in die Stadt, es war von der beabsichtigten Heirath zwischen ihnen keine Rede mehr, aber es wollte auch nicht recht zu einer anderen Unterhaltung kommen. Rudolf zog in kurzen Zwischenräumen wieder und wieder die Uhr aus der Tasche, um nach der Zeit zu sehen, wußte aber nicht, daß er's gethan hatte, als der Vater ihn um die Ursache seiner Ungeduld und Unruhe befragte, und hatte eine Weile später die Uhr doch wieder in der Hand. Jetzt mußte die Mutter mit Linda längst gesprochen haben! dachte er und hätte wissen mögen, wie sie's aufgenommen, welche Antwort sie gegeben habe.

Er fand im Geschäfte vollauf zu thun, aber die Arbeit, die er sonst gern und leicht bewältigte, war ihm heute schwer und lästig. Er mußte manche der Briefe, die vor ihm lagen, mehrmals überlesen, weil ihm die darin gemeldeten Thatsachen entschwanden. Er traute den Bescheiden nicht, die er für die Beantwortung an dem Rand bemerkte, er war zerstreut, verstimmt, er war mit seinen Gedanken immerfort bei Linda und war doch froh, nicht dort zu sein.

Der Vater verließ das Komptoir zeitiger als sonst, er hatte einer Vereinssitzung und nach derselben einem Mittagsbrote beizuwohnen, man konnte seine Rückkehr nach der Villa

erst zum Abend erwarten, bis zum Abend hatte Linda also noch den Tag für sich. Sie that dem Bruder leid. Aber weshalb denn eigentlich? fragte er sich dazwischen und mußte sich die Antwort schuldig bleiben, weil eine längere Besprechung über wichtige Geschäfte ihn nöthigte, sich fest und ganz zusammenzufassen.

Die Stunden gingen ihm in wirrer Eile hin. Die Arbeit wurde ihm immer unerträglicher, er hätte sie liegen lassen mögen, wären die rasch wechselnden Vorstellungen, die ihm durch den Kopf zogen, nicht auch lästig und unerfreulich gewesen. Heirathen mußte Linda natürlich, und warum nicht also jetzt? warum nicht Woldemar? Er war so gut wie jeder Andere, besser sogar als viele Andere. Aber weshalb mußte ein so junges, so bezauberndes Geschöpf, dem noch das ganze Leben offen stand, gezwungen werden eine Ehe einzugehen, wenn sie den Mann nicht liebte? — Und daß sie ihn nicht liebte, dessen war Rudolf ganz gewiß. Freilich! Woldemar war angenehm, eher als ihren bisherigen Bewerbern gönnte er ihm die Schwester. — Wie er aber daran dachte, daß Woldemar sie mit sich nehmen, daß sie dem Fremden angehören würde, fuhr es wie ein Riß durch seine Brust, und er fühlte Neid, bitteren Neid gegen den Mann, dem dieses Mädchen hingegeben werden sollte.

Es war vergebens, daß er sich von den Gedanken loszureißen suchte. Sie kamen nur mächtiger über ihn, je mehr er sie zurückzudrängen strebte, und er war endlich froh, als das Unerläßliche am Nachmittage abgethan war, als er sein Pferd vorführen lassen und hinausreiten konnte. Er mußte wissen, wie die Sachen standen.

Im Freien wurde ihm besser. Sein Auge wurde beschäftigt, er sah nicht so in sich hinein, wie in dem Arbeitszimmer mit den grün verhängten Fenstern, und er hatte den Rappen unter sich, seine Ungeduld an ihm auszulassen.

Nahezu drei Jahre war Rudolf fern vom Hause gewesen, als er nach der großen Reise in die Heimath wiedergekehrt war, und er hatte wie ein verständiger Mensch die letzten Tage und Stunden an sich vorübergehen sehen, welche ihn damals von den Seinigen getrennt. Heute wollte der Weg nicht enden, der doch keine Meile maß. Und wenn er nun nach Hause kam, wenn er sich getäuscht hatte, wenn Linda den Freiherrn dennoch liebte, wenn sie dem Bruder jetzt entgegentrat, in Freude strahlend — nun! was konnte er denn Besseres wünschen als dies Glück für sie, für seine Schwester! Und doch! — Er konnte sich das Haus nicht ohne Linda denken. Der Vater hatte es ja ebenso empfunden. Fehlen würde sie in dem Hause, überall und Jedem! Jedem! ihm vor Allen! fehlen immerdar!

Er sah nach den Fenstern ihres Zimmer hinauf, die Vorhänge waren noch geschlossen, obschon die Sonne diese Seite des Hauses längst verlassen hatte. Auf der Rampe nahm der Stallknecht ihm das Pferd ab, der alte Hauswart, dem im Hause nichts entging, und der Bescheid wußte auch über die Dinge, die ihm Niemand sagte, trat nah an ihn heran.

„Das Fräulein läßt den jungen Herrn ersuchen, gleich zu ihr zu kommen!“ meldete er leise und bedächtig.

Rudolf las ihm am Gesichte ab, was hier geschehen war. Das Herz wallte ihm in raschem Schlage auf. „Wo ist meine Schwester?“ fragte er.

„Die Herrschaften haben das Haus heut' nicht verlassen! Das Fräulein ist nicht aus ihrer Stube herausgekommen!" antwortete der Alte.

Rudolf warf den Hut, die Gerte von sich und eilte die Treppe hinauf.

Vierzehntes Kapitel.

Linda hatte ihn kommen hören und war ihm entgegengegangen. Sie stand in der Mitte des Zimmers, als er bei ihr eintrat.

„Nun?" rief er, indem er ihr die beiden Hände entgegenstreckte, aber sie achtete deß nicht und blieb auf ihrem Platze stehen. Keine Miene ihres Gesichts verzog sich. Sie war blaß und starr, ihre Augenlider hingen schwer hernieder, ihre Lippen hatte der Schmerz zusammengepreßt.

„Wie siehst Du aus?" rief Rudolf erschreckend, „was ist mit Dir geschehen?"

„Wie ich aussehe?" wiederholte sie mit schneidender Schärfe. — „Nun wie mir's zukommt! Wie Eine, die man fortstößt aus dem Vaterhause, damit Platz für eine Andere Glücklichere werde; wie Eine, die den Glauben verloren hat an Alles, an Vater und an Mutter, an Liebe und an Treue, und zumeist —"

Er war in heftiger Erregung bei ihr eingetreten, aber das Uebermaß ihrer Leidenschaft, das ihn mit Angst um sie erfüllte, gab ihm die Kraft, sich zu beherrschen. „Schweig!" sagte er, „laß das Wort nicht über Deine Lippen kommen. Du versündigst Dich!"

Er ergriff ihre Hand, führte sie zu einem Sitze und ließ sich neben ihr nieder, aber er hatte Mühe, die Ruhe zu erkünsteln, die er zu behaupten für unerläßlich hielt. Ihre Hand lag eiskalt in der seinen, ihm jagte das Blut durch die Adern.

„Besinne Dich, was ist geschehen?“ sprach er. „Die Eltern wünschen Dich mit Woldemar zu verheirathen und Du kannst dazu Dich nicht entschließen. Ist das ein Grund, am Leben und an den Menschen zu verzweifeln? Ist das ein Grund, so auf sich einzustürmen und mich zu empfangen, wie Du es jetzt gethan hast? — Zwingen wird Dich Niemand —“

„Nein, bewahre;“ fiel sie ihm ein, „zwingen nicht! Nicht mit Gefängniß, nicht mit Hunger und mit Durst. Aber nöthigen wird man mich! Genöthigt hat die Mutter mich, das Haus zu verlassen und Euch, unter denen ich keine Ruhe wieder finden werde.“

Er wollte noch einmal versuchen, sie zu beschwichtigen, sie ließ es nicht dazu kommen. „Ich glaubte mich von der Mutter gekannt wie ich mich selber kenne! Sie hat mich eitler Gefallsucht angeklagt. Ich glaubte mich von ihr geliebt, glaubte, daß ihr mein Glück, mein Friede theuer sei, und sie hat mit flehender Bitte in mich gedrungen, mich zu opfern, um ihren häuslichen Frieden nicht zu stören. — Ich glaubte, der Vater hielte darauf, seine Tochter mit Ehren den Namen tragen zu sehen, den er ihr gegeben hat, und er hat mir sagen lassen, er verlange, daß ich ihm gehorsame, daß ich mich vor mir selbst entehre, wie vor dem Manne, den man mir aufdringen will und dem ich's sicher nicht verschweigen werde, daß ich ihn nicht liebe. Es lohnte der

mütterlichen Mühe, mich zu sittlichem Idealismus zu erziehen, um mir in der rechten Stunde vorzuhalten, daß es Pflicht und Tugend sei, sich einem ungeliebten Manne hinzugeben, um ihn und das eigene Dasein zu verwünschen!“

„Halt ein! halt ein!“ stieß Rudolf, seiner selbst nicht mehr mächtig, wild hervor, indem er sie mit stürmischer Leidenschaft umschlang. „Du! Du in den Armen eines Anderen? Du, der die heißeste Liebe meines Herzens entgegenlodert, die jeder Pulsschlag meines Bluts ersehnt, meine einzige Liebe — nimmermehr! nimmermehr!“

„Rudolf! Rudolf! Geliebter!“ jubelte sie an seinem Halse auf, „also Du nicht? Du willst nicht, daß ich von Dir gehe. Du nicht? — O! dann ist Alles gut! dann kann und will ich leben! Du wirst mich halten, Geliebter! wirst mich nicht lassen! wirst Deine Schwester beschützen —“

Das Wort erstarb auf ihren Lippen, ein dumpfer Laut des Schmerzes rang sich aus Rudolf's Brust hervor. Er sprang empor, daß sie in sich zusammensank, und das Gesicht in seinen Händen bergend, während er sich von ihr wendete, sagte er klanglos: „Ja! ja! beschützen! beschützen gegen mich und Dich! und“ — seine Stimme bebte, wie er sich auch zu beherrschen trachtete — „und wenn es möglich, noch möglich ist, uns retten von Untergang und Wahnsinn.“

Sie lag wie vernichtet da. Er blieb stehen, der Kopf schwindelte ihm, er konnte nicht von der Stelle. Mit einem Male stürzte er zu ihr hin, und ihre Kniee umschlingend, rief er: „Was auch kommen möge, wie es auch kommen möge, lerne es niemals, mir zu fluchen! und werde Dir das Glück zu Theil, das ich nie finden werde! Lebe wohl!“

Sie hielt ihn gewaltsam fest. „Rudolf!“ flüsterte sie, mit Dir sterben kann ich — leben nicht ohne Dich! und was bleibt uns Anderes übrig!“

„Unsere Eltern! Laß uns versuchen, was die Kindesliebe kann! — Lebe wohl!“ — Er ging davon. An der Thür blieb er noch einmal stehen. „Fasse Dich!“ sagte er, „schone Dich, Linda! Vor Allem schone unsere Mutter. Lebe wohl! Du hörst von mir! Lebe wohl!“

Fünfzehntes Kapitel.

Als gegen den Spätabend Werner aus der Stadt zurückkehrte, fand er den Wagen des Arztes vor der Thür, seine Leute in großer Bestürzung.

Man hatte Linda in ihrem Zimmer wie leblos am Boden liegend gefunden, als man gekommen war, sie zum Thee zu rufen. Die Versuche, sie zu sich zu bringen, hatten sich als vergeblich erwiesen; erst dem herbeigerufenen Arzte war es gelungen, den Herzkrampf zu überwinden, der sie überfallen hatte. Jetzt hatte sie sich erholt, ihr Bewußtsein sei zurückgekehrt, sagte ihm das Kammermädchen, aber sie gebe auf keine Frage Antwort und der Arzt wolle, daß man ihr volle Ruhe und ihren Willen lasse.

Der Doktor, den er auf der Treppe antraf, bestätigte diese Aussage mit dem Zusatz, es müsse eine schwere Gemüthserschütterung vorangegangen sein, denn die Nerven des sonst so gesunden Mädchens seien im höchsten Grade überreizt und große Schonung nöthig. Es war Werner bei der Nachricht schlecht zu Muthe.

Oben in dem spärlich erleuchteten Krankenzimmer fand er seine Frau an ihrer Tochter Bett. Sie hinderte ihn, sich demselben zu nahen, erhob sich, ihm zu berichten, was geschehen war, und ging dann zu schweren Anklagen gegen sich selber über, welche, ohne daß sie es beabsichtigte, auf Werner zurückfielen. Um seinen Willen durchzusetzen, um ihm gehorsam zu sein, sagte sie, habe sie Linda zu hart behandelt. Jetzt stehe sie vor dem Unheil, das sie angerichtet habe.

Werner sprach ihr im Hinblick auf des Mädchens bis dahin vollkommene Gesundheit Trost und Muth zu. Er bat sie, auf sich selber Rücksicht zu nehmen, und meinte, wo man sich bewußt sei, das Richtige, das von der Vernunft Gebotene mit Ueberlegung gethan zu haben, müsse man vor augenblicklichen Störungen nicht zu sehr erschrecken. Der Anfall werde vorübergehen und man werde dann weiter zusehen, was zu machen sei. Darauf fragte er nach seinem Sohne. — Meta sagte, sie habe ihn gar nicht gesehen. Er sei nach Hause gekommen und gleich danach ausgegangen. Der Vater erkundigte sich, ob Rudolf bei Linda gewesen sei. Die Mutter entgegnete, sie wisse es nicht und glaube es auch nicht.

Darauf verließ er sie und begab sich auf sein Zimmer. Daß die Mutter bei der Kranken blieb, verstand sich ganz von selbst. Weder einer der Diener noch die Kammerjungfer hatten Rudolf gesehen, sie waren in verschiedenen Theilen des Hauses thätig gewesen und hatten nur gehört, wie man das Pferd in den Stall geführt. Der alte Konrad gab endlich die verlangte Auskunft. Er sagte, der junge Herr sei vor mehr als zwei Stunden fortgegangen und habe nichts

verlassen. Er habe ihn den großen Mittelweg hinuntergehen sehen, wohin er sich danach gewendet, wisse er nicht zu melden — und Rudolf hatte das selber nicht gewußt.

Sich zusammenraffend mit aller seiner Kraft, war er geflohen von der Stelle, aus dem Hause, in dem fortan seines Bleibens nicht mehr sein konnte. Er war planlos vorwärts geeilt, rasch und immer rascher, als könne er einen Ort erreichen, an dem er sie nicht mehr zu hören brauchte, die furchtbaren Worte, die wie der Fluch der Eumeniden ihn verfolgten:

Weh! Weh!
Du hast sie zerstört,
Die schöne Welt
Mit mächtiger Faust;
Sie stürzt, sie zerfällt!

Als suche er den Flecken Erde, auf dem er ohne Scham und ohne Entsetzen vor sich selber die bitteren heißen Thränen weinen durfte, die ihm aus den Augen stürzten, als der Nachsatz dieser Worte, als das schmerzliche:

Wir tragen
Die Trümmer in Nichts hinüber
Und klagen
Ueber die verlorne Schöne

in seinem wunden Herzen auftauchend erklang.

Er brach zusammen unter der Last seines Schmerzes. Aber die vergossenen Thränen hatten ihm das gequälte Herz befreit, sein fieberndes Gehirn besänftigt. Er richtete sich auf und blickte um sich. Die Nacht war heiß und sternenhell. Von den Feldern zog der Duft des blühenden Korns

herüber, in den Büschen sang die Nachtigall, und wie er die Augen erhob, tauchte in spätem Aufgang drüben der Vollmond in feurigem Dunstkreis langsam aus der Tiefe hervor. Die Schönheit der Natur bemächtigte sich aller seiner Sinne, die Lust am Leben, die Kraft der Jugend wurden wieder in ihm mächtig. Er konnte sich und seine Gedanken wieder erkennen und beherrschen.

Ein schweres Schicksal war über sein Vaterhaus hereingebrochen — und wie er sich auch gegen die Erkenntniß wehren mochte, er trug davon die Schuld. In blindem Selbstvertrauen hatte er sich nachgegeben für und für. Er hatte niemals ernstliche Rechenschaft von sich gefordert. Und als dann plötzlich der furchtbare Augenblick über ihn und über die Geliebte hereingebrochen war, die er nur noch mit Ueberwindung seine Schwester nennen konnte, denn seine Leidenschaft für sie war ungemessen, hatte er nicht die sündliche Gluth, nicht sich selber zu beherrschen vermocht. — Statt die Geliebte fortzutragen über den grausen Abgrund, ehe sie ihn noch gewahrt, hatte er sie mit sich hinabgerissen in den wilden Strudel, der Alles zu verschlingen drohte, was ihm heilig gewesen war bis auf diese Stunde: der Eltern und der Schwester Glück und Frieden, des Hauses Ehre und die seinige zuerst.

Jetzt, in der Trübsal dieser Nacht, gestand er es sich ein, daß er an dem Abende, da er vor seiner Abreise nach Amerika Abschied genommen hatte von der Schwester, in unbestimmtem Erschrecken vorahnend empfunden hatte, was ihn jetzt so qualvoll folterte. Er hatte Linda geliebt, so lang er denken konnte. Sie hatte zwischen ihm gestanden und den anderen

Frauen. Er liebte sie mit allen Kräften seines Wesens — und war es möglich, jetzt noch möglich, daß sie glücklich werden, daß seinen Eltern Ruh und Frieden werden konnte — so kam's auf ihn nicht an. Er hatte eine Schuld, eine Ehren- und Liebesschuld zu zahlen, er wollte ihr gerecht werden um jedweden Preis. — Und mit sich selber einig, schritt er dem Vaterhause wieder zu.

Es war spät geworden, als er es erreichte. Er ging graden Wegs in seines Vaters Zimmer. Werner saß einsam in der Fensterbrüstung des breiten Erkers. Der Mond schien hell herein, Alles in dem prächtigen Gemache athmete Ruhe und Behagen — aber der Vater war sonst um diese Stunde nie in seinem Zimmer, nie allein. Es war nicht seine Weise, in nachdenklichem Schweigen müßig zu verweilen.

„Ich komme, Dich um eine Unterredung zu ersuchen, lieber Vater!" sagte Rudolf.

„Hat man Dir nicht gesagt, daß ich Deine Rückkehr erwartete, Dich zu sprechen wünschte?" fragte jener.

Der Sohn verneinte das, er war durch den Hof hineingekommen. Der Vater hieß ihn sagen, was er wünsche.

„Ich bin genöthigt, gleich morgen und zwar für unbestimmte längere Zeit eine Reise anzutreten; und da ich weiß, daß ich im Geschäft zu ersetzen bin, bitte ich Dich, mir keine Hindernisse in den Weg zu legen."

Der Vater hielt zurück mit seiner Antwort.

„Weißt Du, daß Linda schwer erkrankt ist?"

„Nein, das weiß ich nicht!"

„Gleich, nachdem Du sie verlassen hast," sagte der

Vater, „hat eine Ohnmacht, ein Starrkrampf sie befallen. Die Mutter wacht an ihrem Bett."

Rudolf wechselte die Farbe.

„Ist ihr Leben in Gefahr?" fragte er, den Schlag seines Herzens niederkämpfend, auf daß seine Stimme ihn nicht verrathe.

„Der Arzt vertraut auf ihre Kraft und ihre Jugend; aber was bedeutet Dein Verlangen? Was soll die Reise Dir?" fragte der Vater, indem er sich erhob.

„Ich würde Dir es danken, Vater, wenn Du mir genug vertrautest, mir die Antwort zu erlassen," sprach der Sohn. „Sie fördert nichts; und bleiben kann ich nicht."

„Du bist also in eine Angelegenheit verstrickt, aus der es keinen anderen Ausweg giebt?"

„Keinen anderen!" entgegnete ihm Rudolf fest.

Der Vater durchmaß langsamen Schrittes das Gemach, dann blieb er vor dem Sohne stehen.

„Laß uns kurz sein!" sprach er. „Es handelt sich um Linda!"

Die ganze Schwere seines Schicksals wie seiner Schuld fiel, da der Vater ihren Namen nannte, wieder auf den Sohn hernieder; er hielt sich jedoch mit festem Willen aufrecht, und wie vor seinem Richter stehend, sagte er:

„Ja, mein Vater, ich liebe Linda, wie ich sie nicht lieben sollte!"

„Dahin also ließ ich's kommen!" stieß der Vater hervor, indem er die Hand gegen die mächtige Stirn preßte. „Dahin! — Furchtbar, furchtbar!" setzte er hinzu, während sein Auge auf dem düsteren Antlitz seines Sohnes verweilte; aber

Rudolf meinte neben dem Schrecken doch das Mitleiden zu hören in seines Vaters Stimme, und das schloß sein Herz auf.

„Du kannst mich nicht schwerer anklagen, nicht mehr verdammen, als ich selbst es thue!“ sagte er.

„Ein Mann,“ fiel ihm der Vater mit strengem Vorwurf ein, „fragt sich, prüft sich doch und waffnet sich gegen sich selbst!“

„Wer denkt an das, was wider die Natur ist? — Gegen das, was man für unmöglich hält, ist man nicht auf seiner Hut!“ gab ihm der Sohn zur Antwort. Seine Selbstbeherrschung hatte etwas Gewaltiges, das dem Vater in das Herz drang. Er ging wieder schweigend und gedankenvoll im Zimmer auf und ab.

„Weiß es Linda?“ fragte er nach langer Pause.

„Ja!“ entgegnete der Sohn, der in dumpfem Brüten dasaß. „Und sie weiß auch, daß ich gehe!“

Und wieder schwiegen sie Beide, und das freundliche Mondlicht schien hell hernieder auf des jungen Mannes tief gesenktes Haupt und auf des Vaters sorgenvolle Stirn, als er in tiefem Sinnen vor dem Sohne stehen blieb.

Sie fühlten Beide nicht das sanfte, linde Wehen der Nachtluft, nicht den Duft der Blumen, der in das Zimmer drang, sie hörten auch nicht das Locken und Schlagen der Nachtigall drüben in dem Busche.

Erst als der Vater die Hand auf seines Sohnes Schulter legte, hob dieser den Kopf zu ihm empor.

„Es ist spät,“ sagte Werner, „und wir haben in diesem Augenblicke einander nichts zu sagen, dürfen nichts entscheiden in der Verfassung, in der wir uns befinden. Geh' zur

Ruh'! — Morgen, wenn der Tag uns selber Klarheit giebt, reden wir mehr davon. Bis dahin machst Du keinen Versuch, Dich der Kranken irgendwie zu nahen, und auch die Mutter siehst Du nicht! Dein Wort darauf!"

„Ich habe mir das selbst gelobt, mein Vater!"

„Gut denn, mein Sohn, suche zu schlafen, wenn Du kannst!"

Er reichte ihm die Hand, der Sohn warf sich an seine Brust.

„Armer Rudolf!" sagte Werner leise. Er war kaum des Wortes mächtig; aber sie ermannten sich Beide. Der Vater drückte Rudolf fest die Hand. „Sieh' nicht zurück! Blick' in die Zukunft! Und den Kopf in die Höhe!" mahnte er. „Ich trete mit Dir für Dich ein, mein Sohn; und es ist noch nicht aller Tage Abend!"

Sechzehntes Kapitel.

Sie schliefen Alle nicht in dieser Nacht: nicht der Vater, nicht die Mutter und nicht Rudolf. Nur auf Linda hatte der Schlummer sich erquickend herabgesenkt, und als das Tageslicht seine ersten Strahlen in ihr Zimmer, über ihr Lager ergoß, war die Farbe der Gesundheit auf ihr schönes Antlitz schon zurückgekehrt. Die ruhige Miene der Schlafenden, die sanft geöffneten Lippen zeigten es deutlich, daß die Ueberreizung ihrer Nerven nachgelassen habe.

Der Arzt, der sich früh einstellte, hatte nichts dawider, daß sie, wie sie es wünschte, ihr Bett verließ. Er versicherte, man habe nichts mehr für sie zu befürchten, man

dürfe sie ruhig sich und ihrer gesunden Natur überlassen. Werner, der mit der Mutter bei dem Besuche des Arztes zugegen gewesen war, folgte dem vielbewährten Freunde, als er von Linda fortging, und nahm ihn mit sich auf sein Zimmer. Sie blieben dort geraume Zeit, dann ging Werner in die Wohnstube hinunter und ließ seiner Frau melden, daß er sie zum Frühstück erwarte.

Es war ein Wetter, wie man sich's zu einem sommerlichen Sonntag gern denkt. Aus der Kirche tönte das Läuten der Glocken feierlich herüber, im Hofe und im Garten war Alles still. Man hörte, wie die Sperlinge und Tauben, denen man auf den Fensterbrettern Futter zu streuen gewohnt war, die Körner aufpickten. Linda's Lieblingstaube hatte die Schwelle der geöffneten Balkonthüre überschritten, sie bog den schillernden Hals so weit sie konnte vorwärts, nach ihrer Beschützerin auszuspähen, die noch auf ihrem Platze am Tische fehlte.

Als Meta in das Zimmer kam, ging Werner ihr entgegen. Sie sah ein wenig übernächtig aus, aber sie war noch immer schön in dem weißen Morgenkleide mit fliederfarbenen Bändern, und selbst die zwei Rosen, die sie vor der Brust trug, paßten noch sehr wohl zu ihr.

Werners Antlitz hellte sich auf, wie er sie also sah.

„Geliebtes, geliebtes Weib!“ rief er, „so hast Du doch daran gedacht! Hast des Tages auch diesmal nicht vergessen!“

„Wie könnte ich das!“ entgegnete sie ihm. „Sind mir doch all' die gesegneten Jahre seit dem Tage, an dem wir uns verlobten, durch Deine Liebe zu einem immer neuen

Glück geworden: und wenn ich mich alljährlich zur Erinnerung in die Farben kleide und mit Rosen schmücke, wie ich sie damals trug, so sehe ich zwar, daß die Zeit vergangen ist, aber die Liebe ist jung geblieben, und Du läßt Dir die alte Frau auch noch gefallen, läßt Gnade für Recht ergehen über sie — und auch über unsere Linda."

Ihre Augen waren feucht geworden, Werner war gerührt wie sie, seine ganze Stimmung war ernst und feierlich.

Meta fragte nach Rudolf. Sie fand es unbegreiflich, daß er gestern ausgeblieben, heute nicht wie sonst gekommen sei, daß er sich um die Schwester nicht gekümmert habe, und wollte nach ihm schicken. Der Vater hinderte es.

„Ueberlasse ihn sich selbst!" sagte er. „Du hast gestern mit Linda schwere Stunden durchlebt, sie sind Rudolf nicht erspart worden und mir eben so wenig. Hat Linda nach Rudolf gefragt, hat sie von ihm gesprochen?"

„Mit keinem Worte!"

„So laß uns mit einander erst ins Reine kommen, dann wollen wir weiter zusehen und die Kinder rufen."

Sein Ton, seine Miene erschreckten Meta.

„Was ist geschehen?" fragte sie. „Du hast mir eine Unglücksbotschaft zu verkünden!"

„Ja," sagte er, „und ich denke sie Dir weder vorzuenthalten, noch sie Dir beschönigend abzustumpfen. Eine lange Reihe von schönen Jahren ist an uns wie an wenig Anderen in fast ungetrübtem Glück, in kaum einmal gestörtem Einverständniß hingeschwunden. Ich hoffe und erwarte, daß sie Dir die Kraft gegeben haben, auch einem ungewöhnlichen Geschick zu stehen, Unerwartetes mit Ruhe zu betrachten,

und was in diesem Augenblicke verwirrt und unheilschwer vor uns erscheint, wo möglich klar und befriedigend für die Zukunft auszugestalten.“ Er hielt inne und sagte dann, jedes seiner Worte langsam und nachdrücklich erwägend: „Rudolf hat mir gestern Abend mitgetheilt, daß er uns für lange Zeit verlassen wolle, verlassen müsse, und er hat Recht, er kann nicht bleiben, denn — es steht übel um Linda und um ihn.“ — Und wieder machte er eine Pause. Meta's Augen hingen gespannt und angstvoll an des Gatten Lippen, er verwandte keinen Blick von ihr. Sie sollte Zeit gewinnen, sich auf ein schweres Erfahren genugsam vorzubereiten, und wie sie nun in ihn drang, zu reden, sagte er: „Rudolf und Linda sind in sträflicher Leidenschaft für einander entbrannt —“

Meta's Entsetzen machte ihn verstummen. Sie hatte die Hände in einander geschlagen und gegen ihre geschlossenen Augen gepreßt. Sie konnte es nicht fassen, konnte es nicht denken, und doch zerriß es ihr das Herz, doch fühlte sie die Vernichtung, die über sie Alle hereingebrochen war. Sie war sprachlos und thränenlos.

Werner ergriff ihre Hände und zog sie an sich.

„Sieh' mich an, Meta!“ sagte er mit der ruhigen Zärtlichkeit, die er ihr immer entgegenbrachte, „wende die Augen nicht ins Leere. Wir haben uns dereinst verbunden für gute und für böse Stunden. Heut' liegt eine böse Stunde vor uns; wer soll sie uns überstehen helfen, wenn nicht wir selber Einer dem Anderen! Wer soll den Kindern helfen, wenn nicht wir zusammen?“

Sie schlang ihre Arme um ihn, er hielt sie ruhig fest.

„Ein Opfer ist zu bringen, von Dir zu bringen!" sagte er, „und zwar eins, das Dir schwer erscheinen dürfte."

„Nenne es!" rief sie, „nenne es! Was kann zu schwer sein für die Mutter, das Kind zu erlösen, welches sie geboren hat!"

Er antwortete ihr nicht darauf.

„Erinnere Dich der Stunde, in der ich Dich bat, mein Weib zu werden," sprach er, „und des Gelöbnisses, das ich Dir damals that. Ich versprach Dir, Dein Glück stets höher zu achten als das meine — und — ich kann Dir in dieser Stunde sagen: ich habe Dir und mir das Wort gehalten."

Sie neigte sich, seine Hand zu küssen, wollte sprechen; er litt es Beides nicht.

„Höre mich zu Ende," sagte er. „Es handelt sich heute nicht allein um mein Glück. Meines Sohnes Heil und Frieden, Linda's Glück stehen auf dem Spiele und das unsere dazu. Fasse Dein Herz zusammen; es ist uns Allen zu helfen, wenn Du auf einen Wahn verzichten, mir eine Täuschung vergeben kannst, die ich aus Liebe zu Dir, in der Sorge um Dich beging, und in der ich Dich bis jetzt erhielt, das Unheil nicht voraussehend, das uns daraus erwachsen konnte."

„Ich verstehe Dich nicht!" sagte Meta.

„Du sollst es heute, gleich in diesem Augenblick erfahren," entgegnete er, erhob sich, schellte dem Kammermädchen und hieß ihm, das Fräulein zu rufen.

Linda kam herunter; der Vater machte ihr selber mit sorglicher Freundlichkeit einen bequemen Sitz zurecht, dann ging er, den Sohn zu holen.

„Rudolf will Abschied nehmen, wenn es die Mutter nicht vermag, ihn bei uns festzuhalten!“ sagte er.

Linda hatte die Augen niedergeschlagen, wie der Vater des Sohnes Namen nannte, und schien sich entfernen zu wollen; er gebot ihr, zu bleiben, denn der Abschied werde kurz sein.

Linda saß an ihrer Mutter Seite, als der Vater, von dem Sohne gefolgt, zu ihnen in das Zimmer trat. Rudolf nahm fern von Linda seinen Platz, sie waren Alle bange und erschüttert.

„Ich habe Euch rufen lassen, nicht um über Euch zu Gericht zu sitzen,“ hob der Vater endlich, sich gegen Linda und Rudolf wendend, mit unverkennbarem, innerem Kampfe an, „sondern um mich, wie ich es vor der Mutter bereits gethan, einer Handlung anzuklagen, die uns Alle in die Verwirrung gestürzt hat, unter der wir in dieser Stunde leiden. Ich habe erfahren müssen, wie unzulänglich unsere Voraussicht ist, wie unser liebevollster Wille oft diejenigen am schwersten trifft, auf deren Glück wir's abgesehen hatten.“ Er sprach in Absätzen, als wolle er sich und die Anderen beruhigen und bemeistern. „Eure Mutter war kränklich, als sie meine Frau ward,“ nahm er nach einer Weile das Wort wieder auf, „unsere Ehe blieb die ersten Jahre kinderlos, ein schmerzliches Verlangen nach einem Kinde beugte meine junge Gattin nieder. Endlich sollte ihr Wunsch sich erfüllen; um ihrer Gesundheit willen führte ich sie nach Rom. Sie genas dort einer Tochter, aber sie selber schwebte am Rande des Grabes. Ein mehrwöchentlicher Irrsinn hatte sie umfangen, die Aerzte hielten sie keiner heftigen Gemüthsbewegung für gewachsen,

und doch war eine solche ihr nicht zu ersparen, wenn es nicht gelang, ihr das Mißgeschick wenigstens für das Erste zu verbergen, von dem wir betroffen worden waren."

Er hatte diese ganze Erzählung abwechselnd an den Sohn oder an Linda gerichtet, und er sah auch seine Frau nicht an, als er in derselben weiter fortfuhr:

„Die Tochter, die uns geboren worden war, starb nach wenigen Minuten. —"

„Kinderlos!" wehklagte Meta, aufstöhnend in Schrecken und in Schmerz. „Kinderlos!" wiederholte sie. Aber der Vater beachtete es nicht. Er hatte des Sohnes Hand ergriffen, ihn festzuhalten, bis er geendet haben würde.

„Eine junge Deutsche, die als Pflegerin einer kranken Dame nach Rom gekommen war und sich dort mit einem armen römischen Maler verheirathet hatte, war gleichzeitig mit der Mutter von einer Tochter entbunden worden. Den Vater des Kindes hatte ein Fieber kurz vorher hinweggerafft, die Mutter starb bei der Geburt. Das schöne verlassene Kind —"

Linda lag auf den Knien vor der bitterlich weinenden Mutter.

„Mein Kind! mein einzig geliebtes Kind! meine Linda! meine heißgeliebte Tochter!" schluchzte Meta und zog das weinende Mädchen an ihre Brust.

Rudolf war länger nicht zu halten. Er kniete gleichfalls vor der Mutter. — Ernst, still und in gefaßter Größe legte Werner seine Hände segnend auf der Kinder und auf seines Weibes geliebtes Haupt.

Sie brauchten Alle Zeit, sich nach den düsteren Stunden

an das helle Glück zu gewöhnen, das ihnen in der Zukunft winkte. Meta konnte sich nicht trennen von der Tochter, sich die wechselnden Empfindungen kaum deuten, mit denen sie das nicht von ihr entstammte und ihr doch so völlig eigene Kind betrachtete.

„Es ist mir, als müßte ich sie nun erst recht verdienen,“ sagte sie, „als müßte ich ihr jetzt doppelt danken für das Glück, das sie mir ist, und sie doppelt halten, da sie nicht mein ist und mir doch gehört.“

Auch Linda fühlte einen ganz neuen besonderen Zug zu ihrer Mutter; aber was wollte das Alles bedeuten in der märchenhaften Befreiung, in der Wonne, mit welcher sie und der Geliebte an einander hingen? — Sie hatten so schweres Leid und so großes Glück wie wenig Andere in solch jähem Wechsel rasch durchlebt, daß es die Kraft der Jugend und der Liebe brauchte, es zu fassen und zu tragen.

Siebenzehntes Kapitel.

„Sieh', wie Dein Glaube an die Stimme des Blutes Dich betrogen hat!“ scherzte Werner, der wie alle Männer das Rechtbehalten liebte, als am Abend das schöne Brautpaar vor seinen und vor Meta's Augen sich Arm in Arm in den verschlungenen Wegen des Parkes lustwandelnd erging. „Wie hast Du Dir darin gefallen, Dich in Linda's Eigenschaften wiederzuerkennen, Deinen Charakter, Deine Empfindungsweise auf sie vererbt zu haben, Dein und mein Blut in ihren Adern rollen zu wissen und gelitten zu haben, um ihr das Leben zu geben. Und liebst Du Linda heute

weniger als bisher, da alle diese Voraussetzungen eben so viel Irrthümer gewesen sind?"

„Wie kannst Du mich so fragen, Du, dem ich auch dieses Glück verdanke? Und doch" setzte sie lächelnd hinzu, „hat die Stimme des Blutes hier gesprochen."

„Nur nicht in Deinem Sinne!" meinte Werner.

Meta schwieg. Nach einer Weile aber sagte sie:

„Ich glaube nicht, daß es eine Liebe giebt, die anders, stärker ist als die inbrünstige Zärtlichkeit, mit welcher ich an Linda hänge. Es ist, nun ich darüber nachdenke, schließlich doch das sich selbst vergessende Leisten, der dringende Wunsch, sein Bestes auf ein anderes Wesen völlig zu übertragen, es ist das tiefe Bedürfniß, zu lieben, und das sehnsüchtige Verlangen, die Liebe, die man gehegt hat, fortdauern zu sehen in dem Gegenstande derselben noch über den eigenen Tod hinaus — es ist die wunderbare Mischung von geheimer Selbstsucht und bewußter opferfreudiger Selbstlosigkeit, welche das eigentliche Wesen der Elternliebe macht, welche den fertigen Menschen, den Mann sowie das Weib, an das hülfloseste der Geschöpfe fesselt: an das arme Menschenkind. — Aber was will alle solche Liebe sagen neben Deines Herzens Großmuth, Du geliebter Mann!"

„Ich habe," versetzte er, „wenn ich das Mädchen so fröhlich zwischen uns heranwachsen, Dir und mir von Herzen zu eigen, und Dich so glücklich mit der Tochter sah, auch mein reichliches Theil von Freude an ihr gehabt neben manchem sorgenden Bedenken, das Du jetzt verstehen und würdigen wirst. Manch liebes Mal ist mir dann des Dichters Wort in den Sinn gekommen:

— — — — — — Das Blut allein
Macht lange noch den Vater nicht! macht kaum
Den Vater eines Thieres! giebt zum höchsten
Das erste Recht, sich diesen Namen zu
Erwerben!

Und ob es mit der Mutterliebe anders ist, möchte schwer zu entscheiden sein. Du liebtest ein Mädchen, das Du nicht geboren hattest, mit dem ganzen Fanatismus der Mutterliebe, weil Du es für Dein eigen hieltest. Glaubst Du, daß eine Mutter das Kind, welches sie geboren, erkennen würde, wenn es ihr entzogen worden wäre, ehe es sich zu einer festen, bestimmten Persönlichkeit entwickelt hatte? Ich möchte das verneinen."

Sie saßen an dem Abend in ernstem, wechselndem Gespräch noch lange bei einander; und als der Mond in dieser Nacht auf seiner stillen Bahn über dem stattlichen Hause sein mildes Licht ergoß, ruhten in demselben wieder die glücklichen Menschen in erquickendem Schlaf, wiegten sich zwei junge Herzen in hoffnungsvollen, beseligenden Träumen.

Ein Freund in der Noth.

Ein Freund in der Noth.

Erstes Kapitel.

Zu Anfang der sechziger Jahre haben wir einen Sommer in Glion sur Montreux, den darauf folgenden Herbst und Winter und das ganze nächste Frühjahr in einer der Pensionen am Genfersee verlebt, und ich habe mich in der Zurückgezogenheit, zu welcher man sich in den Pensionen bequemen muß, wenn man von den Uebelständen solch einer zufälligen Geselligkeit nicht leiden will, sehr wohl befunden.

Indeß neun Monate haben zweihundert und einige siebenzig Tage mit doppelt so vielen Dämmerstunden, und in diesen mag man gerne plaudern, wenn man des Arbeitens, des Denkens und des stillen Träumens müde ist. Im Dämmerlichte muß man in solchem Pensionsleben wo möglich Jemand in der Nähe wissen, der gelegentlich an unsere Thüre klopft, dessen Klopfen man erkennt, dem man das „Herein!“ gern entgegenruft, und dem man mit der Gewißheit seinen Willen zu haben, sorglos sagen kann: erzählen Sie mir Etwas!

Glücklicher Weise hatten wir einen solchen Jemand. Wer es war? — Er hieß Maxime! — Was er war? —

Ein wirkliches Muster von Dienstfertigkeit, ein wahres Genie in derselben.

Eine Gefälligkeit, die er mir erwiesen, noch ehe wir einander von Auge zu Auge gesehen, hatte ihn uns bekannt gemacht. Meinem Danke war sein Besuch gefolgt, und da er schon seit Jahren immer wieder an die Ufer des Genfersee's zurückgekehrt, also an demselben wie zu Hause war, gewöhnten wir uns bald, ihn als den Genius loci zu betrachten, ihn in allen Vorkommnissen um seinen Rath zu fragen und nach der von ihm erhaltenen Auskunft, stets zu unserem Vortheil, zu verfahren.

Er mochte am Ende der Vierziger stehen, sah, je nach seiner Stimmung, bald viel jünger, bald wieder älter aus. Er sprach gern, erzählte meisterhaft, und besaß einen unerschöpflichen Vorrath des Erzählenswerthen.

Wir hatten mehr als ein halbes Jahr mit ihm verkehrt, ohne zu wissen, wo er zu Hause, ob er arm, ob er reich sei, ob er jemals einen festen Beruf und welchen er gehabt habe — und im Grunde weiß ich das Alles auch noch heute nicht. Aber aus seinen Erzählungen hatten wir ersehen, daß er überall zu Hause war: in Konstantinopel und in Wien, in Petersburg und in Paris, in Stockholm und in Madrid, in Deutschland wie in Italien, in England wie in der Schweiz.

In Montreux lebte er auf sehr schicklichem Fuße, kannte viele der angesehenen Fremden, die dort verweilten, und galt allgemein für einen originellen und interessanten Mann. So oft er kam, durfte man sich eines angenehmen Plauderns mit Gewißheit sicher halten.

Eines Abends, es war nach Neujahr und schon gegen das Frühjahr hin, kam er zeitiger, als es sonst sein Brauch war. Es lag ein Lächeln, ein Ausdruck von Schalkheit über seinem Gesicht. Ich sah, daß ihm etwas Besonderes und Heiteres begegnet sein mußte.

„Was haben Sie?" fragte ich ihn.

„Ich will es Ihnen erzählen," versetzte er, „wenn Sie Zeit haben, mich anzuhören. Es ist hier am See eine Komödie aufgeführt worden, in der ich eine Hauptrolle gespielt habe; und ich begehe kein Unrecht, wenn ich Ihnen die Geschichte mittheile, denn sie macht schon jetzt als neueste Neuigkeit am See die Runde und wird in nicht zu ferner Zeit durch die Zeitungen ihre weitere Verbreitung erhalten. Also — haben Sie Lust und Muße, mich anzuhören?

„Vollauf!" versicherte ich; wir setzten uns danach wieder, und während man die Lampe in das Zimmer brachte und frische Scheite auf das Feuer im Kamine legte, sagte Maxime:

„Sie haben mich im Sommer einmal um den Namen einer Dame gefragt, die ich zuweilen von Montreux nach Glion hinauf begleitet habe."

„Sie sprechen von der schlanken Hanseatin, der Senatorsfrau?"

„Senatorsfrau, Senatorstochter und jetzt Senatorswittwe!" bestätigte Maxime, „und das heißt, wenn es von einer Hamburgerin gesagt wird, eines reichen Mannes Tochter, eines reichen Mannes Frau, und in diesem Falle eines reichen Mannes hinterlassene Wittwe. — Als ich sie vor achtzehn Jahren hier zuerst am See gesehen habe, war sie eben in die Gesellschaft eingeführt worden, aber sie war schon höchlich

selbstgewiß und vollauf dazu geschult, den Werth des Geldes sehr hoch anzuschlagen. Sie war sehr hübsch, war gut gewachsen und originell durch ihre blauen Augen bei dem sehr dunkeln und sehr schönen Haar. Man hatte ihr von jeher gesagt, daß sie eine Schönheit, daß sie eine reiche Erbin sei, daß sie viel umworben und nur zu wählen haben würde, und sie betrug sich auch danach.

Mit ihren sechszehn Jahren sah sie jedem Manne so keck ins Antlitz, als wollte sie ihn fragen: wann wirst Du mir denn zu Füßen liegen? Hätte sich aber Jemand darauf eingelassen, ihr die Antwort mit der That zu geben, so würde sie ihn verspottet haben.

Ich war viel bei ihren Eltern, machte mit dem Vater oft ein Ecarté, und da ich in jenen Tagen weniger als je dazu gestimmt war, den Seladon zu spielen und nicht im Entferntesten daran dachte, mich in die Schaar ihrer Verehrer einzureihen, unterhielt mich ihre Art und Weise.

Ich glaube, niemals sind Eltern mit der Erziehung eines Kindes mehr zufrieden gewesen, als der Senator und seine Frau. Irene verehrte Geld und Besitz wie ihr Vater, verehrte den Geburtsadel wie ihre Mutter, welche die Tochter einer heruntergekommenen holsteinischen Grafenfamilie war, und es hatte etwas Komisches und daneben bisweilen sogar etwas Unheimliches, wenn die frischen sechzehnjährigen Lippen des Mädchens sich ganz unumwunden zu den Grundsätzen der Eltern, zu jener praktischen Lebensweisheit bekannten, deren Grundlage das Einmal-Eins und deren letztes Ziel das Vergnügen ist, es Anderen vorauszuthun, um mit staunender Mißgunst von ihnen beachtet zu werden.

Eben in jenen Tagen hatte hier am See die romantische Heirath einer jungen russischen Fürstentochter mit einem Musiker großes Aufsehen erregt, und ich erinnere mich deutlich noch des Abends, an welchem man auch an dem Theetisch meiner Hamburger Bekannten darauf zu sprechen kam. Der Senator meinte, er begreife nicht, wie Eltern jemals ihre Zustimmung zu solchem ungehörigen Ehebunde geben könnten. Ich entgegnete, der Fürst und die Fürstin hätten auch lange angestanden, der Tochter zu willfahren. Prinzeß Susanne sei aber schwermüthig und in solchem Grade leidend geworden, daß die Eltern, um das geliebte Kind nicht dem Tode anheim fallen zu sehen, sich den Wünschen desselben endlich gefügt hätten.

Der Senator lächelte. „Das ist nun auch wieder einer der vielen Fälle," meinte er, „in denen die Sentimentalität Ursache und Wirkung verwechselt. Nicht weil die Prinzessin den Musiklehrer liebte, ist sie krank und schwermüthig geworden, sondern weil sie überreizt und krank war, machte die Musik einen so großen Eindruck auf sie, daß sie sich schließlich in Denjenigen verlieben konnte, mit dem sie ihre musikalischen Uebungen betrieb. — Was meinst Du, Irene? verlieben wir uns auch in einen Musikanten? Und Deinen Beethoven und Chopin, und wie sie sonst noch heißen mögen, spielst Du doch wie Eine!" — Er klopfte dabei die Tochter auf die Schultern und rief in bester Laune: „Sehen Sie, Herr Maxime! meine Kleine da kommt mir mit solch einer Affaire nicht! Die weiß, wie sie mit uns daran ist, und wir wissen, wie wir mit ihr daran sind! In einer wohlgeordneten Familie muß Alles klar und einfach sein — klar

und übersichtlich, daß man in jedem Augenblicke sein Fazit ziehen und die Probe auf sein Exempel mit der sicheren Gewißheit machen kann: es stimmt!"

Er nahm damit seine Karten zur Hand, um die begonnene große Patience weiter fortzulegen und wieder etwas vor sich zu haben, was er durch richtiges Beachten der Umstände zum Stimmen bringen konnte; aber die Unterhaltung über die Heirath der Prinzessin war damit noch nicht abgethan.

Madame Aglaja, die in jenen Tagen noch eine sehr imposante Erscheinung war, hatte sich schon den ganzen Abend ein Wenig übellaunig gezeigt; so daß ich gleich anfangs vermuthete, es müsse zwischen Mann und Frau irgend Etwas im Laufe des Tages einmal nicht recht gestimmt haben, und die Folge bestätigte mir das. Denn während Madame Aglaja ernsthaft und mit anscheinender Theilnahme auf die Karten hinsah, welche der Senator von oben nach unten und von rechts nach links versetzte, um sie zum richtig stimmenden Abschluß zu bringen, bemerkte sie leichthin: „Wenn man die Ehe so wie Du, mein Lieber! ohne jede Gefühlsberechtigung betrachten, sie nur als einen Akt der reinen Berechnung hinstellen will, hätte manche Ehe, die zu beiderseitiger Zufriedenheit ausgeschlagen ist, ebenfalls als Thorheit angesehen und nicht eingegangen werden dürfen."

Sie schloß dabei die Augenlider ein Wenig, wodurch immer ein schöner Schatten von ihren langen schwarzen Wimpern auf die Wangen fiel, und ich bestärkte mich in der Vermuthung eines vorhergegangenen ernsthaften Verdrusses, denn nur ein solcher brachte die Senatorin dazu, ihren

Mann gelegentlich daran zu mahnen, daß das Blut der Grafen Bernoe in ihren Adern fließe, daß sie in dem so und so vielten Grade mit dem Königshause von Dänemark verwandt sei.

Aber der Senator war kein sonderlicher Freund von diesen Erinnerungen und war heute offenbar weniger als je gesonnen, sich durch dieselben in seinem plutokratischen Selbstgefühl beeinträchtigen zu lassen. Er mußte seiner hochgeborenen Gemahlin das paroli bieten.

„Ich war eben reich genug," versetzte er, „mir ein mittelloses Mädchen in mein Haus zu führen, und ich hab's durchaus zu segnen, daß ich's that: aber was beweist das für oder gegen die Thorheit der Prinzessin?"

Er hatte sich mit dem Hieb gedeckt, der Hieb hatte getroffen, und das billige kleine Pflaster, das er darüber zu kleben für gut befand, deckte und heilte Madame Aglaja's Wunde nicht. Es kam ihm aber auch gar nicht darauf an. That es seiner schönen Hälfte wehe, um so besser! Sie mußte und sollte die aristokratischen Grillen fahren lassen, die er seiner Tochter nicht einimpfen lassen wollte, denn mit dieser hatte er seinen bestimmten Plan, und sich in seinen Planen stören zu lassen, war er nicht der Mann.

Madame war übrigens viel zu formvoll, um irgend eine Entgegnung zu machen. Sie ließ nur ein überlegenes Lächeln sehen, das der Senator nicht bemerkte oder nicht beachtete, dann verließ sie unter einem Vorgeben das Zimmer. Ihr Mann blieb ruhig bei seiner großen Patience am Tische sitzen und ich folgte Irenen, welche auf den Balkon hinausgetreten war. Da ich sie nicht augenblicklich

ansprach, fragte sie mich, weshalb ich so schweigsam sei und was ich denke?

Ich hatte keinen Grund, ihr die Wahrheit vorzuenthalten. „Ich denke," entgegnete ich, „ob sich Ihr Vater nicht in Ihnen irrt?"

„Was meinen Sie damit?"

„Ich kann mir nicht vorstellen, daß Sie seine Ansicht theilen, daß man, jung und anmuthig wie Sie, nicht an die Macht der Liebe glauben und den frischen Pulsschlag des Herzens kaltsinnigen Berechnungen unterwerfen sollte?"

Irene sah mich mit klugem Lächeln an. „Sie finden mich zu jung," sagte sie, „so kaltherzig zu sein, und ich finde Sie eigentlich nicht alt genug, mir diese Frage vorzulegen. Denn was wollten Sie machen, wenn ich Ihnen bei derselben eine geheime Absicht unterlegte, wenn ich Ihre Neugier auf ein anderes Motiv zurückführte?"

„Was ich machen wollte? Seien Sie unbesorgt! ich würde nicht viel Mühe haben, mich in die Rolle zu finden, die Sie geneigt sein könnten, mir zuzuertheilen!"

„Ach!" rief sie, „das ist unvergleichlich! Sie setzen sich schon in Positur. Aber strengen Sie sich nicht an, Herr Maxime! Anbeter und Bewerber habe ich genug; einen vernünftigen Mann wie Sie, der mit mir wie mit einem vernünftigen Menschen verkehrt, habe ich in meinem ganzen Bekanntenkreise nicht. Verlieren Sie sich also nicht in die große Masse, bleiben Sie mein guter Freund, und ich will Ihnen denn auch wie einem Freunde es offen und ehrlich bekennen, daß ich gar nicht an die sogenannte große Liebe glaube, sondern vollkommen mit den Ansichten meiner El-

tern übereinstimme und sehr zufrieden sein werde, in aller Seelenruhe den Mann zu heirathen, den sie mir ausgesucht haben."

„Unbegreiflich!" stieß ich fast unwillkürlich hervor. Das Mädchen erschien mir wieder einmal unheimlich. Ich wußte es mir durchaus nicht klar zu machen, ob ich es hier mit einem geflissentlichen Selbstbetrug, mit einer absichtlichen Komödie, die auf Blendung und Ueberraschung angelegt war, oder wirklich mit einer durch engherzige Erziehung entarteten, ja verkrüppelten Frauennatur zu thun hätte. Ich war also geneigt, von allen diesen Voraussetzungen etwas gelten zu lassen, als Irene meine Betrachtung mit der Frage unterbrach, was ich an ihrem Geständnisse denn so unbegreiflich finden könne?

„Daß ich den Besitz hoch anschlage," sagte sie, „das können Sie doch unmöglich unbegreiflich finden, da ich von meiner Kindheit ab erfahren habe, wie leicht man sich durch denselben alle seine Wünsche befriedigen kann; und daß der Adel mir begehrenswerth erscheint, ist doch auch nur natürlich, da an denselben Vorrechte geknüpft sind, die das Geld allein nicht verleiht."

„Sie sind ehrgeizig, ich weiß das!" unterbrach ich sie.

Sie leugnete das nicht. „Ja!" versetzte sie, „aber ich mache mir das nicht zum Vorwurf, und vielleicht kann jeder Mensch nur Eine Leidenschaft im Herzen tragen. Mir haben schon in der Kinderstube die Märchen am besten gefallen, in denen schönen Mädchen von Königssöhnen die Krone auf das Haupt gesetzt ward, und seit ich denken kann, habe ich mich darnach gesehnt, einen hervorragenden Platz

in der Gesellschaft einzunehmen. Diesen Platz werde ich an der Seite meines Vetters finden."

„Aber Ihr Vetter gehört keiner hochadeligen Familie an!" wendete ich ihr ein, mehr und mehr betroffen von ihrer kalten Selbsterkenntniß und von ihrer bei so jungen Jahren kaum zu fassenden Selbstgewißheit.

„Doch!" versetzte sie, „die Gilling's sind ein altes adeliges Geschlecht, und der Name James Gilling klingt durch die ganze Welt so gut wie irgend Einer. Das Haus Gilling kann es mit den größten Häusern aufnehmen, und sie sagen, sein Reichthum und sein Einfluß sei im Wachsen."

„Und Sie verlangen nichts als diese ganz äußerliche Befriedigung? Ihr Herz, Ihre Neigung kommt gar nicht in Betracht? — Erlauben Sie mir, schöne Irene, daß ich gegen Sie und mich gerecht bin. Ich bin denn doch nicht jung genug, Ihnen diese altkluge Gemüthlosigkeit wirklich zuzutrauen. Ich vermuthe, Ihr Vetter ist jung, ist schön, Sie lieben ihn und geben sich die Unterhaltung, der Berechnung zuzuschreiben, was Ihres Herzens freie Wahl ist. Ein wenig Komödie spielt jede Frau vor jedem Manne, und Sie erzeigen mir die Ehre, sich vor mir in einer sehr originellen Rolle darzustellen."

„Sehen Sie," rief Irene, und legte betheuernd die Hand auf die Brust, „das ist nun Alles wieder nicht wahr, und ich will einmal gegen Sie so grundehrlich sein wie gegen mich selbst. Es versteht sich, daß ich James nicht heirathen würde, wenn er mir zuwider wäre — nicht James und Niemand anders, auch den Prinzen mit der Königskrone nicht; aber daß ich James liebe, davon ist keine Rede. Er

ist neunundzwanzig Jahre alt und war schon ein gemachter Mann, als ich noch ein Kind war. Er sieht gut aus, sein krauses rothbraunes Haar und seine braunen Augen haben mir immer gut gefallen, namentlich aber sein prächtiger rother Bart. Er ist groß, hat schöne weltmännische Manieren, kleidet sich vortrefflich, reitet vortrefflich, hat mir nie geschmeichelt, aber mir auch nie etwas Unangenehmes gesagt, und seit er von seiner großen Tour zurück ist, hat er mir sehr viel Liebenswürdiges erwiesen. Nicht er, nicht meine Eltern haben mich gefragt, ob ich seine Frau werden wolle? Es war überhaupt bisher niemals noch davon die Rede. Aber er baut sein Landhaus vor dem Thore nach meinem Geschmack, er macht in seinem Stadthause nicht die geringste Aenderung, ohne mich zu fragen, wir sind immer und gern beisammen, wenn wir nicht auf Reisen sind; und ich wüßte wirklich nicht, was vernünftiger sein könnte, als daß wir zuletzt auch Mann und Frau werden. Alle Welt erwartet das — und ich denke, wenn wir nach Hause kommen, wird unsere Verlobung wohl von Statten gehen."

Sie gefiel sich unverkennbar in ihrer Seltsamkeit, aber es mußte wohl von meinen Gedanken mehr als ich beabsichtigte in meinen Mienen zu lesen sein, denn sie brach plötzlich in ihrer Rede ab und sagte dann mit ganz verändertem Tone: „Wer übrigens, wie ich, seit ich erwachsen bin, ungefähr von jedem Manne, der in meine Nähe gekommen ist, einen Heirathsantrag und die Versicherung von meiner Unwiderstehlichkeit erhalten hat, der muß ja schließlich einen ganz wundervollen Begriff von sich selbst, und — von der siegreichen Allgewalt des Geldes über das Männerherz be-

kommen.“ Sie lachte dabei spöttisch und fügte dann hinzu: „James hat mir einmal ganz unumwunden ausgesprochen, er verstehe nicht, wie man mich schön finden könne, — ich sei nur pikant und hätte einen eleganten Wuchs. Das hat mir von ihm gefallen; und daß des Vaters Geld ihn nicht verblendet, dessen bin ich sicher. Es bleibt also bei James — und bei Ihnen!“ rief sie, „denn Sie machen sich gar nichts aus mir und sind doch liebenswürdig und gefällig gegen mich, so daß ich zuversichtlich glaube, Sie meinen es sehr gut mit mir, und das ist ein ganz unschätzbares Gefühl! Ich glaube, auf Sie kann man bauen wie auf den festen Grund der Berge drüben.“

Sie reichte mir beide Hände hin, ich hätte von Stein und nebenher ohne alle Erziehung sein müssen, hätte ich nicht eine dieser schönen Hände an meine Lippen gedrückt, und ich konnte ihr dabei mit ehrlichem Freimuth die Versicherung geben, daß sie auf meine Anhänglichkeit an sie zählen, daß sie sich auf mich, als auf einen uneigennützigen Freund, verlassen dürfe. Sie nahm das Versprechen dankbar an. Wir waren Beide ernsthafter geworden, als der Anfang unserer Unterredung es hatte voraussehen lassen, und das Mädchen interessirte mich in dieser Stunde wirklich in ungemeinem Grade. Ich beschloß, Irene näher kennen zu lernen, sie mehr zu beobachten, denn es lag in ihrer ganz einseitigen Verstandesbildung etwas ganz Besonderes. Ich konnte mich der Vorstellung nicht entschlagen, daß diese unnatürliche Entwickelung sich früher oder später rächen würde; aber ich sah sie in den nächsten Tagen noch öfter als zuvor,

und jetzt überraschte mich das ruhige Gleichmaß, das sich in ihrem ganzen Wesen kundgab, um so mehr.

Sie hatte ihrer Mutter, zu der sie ein unbedingtes Vertrauen hegte, den Inhalt unserer Unterredung mitgetheilt. Madame Aglaja fing also eines Tages, in der Tochter Beisein, ganz von selber über das Thema mit mir zu sprechen an. Sie meinte, jede Zeit und jede Lebenslage erzeugten und forderten eine besondere Gefühlsentwickelung. Sie sei unglücklicher Weise noch in den Tagen der weichen Empfindsamkeit erzogen, sei mit den idealsten Ansprüchen an die Liebe des Mannes, in dem Glauben an die Nothwendigkeit höchsten geistigen Zusammenlebens in die Welt eingetreten, und habe diese Welt hingenommen gefunden von dem Jagen nach äußerem Glanz, nach irdischem Besitz, von dem Durst nach immer wechselndem Genuß. Durch diesen Zwiespalt zwischen sich und der sie umgebenden Welt habe sie — sie betonte das nachdrücklich — schwer, sehr schwer gelitten, bis sie es gelernt habe, sich mit den Verhältnissen in Einklang zu bringen. Deshalb habe sie aber dahin gestrebt, ihre Tochter vor ähnlichen Erfahrungen und Enttäuschungen zu bewahren. Sie habe ihr die Gesellschaft und die Menschen von Jugend an in ihrem wahren Lichte gezeigt, sie davor gehütet, im Leben die Verwirklichung der Dichtung zu suchen, und sie danke dem Himmel, daß Irenens kühlere, ihr von dem Vater angeerbte Natur, ihr in dem Bestreben entgegengekommen sei.

Sie war offenbar besorgt, daß ich einen nachtheiligen Einfluß auf die Gemüthssicherheit ihrer Tochter üben könne, wozu ich weder Ursache noch Neigung hatte, und nachdem

unser Verkehr noch ein paar Wochen hindurch auf dem gleichen freundlichen Fuße fortgedauert hatte, trennten wir uns als gute Freunde, ohne deshalb Verabredungen für einen weiteren Zusammenhang zu treffen. Nur der gedruckte Anzeige-Brief, in welchem die Verheirathung von Irene und James Gilling den Freunden des jungen Paares bekannt gemacht wurde, gab mir nach Jahr und Tag eine direkte Kunde von der Familie.

Zweites Kapitel.

Eine lange Reihe von Jahren ging darnach hin. Ich war viel auf Reisen, kam aber zufällig nicht nach Irenens Vaterstadt und begegnete ihr auch auf meinen Reisen nicht. Wenn ich bei Landsleuten von ihr mich nach ihr und ihrem Ergehen erkundigte, rühmte man ihre Schönheit, pries sie als eine angenehme Wirthin und nannte das Gilling'sche Haus als das gesuchteste und glänzendste der Stadt. Irene wurde als eine Beschützerin der Künste und der Künstler angesehen, Maler, Bildhauer, Musiker fanden eine bereitwillige Aufnahme in ihrem Salon, sie stand an der Spitze verschiedener Wohlthätigkeits-Anstalten, machte sich mit den Fortschritten auf dem Gebiete der Volkserziehung zu schaffen, und ich hatte, diesen Berichten nach, allen Grund zu glauben, daß Madame Aglaja sich in der Leitung und Führung ihrer Tochter wirklich nicht getäuscht habe, daß Irene in der Ehe mit ihrem Vetter das Glück wirklich gefunden, das sie erstrebt und erhofft hatte. Nur Kinder fehlten der Ehe, und man beklagte das natürlich in dem reichen Hause doppelt.

Später fand ich einmal zufällig in einer Zeitung die Notiz, daß der Chef des großen Bankhauses Gilling, von bedenklichen Nervenleiden heimgesucht, sich auf einen seiner Landsitze zurückgezogen habe. Dann erfuhr ich weiter Nichts, weder von ihm noch von der Familie überhaupt. Ich weiß nicht, ob ich keine Bekannte von ihnen antraf, oder ob ich aufgehört hatte, nach ihnen zu fragen.

So blieb es, bis eine Erkrankung im verwichenen Jahre mir mein bisheriges rasch wechselndes Nomadenleben verbot, und ich, der Unstätigkeit und Heimathlosigkeit ohnehin müde, für eine Weile hier in Montreux zu bleiben beschloß. Das gemäßigte Klima, die verhältnißmäßige Stille waren für einen alten Junggesellen, der sich auf die Kraft und Ausdauer seiner Lungen, nach dem Ausspruch der Aerzte, nicht mehr viel zu Gute thun durfte, ein sehr schicklicher Aufenthalt. Ich hatte mich daher vor anderthalb Jahren im beginnenden Herbste wieder einmal in der mir bekannten alten Pension eingerichtet, um dort zunächst zu überwintern, und wollte daneben auf die Gelegenheit zu einem mir passenden Ankauf Acht geben, falls die Lust zu einer dauernden Niederlassung mir einmal kommen sollte.

Der Winter bewies sich gnädig gegen mich, ich kam wieder zu Kräften, konnte mit dem beginnenden Frühjahr es auf's Neue wagen, rüstigen Schrittes in die Berge zu gehen, und kam einmal an einem schönen Morgen von einem Spazierwege nach Hause, als ich auf der Terrasse vor unserem Speisesaal unter dem großen Nußbaum eine Frau sitzen sah, deren Erscheinung mir auffiel. Sie war groß und schlank, trug über einem weißen Kleide ein reich gesticktes

griechisches Jäckchen von dunklem Sammet und hatte einen Strohhut mit einer Feder in der müde herabhängenden Hand. Ihre Haltung, die Art und Weise, in welcher sie sich gegen den Baumstamm lehnte und die Kniee über einander geschlagen hielt, verriethen jene Sicherheit, welche sich selbstgewiß gehen läßt, und sie mußte sehr in sich versunken sein, denn sie wendete das Haupt nicht einmal um, obschon verschiedene Personen nahe genug an ihr vorübergingen.

„Das ist die Dame," sagte eine der Aufwärterinnen zu einem jungen Mädchen, „welche eine große Wohnung im ersten Stockwerk gemiethet und so lange hat leer stehen lassen. Sie ist mit zwei Personen Bedienung angekommen."

Die Neugier, jene Wucherpflanze unserer Natur, die überall hervorschießt, wo in dem Thun des Menschen sich leere Stellen zeigen, umgarnte mich plötzlich. Ich wollte wissen, wer die Fremde sei oder wenigstens wie sie eigentlich aussähe; und fest auftretend, so daß sie mich auf den Kieswegen hören mußte, ging ich nach dem Platze hin, auf dem sie saß. Sie hob den Kopf auf, sah mich an — wir waren Beide betroffen, schwankten Beide einen Augenblick, aber eben auch nur einen Augenblick, dann ließ Irene ihren Hut zu Boden fallen, und mir mit dem Freimuth alter Tage wie sonst ihre Hände entgegenreichend, rief sie: „Sie hier? Sie hier? Ach! das soll mir ein gutes Zeichen sein, daß ich Sie hier finde! Eben hier und eben jetzt, da mir die alten Tage wie im Traume durch die Seele zogen!"

Ihre warme Begrüßung that mir wohl. Man wird je älter, je liebebedürftiger, und wenn man keine eigene Familie hat, weiß man Freundschaft doppelt hoch zu schätzen.

Trotz ihrer unveränderten Gesinnung fand ich sie aber in ihrer ganzen Haltung und Erscheinung sehr verändert. Sie war eigentlich schöner als in ihrer ersten Jugend, denn ihr Ausdruck war weicher, seelenvoller geworden, ein unverkennbarer Zug von Schwermuth machte sie anziehend, und sie sah weit jünger aus als sie war, obschon sie wenig Farbe hatte und ihre Physiognomie die Ermüdung einer an den Nerven Leidenden verrieth. Sie hätte unbedenklich Glauben gefunden, wenn sie sechs oder acht von ihren Jahren zu verleugnen für gut gehalten hätte.

Ich fragte sie nach ihren Eltern. „Meine Eltern," entgegnete sie, „erfreuen sich einer vortrefflichen Gesundheit. Sie würden sie völlig als dieselben wieder finden. Mein Vater hat kein graues Haar, meine Mutter sieht wie meine Schwester aus; und seit mein Vater sein und meines Mannes Handlungshaus vereinigt hat, so daß er die Arbeitslast verdoppelt trägt, scheint auch seine Kraft gewachsen zu sein. Er ist wie der Jüngsten Einer und zufriedener als je."

Es kam mir vor, als unterdrücke sie ihre wahre Empfindung bei den Worten, doch durfte ich sie darum nicht fragen. So erkundigte ich mich nach ihrem Manne.

„Er ist wie immer in Gillingforst!" bedeutete sie mich, aber auch in dieser Antwort lag etwas, das mir auffiel. Irene bemerkte das.

„Sie sehen mich so fragend an," sprach sie; „Sie scheinen nicht zu wissen, daß mein Mann in Folge eines Gehirnleidens schwachsinnig geworden ist?"

„Schwachsinnig!" rief ich, erschrocken über die Kunde und fast noch mehr über die Weise, in welcher sie mir die-

selbe gab. „Seit wann? und wie? und wodurch ist das geschehen?"

Sie blieb auch bei meinem Ausrufe in ihrer müden Gleichgültigkeit. „Wir waren sechs Jahre verheirathet," antwortete sie, „als sich die Zeichen seiner geistigen Erschöpfung unabweislich kundgaben. Wäre unser ganzes Beisammensein nicht so völlig äußerlich gewesen, so hätte ich sein verschwindendes Denken, seine Abwesenheiten schon früher bemerken können und müssen. Aber wir hatten mit einander so wenig gemein, so wenig zu theilen! Ich wurde es anfangs kaum gewahr, wenn ich auf eines meiner Worte keine, oder eine nicht zutreffende Antwort erhielt."

Ihre Kälte bei diesen Mittheilungen war geradezu grausam. „Ich erinnere mich," sagte ich, um sie nicht in ihre Gedanken versinken zu lassen, „daß einmal die Nachricht von einem schweren Nervenleiden Ihres Mannes die Runde durch die Zeitungen machte."

„Das war gleich am Anfang," entgegnete sie, „als mein Vater die Geschäfte meines Mannes in die Hand nahm. Er hatte von James die Unterschriften zu allen Kontrakten noch erlangen, und mit der Gewißheit erlangen können, daß James sehr genau wußte, was er damit that. Man hoffte damals noch auf die Möglichkeit einer Herstellung und wollte von dem Zustande nichts in die Oeffentlichkeit dringen lassen, was später vergessen zu machen, schwierig sein konnte. Unser Arzt hatte aber schon in jenen Tagen an der Herstellung gezweifelt."

„Sie hatten mir Ihren künftigen Gatten als einen

schönen stattlichen Mann geschildert!" sagte ich in eigenem Rückerinnern.

„Er war von Natur auch ein stattlicher Mann, aber Sie kennen ja unsere goldene Börsenjugend!" versetzte sie, und ein Zug von bitterem Widerwillen entstellte ihren schönen Mund. „Man rief ein ganzes Kollegium von Aerzten zusammen, man wollte dem Ausspruche unseres Arztes keinen Glauben schenken. Man meinte, da man sich Genuß mit Geld erkaufen könne, müßte auch die Kraft ihn fortzusetzen, für Geld zu haben sein, und die Aerzte gaben sich eine Zeit hindurch das Ansehen, als theilten sie den Glauben. Wir gingen auf das Land, wir gingen aus einem Bade in das andere, von einem Klima in das andere. Jahr und Tag sind wir so in der Welt umhergezogen, in ängstlicher Abgetrenntheit von jeglichem Verkehr, um die wachsende Zerstörung in meines Mannes Geistesleben dem Auge der Menschen zu verbergen. Endlich wurde das unmöglich. Auch der Schein der Zurechnungsfähigkeit war nicht mehr aufrecht zu erhalten. Die Täuschung, der ich vier Jahre meines Lebens hingeopfert — und wofür hingeopfert habe? — war zu Ende. Mein Mann lebt oder vegetirt unter Aufsicht seiner Krankenwärter mit Knabenspielen unterhalten in Gillingforst, und ich — ich vegetire in der Welt!"

Sie brach plötzlich ab, ich wußte nicht, was ich ihr sagen oder mit welchem Troste ich ihr etwa begegnen sollte, denn so wie ich sie in dem Augenblicke vor mir sah, war sie mir völlig fremd. Die stolze Selbstgewißheit ihrer Jugend war vernichtet, ihre Zuversicht auf das Leben erloschen. Sie erschien mir sehr unglücklich und völlig hoffnungslos. Aber

obschon ihr Schicksal ein sehr hartes war, konnte ich mir nicht denken, daß allein die Krankheit ihres Mannes die Ursache der Wandlung sein sollte, die sich in ihr vollzogen hatte. Sie hatte Gilling nie geliebt, hatte das Leben sehr nüchtern angesehen, besaß ja auch jetzt noch, was sie schon frühe so hoch anzuschlagen gelernt hatte, Reichthum und Geltung in der Welt, und sie war frei und in einer Gesellschaft aufgewachsen, deren Moral nicht allzu streng und ängstlich ist, vorausgesetzt, daß die Freiheit, die der Einzelne sich zuerkennt und nimmt, nicht gegen die äußeren Anstandsregeln anstößt. Was hatte sie also noch Besonderes erlebt? was konnte ihr geschehen sein, sie so völlig zu entmuthigen?

Während diese Fragen in rascher Folge durch meinen Kopf schossen, war Irene in ein stilles Brüten versunken. Mit einem Male richtete sie sich auf: „Sehen Sie, Maxime!“ rief sie aus, „wenn ich eine Tochter hätte, und ich wollte, ich hätte sie, in das einsamste Pfarrhaus würde ich sie schicken, um sie dort heranwachsen zu lassen. Sie sollte Nichts wissen, Nichts erfahren von der ganzen unseligen Gemeinschaft, die sich mit so anmaßender Thorheit als „die große Welt“ bezeichnet. In den engsten Sitten- und Moralbegriffen, in dem höchsten Idealismus würde ich sie auferziehen lassen, denn sie hätte dann im Leiden doch einen Halt, einen Trost in ihren Entsagungen. Aber ich?“ —

Sie stand auf, drückte ihr Tuch flüchtig gegen die Augen, und ihren Arm in den meinen legend, sprach sie: „Kommen Sie, mein Freund! und verzeihen Sie mir. Ich will mich künftig besser zusammen nehmen, ich lasse mich auch nicht

oft so gehen. Aber meine Nerven sind schwach, und als ich mich hier so einsam fand, so unaussprechlich einsam, da überwältigte mich die vergleichende Erinnerung zwischen der Irene, die hier vor achtzehn Jahren so übermüthig in das Leben blickte und zwischen meinem jetzigen Empfinden — und Ihr unerwartetes Dazukommen that dann das Uebrige. Kommen Sie! Sprechen wir nicht mehr von mir! Was ist im Grunde auch an mir gelegen! Kommen Sie!"

Drittes Kapitel.

Von der Stunde ab sah ich Irenen täglich, obschon sie sonst die Menschen meistens mied und einsam in ihren Zimmern speiste. Sie hatte ein Bedürfniß allein zu leben, und hatte dabei Geschmack an ernsthaften Beschäftigungen gefunden. Wir paßten also gut zusammen und hatten uns auch, als der Sommer seinem Ende nahte, so daran gewöhnt, schweigend mit einander spazieren zu gehen, am Abend ein gelesenes Buch mit einander zu besprechen, Rücksicht auf das gegenseitige Befinden zu nehmen, daß ich das Kürzerwerden der Tage mit einer Art von Sorge sah, denn es hatte bei der Freundin festgestanden, mit dem Herbste weiter gen Süden zu ziehen, um den Winter in Italien zu verleben.

Ich meinerseits hatte schon seit langen Jahren den Wechsel der Zustände als das einzig Gewisse betrachtet; dennoch wollte es mir nicht in den Kopf, daß ich den Winter ohne die anmuthige Gegenwart der werthen Frau verleben sollte. Nun steckt in jedem von uns ein Stück von einem Egoisten, und fast ohne es zu wollen, sprach ich es ihr aus,

wie schmerzlich es mir sei, an ihr Fortgehen zu denken, da ich durch mancherlei Verhältnisse zu verweilen genöthigt sei. Sie war wider mein Erwarten davon ergriffen. —

„Aber warum haben Sie mir das nicht längst gesagt?" rief sie. „Sie haben mir mit ihrem Schweigen eine Genugthuung vorenthalten. Ich kann ja bleiben! Hier so gut bleiben als anderwärts! Für den, der wie ich vom Leben Nichts mehr hofft und Nichts mehr erwarten kann, was könnte es für den Wohlthuenderes geben, als die Gewißheit, daß sein Dasein doch für einen Anderen noch einen Werth hat?" —

Sie schellte bei den Worten, befahl dem eintretenden Diener, ihr den Hauseigenthümer zu rufen, und noch in der nämlichen halben Stunde hatte sie mit dem Wirthe die Miethe für den Winter abgeschlossen und die Einrichtungen besprochen, welche sie in ihrer Wohnung für denselben gemacht zu haben wünschte.

So war mir denn ihre Anwesenheit für eine längere Zeit gesichert und jeder Tag machte sie mir werther und erhöhte meine Theilnahme für sie. Es war unmöglich, anspruchsloser zu sein als sie, hülfreicher und gütiger als sie. Sie verlangte kaum jemals Etwas für sich und war achtsam auf das Bedürfniß jedes Geschöpfes. Kein Armer, kein Kranker, kein Thier und keine Pflanze entgingen ihrer Beachtung, sofern sie in ihren Bereich kamen; an Allem, was durch ihre Pflege gedieh, hatte sie eine Befriedigung, und neben diesem allgemeinen Wohlwollen waren für mich fast unvermittelbar eine Menschenverachtung und eine Erbitterung gegen die Gesellschaft, in der sie geboren worden war, in

ihrer Seele, von denen sie selbst ihre Eltern nicht ausschloß. Ueber sich sprach sie nur selten, und nur zwei Aeußerungen, welche sie bei verschiedenen Anlässen gethan, hatten mich tiefer in ihre Seele blicken lassen.

„Glücklich zu sein und an Glück zu glauben, muß man in der Jugend lernen! Im späteren Leben lernt man es nicht mehr, weil man an das Zweifeln gewöhnt, keinen Glauben an Andere in sich aufkommen läßt und keinen Glauben mehr an sich selber hat!“ sagte sie mir einmal, als ich sie mit Aussichten auf die Möglichkeit einer schöneren Zukunft aufzurichten strebte; und ein ander Mal, als Jemand bei einem geringfügigen Anlaß scherzend die Worte Schiller's brauchte: „Was Du von der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück!“ wurde sie plötzlich aus einer heiteren Stimmung in den tiefsten Ernst, ja in jene Schwermuth versetzt, die nur selten von ihr wich.

„Es giebt Worte,“ sagte sie an dem Abende zu mir, „die wie ein Gottesurtheil das ganze Schicksal eines Menschen umfassen. Dieses: ‚Was Du von der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück!‘ brennt seit Jahren und Jahren mit Flammenschrift in meiner Seele, und wie das Mene Tekel Upharsin erscheint es bisweilen vor mir in der Stille der Nacht an der dunklen Wand meines Gemaches. Das Leben bot ihn mir einmal, den vollen Kelch des Glückes — und ich stieß ihn von mir — feig — elend — engherzig! um mich nun lebenslang in bitterer Reue verschmachtend danach zu sehnen!“

Der Tag, an welchem sie diese Selbstanklage vor mir ausgesprochen hatte, war der letzte Tag des Jahres, und

wie gewöhnlich brachte ich den Abend bei ihr zu. Ihre Gesundheit war immer schwankend, sie litt an einer Abspannung, die ich einfach auf ihren Mangel an Lebenslust schob; sie selber sah ihren Zustand in dem gleichen Lichte an, es war also von einer ärztlichen Berathung niemals die Rede gewesen; den Abend aber befand sie sich übler als sonst. Sie hatte Nachricht von Hause erhalten. Ihre Eltern machten ihr Vorwürfe, daß sie sich ihnen entziehe, daß sie nicht in der Welt und in der Gesellschaft lebe, wie es einer Frau in ihren Verhältnissen gezieme; daneben fanden sich Berichte über das Ergehen ihres Gatten. Die Eltern mochten auf ein nicht allzufernes Ende desselben schließen und schienen der Tochter Hoffnung auf diese Befreiung lenken zu wollen. Irene fühlte sich von den Briefen sehr gequält.

Ich fand sie mit verweinten Augen in fieberhafter Aufregung, und sie empfing mich mit den Worten: „Schade, daß Sie heute kommen; denn heute bin ich in einem Zustande, daß das gleichgültigste Wort mir die Thränen überfließen macht. Das Herz ist mir zum Zerspringen voll. Ich kann überhaupt kein Rückwärtsblicken, kein Vorwärtsschauen mehr ertragen. Deshalb ist der Jahreswechsel auch eine wahre Qual für mich; ganz abgesehen davon, daß er ein Tag furchtbarer Erinnerung für mich ist. Heute haben Sie keine Wahl — Sie müssen fortgehen, lieber Freund! oder anhören, was heute wieder einmal wie eine erdrückende Last mich niederbeugt, und was keines Menschen Ohr von mir vernommen hat. So wie bisher kann ich aber nicht weiter leben. Ich glaube, mir wird besser werden, wenn ich mir einmal das Herz befreie, wenn ich künftig davon zu

einem Menschen sprechen kann, wie ich zu der Herzensvereinsamung gekommen bin, in der ich lebe. Wollen Sie mich hören?"

Sie können denken, was ich zur Antwort gab. Es hatte mich, seit ich sie zuerst wiedergesehen, fast an jedem Tage gedrängt, sie zu fragen, was ihr geschehen sei? woran sie kranke? Aber ich hatte mich zurückgehalten, denn ich kenne nichts, was mir ein schlimmerer Angriff auf die Freiheit eines Anderen scheint, als die Forderung von Mittheilungen, die er uns nicht freiwillig gewährt. Des Menschen Vergangenheit ist sein eigenster Besitz, und der Hausdiebstahl, den die Kriminalgesetze der civilisirten Völker so hart bestrafen, ist in meinen Augen noch lange nicht so strafbar als zudringliche Neugier gegenüber einem geflissentlich verschwiegenen Kummer. Dazu war ich wie sie selber überzeugt, daß es Irenen wohl thun würde, einmal freien Herzens von sich selbst zu sprechen, und sie that das schonungslos, als stände sie vor ihrem Beichtiger.

Viertes Kapitel.

„Sie haben mich ja gekannt, mein Freund!" sagte Irene, „in dem verderblichen und verderbten Materialismus, in dem Hochmuth meiner Jugend, und niemals, seit ich wieder in diesen Zimmern wohne, bin ich auf diesen Balkon hinausgetreten, ohne mich mit Beschämung und mit einer unheimlichen Empfindung der thörichten Bekenntnisse zu erinnern, welche ich eben Ihnen an dieser Stelle einst gemacht habe. Noch heute steht mir der Ausdruck Ihrer Mienen vor Augen,

noch heute sehe ich das leise Kopfschütteln und den Blick voll theilnehmender Sorge, mit dem sie mich betrachteten, und ich glaube in Ihrer Schätzung nicht dadurch zu steigen, wenn ich Sie versichere, daß ich damals in bestem Glauben zu Ihnen sprach, und daß ich Sie, wie meine Eltern das thaten, für einen überspannten Schwärmer hielt, dessen sittliche Ideale im Leben nirgends verwirklicht werden könnten. Ich hielt die Welt, wie sie mich umgab, für die beste Welt, und war sicher, nach der praktischen Anleitung meiner Eltern auf dem ebensten Pfade zu einem erwünschten Ziele zu gelangen. Nun! ich habe sie kennen lernen, die Welt der sogenannten praktischen Vernunft, die Welt der satten Moral — und ich bin ihrer selber satt geworden, satt bis zum Lebensüberdruß."

Sie unterbrach sich, schwieg eine kleine Weile und fuhr dann ruhiger und gefaßter zu sprechen fort. „Als ich hier vom See zurück und wieder in unsere Heimath kam, empfing uns gleich am Bahnhof James. Er sah vortrefflich aus, war vortrefflich gekleidet, seine neue Equipage war vom besten Geschmack, er schien sich unseres Wiedersehens in der That zu freuen; er gefiel mir besser als je, und ich war höchlich zufrieden, als er seine Bewerbung um mich in so lebhafter Weise fortsetzte, daß schon nach wenig Wochen unsere Verlobung bekannt gemacht wurde.

„In der Stunde, in welcher man mir seine Brautgeschenke überbrachte, erhielt ich einen anonymen Brief, der mir Nachrichten über ein früheres Liebesverhältniß meines Verlobten gab und nun an mich appellirte und die Auflösung meiner Verlobung verlangte. Die Thatsache selbst

war mir durchaus nicht neu, aber die Zuschrift der Unglücklichen, die offenbar selber in der dritten Person mit mir korrespondirte, erschreckte mich. Ich brachte das anonyme Schreiben meiner Mutter. Sie war empört über die Frechheit der Unglücklichen, die es an mich gerichtet hatte; ein Wort der Mißbilligung gegen meinen Bräutigam habe ich von ihr nicht gehört. Sie erwartete es als etwas Selbstverständliches, daß ich der Sache nicht Erwähnung thun dürfe, sie wollte James durch den Vater davon in Kenntniß setzen lassen, sie war überzeugt, daß James die Sache in schicklichster Weise erledigen werde; und leichthin die Achsel zuckend sagte sie mit einer Miene, die ich mir deuten konnte, wie ich wollte: an die Vergangenheit des Mannes habe eine Frau kein Anrecht; ihre Zukunft sich zu wahren, sei ihre Aufgabe, ihr Recht und ihre Pflicht.

„Ich fand das Alles völlig in der Ordnung, denn ich war in der Gewohnheit dieser Grundsätze auferwachsen. Die große Aufmerksamkeit meines Bräutigams auf jeden meiner Wünsche, seine verschwenderische Freigebigkeit, seine immer gleiche Heiterkeit und unsere gemeinsame Lebenslust ließen mir die wenigen Monate unseres Brautstandes wie in einem Märchentraum vergehen. Was ich irgend begehrte, stand gewährt vor mir, sobald ich dem Verlangen nur das Wort gegeben hatte. Man nannte uns ein sehr wohl assortirtes, ein reizendes junges Paar, man beneidete uns und ich selber dünkte mir beneidenswerth. Ich ging mit voller Zuversicht an den Altar; die ersten fünf, sechs Monate widersprachen meinen Erwartungen nicht. Die Hochzeitsreise, das Herumziehen von einem Orte nach dem anderen unterhielten uns;

wir berührten die Länder, die Menschen, wie im Fluge; endlich riefen seine Geschäfte James in unser Haus zurück, da sein Vater schwer erkrankt war, und kaum heimgekehrt, versetzte seines Vaters Tod uns in Trauer, ward er des Hauses nunmehr alleiniger Vertreter.

„James war der Arbeit und der Geschäfte nicht unkundig, aber er liebte sie nicht, denn er war von früh auf, ebenso wie ich, zum Genuß des Lebens, nicht zu seiner verständigen Benützung erzogen worden. Jetzt konnte er sich der Arbeit nicht entziehen, und obschon sie gewinnbringend war und thätige Hülfe ihm zur Seite stand, machte die kleinste Störung in dem Gang der Geschäfte ihn verdrießlich, während die Arbeit selbst ihm lästig fiel. Er kam müde, kam mißgestimmt nach Hause; ich empfand das unangenehm und war nicht danach gemacht, ihm eine Entschädigung dafür zu bieten. Irgend welche geistige Interessen hatte Keines von uns, gemeinnützige Thätigkeit war für uns Beide eine Anstandssache wie unser ganzes elegantes Auftreten. Wir langweilten einander, sobald wir allein beisammen waren, machten Eines dem Anderen erst heimlich, dann auch ausgesprochen, diese stumpfe Gleichgültigkeit zum Vorwurf; die Gesellschaft, das Theater waren unsere Zuflucht, eine berühmte Tänzerin gewährte meinem Manne bald die erheiternde Zerstreuung, welche er bei mir nicht fand. —

„Ich beklagte mich bei ihm, er wies mich mit der Bemerkung zurück, daß wir nicht in Arkadien lebten, daß große Aufregungen und Verdrießlichkeiten, wie seine Geschäfte sie mit sich brächten, lebhaftere Zerstreuungen erforderten, als der trauliche Kamin in dem stillen Wohngemach

sie biete; er gab die Thatsache nicht zu und leugnete sie auch wieder nicht, sondern ermahnte mich, in der Gesellschaft kein Idyll aufführen zu wollen, keinen Heiligen zum Gefährten zu verlangen, sondern als vernünftige Frau mit einem gewöhnliche Manne zufrieden zu sein und ihm solch' kleine unschuldige Phantasieen nachzusehen, von denen er erheitert und nur um so bereitwilliger in seine Häuslichkeit zurückkehre. Das Theater sei von jeher seine Leidenschaft gewesen, in wenig Wochen verlasse die von mir angefeindete Tänzerin den Ort, man müsse leben und leben lassen. Die Erklärung endete mit einer so herzlichen Umarmung, als ob Alles zwischen uns auf's Beste stünde. James nannte mich seinen reizenden kleinen Zuchtmeister, seinen schönen Sittenprediger, seine Einfalt vom Lande. Ich schämte mich endlich vor mir selber und sagte mir: macht denn der und macht jener Andere es anders? und sind ihre Frauen deshalb weniger heiter, weniger mit ihren häuslichen Verhältnissen zufrieden? — Ich tröstete mich mit fremdem Elend über das Elend, das sich vor mir selber aufzuthun anfing.

Aber meine Verblendung, mein Verlangen, mich selber zu betrügen, halfen mir gegen die Stimme in meinem Innern nicht, obschon meine Mutter mir gelassen sagte: eine verständige Frau müsse und dürfe nicht erfahren, was der Mann verschweigen wolle; die Ehe sei kein Paradies, sie sei eben eine erhabene Institution, vor deren Aufrechterhaltung man Achtung haben müsse; und wenn unserer Ehe durch die Kinder erst die wahre Heiligung gegeben sein würde, so werde Alles sich ändern, James sich wandeln, und das wahre Glück für mich beginnen. Inzwischen müsse man am

Tag den Tag zu leben und das Dasein leicht zu nehmen suchen.

„Ich schwieg fortan, ich suchte mich zu zerstreuen, ich wartete auf die Segnung unserer Ehe durch die Kinder — unsere Ehe blieb kinderlos. Meines Mannes Lebensweise änderte sich nicht, eine leichtfertige Verbindung folgte der anderen auf dem Fuße, aber ich hatte die Möglichkeit, allen meinen Einfällen, so weit Geld ihre Verwirklichung bezahlen konnte, nachzugeben; unser Haus wurde der Mittelpunkt der Gesellschaft, ich war und blieb der Gegenstand des Neides — und in meinem öden Herzen wuchsen nur Eine Empfindung, Ein Gedanke in unwiderleglicher Klarheit auf: die Scham über die Beleidigung, welche meines Mannes leichtfertiger Lebenswandel mir anthat, ohne daß ich mich darüber zu beklagen wagte. Unglücklich war ich schon damals ganz und gar; es zu bekennen, es der Welt, der Gesellschaft, in der ich lebte, zu verrathen, daß ich nicht glücklich sei, war mir indessen noch unerträglicher als mein verborgenes Leid. Und doch wußten alle diejenigen, vor denen ich mich scheute, Alles, was außer meinem Hause vorging, doch waren meines Mannes Abenteuer in der Leute Mund. Es war ein Zustand der Lüge, der mir noch heute Grauen einflößt, wie die ganze Gesellschaft, die ihn fortdauernd in sich erzeugt, beschönigt und bestehen macht.

„Wir waren über drei Jahre verheirathet, als die erste Erhebung in Schleswig-Holstein niedergeworfen wurde. Weder meine noch meines Mannes Familie waren den Ereignissen des Jahres achtundvierzig geneigt, noch der Erhebung der Herzogthümer günstig gewesen. James nannte sich mit Vor-

liebe und Selbstbewußtsein einen eingefleischten Reaktionär, ich hatte kaum eine andere als eine rein äußerliche Theilnahme an den Vorgängen um mich her, sofern sie unsere persönlichen Interessen nicht bedrohten. Aber der Krieg in den Herzogthümern hatte seine blutigen Früchte getragen, die Hospitäler lagen voll von Kranken und Verwundeten, Freund und Feind hatten dringenden Anspruch auf schnelle Hülfe. Reiche Männer stellten beträchtliche Summen zur Verfügung für die Lazarethe, werkthätige Frauen nahmen ihre Beaufsichtigung in die Hand, man wollte nicht hinter den Leistungen solcher Barmherzigkeit zurückbleiben, wir legten die seidenen Kleider ab, banden die Schürze der Krankenpflegerin vor, und wie ich zum ersten Male Noth und Elend vor mir sah, zum ersten Male eine Dienstleistung für einen Anderen übernahm, für Fremde, die nicht meines Hauses, nicht meiner Familie waren, kam eine nie gekannte, nie geahnte Empfindung über mich. Mein bisheriges sogenanntes Wohlthun war Sache einer leeren Convenienz gewesen. Ich hatte gethan, was ich Andere thun sah; ich hatte einen für mich nicht bemerkbaren Theil meines Ueberflusses fortgegeben, ohne sonderlich daran zu denken, wem es zugewendet ward und was es wirkte. Ich war die Spendende, die reiche Frau, sie waren die Empfangenden, die Armen gewesen: wir hatten mit einander im Grunde nichts gemein gehabt. Ich hatte nie mit Deutlichkeit erfahren, was die Worte Mitmenschen, Mitleiden bedeuten wollten. Hier an den Siechbetten der Fremden lernte ich sie verstehen, und wie eine belebende Fluth zogen die Menschenliebe und das Mitleiden in mein starres, ausgedörrtes Herz."

Irenens Augen glänzten in der Wärme einer Empfindung, die ich früher in diesem Grade niemals an ihr wahrgenommen hatte. Sie athmete tief auf, als ob man plötzlich die Meeresluft einathme und mit einer Stimme, in der ihre tiefe Bewegung unverkennbar war, fuhr sie danach also fort:

„Weil ich völlig ungeübt in den Leistungen war, welche die Krankenpflege fordert, hatte die Vorsteherin mich in den großen Saal genommen, den sie selber versorgte, damit ich mich unter ihrer Aufsicht für den Dienst einübte. In langen Reihen lagen sie neben einander: Alt und Jung, Arm und Reich, Freund und Feind! in ihrer brennenden Wunden blutiger Pein, hoffend, vertrauend auf uns, auf unsere Liebe und Barmherzigkeit."

Sie hielt abermals inne, wie man inne hält und zaudert, wenn man den Vorhang vor einem Heiligthum fortziehen soll, dann sagte sie mit rascher Ueberwindung ihrer Scheu: „Von Bett zu Bett waren wir dem verbindenden und ordonnirenden Arzte folgend, bis an das Lager eines jungen Unteroffiziers gekommen. Er war schwer, aber nicht tödtlich verwundet; die Untersuchung, der Verband seiner Wunden war äußerst schmerzhaft, er ertrug die Qual ohne einen Laut der Klage, ohne daß eine Miene seines edlen Antlitzes sich veränderte; der stille Blick, der Händedruck, mit dem er dankte, rührte selbst den alten Arzt. Der Aufschlag seiner Augen hatte noch in der Erschöpfung etwas Unwiderstehliches. Es kam darauf an, ihm jede Bewegung zu ersparen, man hielt ein Aufgehen der Adern für möglich und besorgte dann eine Verblutung. Der Arzt wünschte,

daß wenigstens für die nächsten zehn, zwölf Stunden die genaueste Achtsamkeit auf ihn verwendet würde, man wies mich zu seiner Bewachung an. So schwach er war, versuchte er sie abzulehnen. Ich brauche Niemand! sagte er. Ich weiß, was für mich auf dem Spiele steht; ich werde mich nicht rühren, werde rufen, wenn es nöthig würde. Es brauchen Andere Hülfe, noch dringender als ich. — Man bedeutete ihn, daß er hoffentlich bald schlafen würde und dann nicht für sich stehen könne. Müde bin ich, müde und recht matt! sagte er, und er hatte die Worte kaum beendet, als seine Sinne schwanden und der Schlaf der Erschöpfung ihn umfing.

„Die Aerzte hatten das Zimmer mit der Vorsteherin verlassen, nur die wachenden Pflegerinnen blieben in dem Saal zurück. Ich saß an meines Kranken Bett, und weil ich mich um ihn sorgte, weil ich zum ersten Male mich selbst vergaß, zum ersten Male eine Pflichterfüllung übte, fühlte ich mich glücklich. Was die Geburt eines Kindes mir gegeben haben würde: das Erwachen der uneigennützigen Liebe, das gab die Pflege eines fremden Mannes mir. Ich wurde nicht müde ihn zu betrachten, er war so schön. Ich hätte in jedem Augenblicke seine Hand ergreifen, die meine auf seine Stirne legen mögen, um zu fühlen, ob das Fieber stark sei, das nach kurzer Zeit in seinen Adern zu brennen begann. Als man mich ablöste, ließ es mir zu Hause keine Ruhe und doch war ich in meinem Innern glücklich.

„Ihnen, mein Freund!" sagte Irene, „brauche ich es nicht zu schildern, wie das Wunder der Erweckung aus der Lethargie selbstsüchtiger Genußsucht sich in mir vollzog; Sie

sind ein Kenner des Menschenherzens. In ungekannter Schnelle gingen mir in der Pflege meines Kranken die Tage, die Wochen hin. Was ich an den Betten der Anderen zu leisten hatte, wurde mir leicht, weil es ihn freute, seine Kameraden erleichtert zu sehen, und nie habe ich meinen Schmuck mit solcher Befriedigung angelegt, wie das wollene Kleid und die Krankenpflegerschürze, die wir in den Hospitälern trugen.

„Es waren herzerhebende Augenblicke, als die Schatten des Fiebers von ihm wichen, als er mich anblickte und sich erinnerte, daß er mich schon früher gesehen hatte, daß ich dabei gewesen war, als man ihn verbunden. Ich war hoch erfreut, als er mit mir an jedem Tage mehr und mehr zu sprechen anfing, als ich ihm eine Blume, eine Erquickung aus dem Ueberfluß unseres Hauses an sein Lager bringen konnte. Ich liebte ihn wie mein Kind — ich sollte ihn noch anders lieben lernen.

„Er war ein Deutscher, aber außerhalb des Vaterlandes aufgewachsen. Die politischen Ereignisse und Verfolgungen hatten seinen Vater in das Exil geführt; seine Eltern waren beide früh gestorben, sie hatten ihm als Erbe die Begeisterung für die Einheit des Vaterlandes hinterlassen; und die Volkserhebung des Jahres Achtundvierzig hatte ihn in dasselbe zurückgeführt. Von der Universität, auf welcher er seine Studien fast beendigt, war er nach Holstein gekommen und in die Armee getreten. Da er gesund und die Kraft seiner Jugend ungebrochen war, ging seine Heilung gut und schnell von Statten, und man konnte bald daran denken, ihn, wie es damals allgemein geschah, aus dem Hospitale

in eine der Familien übergehen zu lassen, welche sich dazu bereit erklärt hatten, die Genesenden bis zu ihrer völligen Herstellung bei sich zu verpflegen.

„Mein Mann, der es auch in diesem Falle liebte, sich von keinem seiner Mitbürger übertroffen zu sehen, hatte mehrere Zimmer des Erdgeschosses für die Genesenden herrichten lassen. Wir hatten einen österreichischen General und zwei preußische Hauptleute aus hocharistokratischen Familien bei uns aufgenommen; mein Mann gefiel sich darin, sie nach seinen Mitteln zu bewirthen, und unser Haus war ziemlich voll, weil wir mit den Offizieren auch deren Bedienung bei uns zu versorgen hatten; indeß ich fand keine Schwierigkeit, als ich den Wunsch aussprach, den jungen Unteroffizier ebenfalls in unserem Hause unterzubringen. Ein kleines Stübchen, das an unsere Treibhäuser anstieß und durch diese mit dem Gartensaale zusammenhing, war frei, und an einem hellen Novembertage konnte ich ihn in dasselbe führen.

„Mein Mann hieß ihn flüchtig willkommen, bemerkte gegen mich, der Unteroffizier sei ein hübscher Mensch und sähe ordentlich nach Etwas aus; aber ein Unteroffizier, ein armer bürgerlicher Student war kein Gegenstand für die Beachtung von James Gilling, und als ich davon sprach, ihn an der Tafel mitsitzen zu lassen, an welcher die anderen Offiziere mit uns speisten, wies mein Mann dies als eine Unmöglichkeit zurück. Ich wendete ein, daß der Unteroffizier ein junger Mann von Bildung, daß er aus guter Familie sei, daß er mit jenen Männern zusammen gekämpft habe, an der Seite des einen Hauptmanns verwundet worden sei,

und daß ich in demselben Zimmer des Hospitals Beide gleichzeitig bedient, daß der Hauptmann und der Student sich mit einander nah befreundet hätten. Ich richtete damit nichts aus.

„Die Campagne ist zu Ende," sagte mein Mann, „aus dem Lazareth sind sie heraus und damit endet denn auch für sie die Posse von der Freiheit und Gleichheit, in der diese letzten Zeiten uns mitzuspielen gezwungen haben. Der junge Mensch kann, da er als Demokrat die Standesunterschiede vermuthlich nicht hoch anschlägt, mit den Burschen der Offiziere oder auch in seiner Stube essen, wie es Dir am besten scheint; aber nun Du die Schürze der Pflegerin abgethan hast, laß auch die humanen Grillen fahren! Wir leben nicht im Krankenhause, sondern in der Welt, und die allgemeine Menschenliebe der barmherzigen Schwester ist in der Gesellschaft eine Abgeschmacktheit."

„Ich wußte, daß gegen solche Aussprüche meines Mannes nicht anzukämpfen war, daß meine Eltern dieselbe Ansicht hegen würden; im Grunde meines Herzens hatte ich bisher ebenso gedacht, und mit dem Worte „die Gesellschaft" war ich aus dem Felde geschlagen. Dennoch lehnte mein inneres Empfinden sich dagegen auf. Es kam mir vor, als begehe ich ein Unrecht gegen meinen Kranken, der mein Gast geworden war, als habe ich ihm etwas abzubitten, und meine Sorgfalt für ihn verdoppelte sich dadurch. Ich ließ ihn in seinem Zimmer speisen, er hielt sich in gemessener Ferne, anspruchslos und in sich selbst begnügt wie stets.

„Da die Jahreszeit ungünstig zu werden anfing, begaben die Genesenden sich häufig in die Treibhäuser, um

dort Luft zu schöpfen, und der Hauptmann selber zog seinen jungen Freund in den Umgang der Offiziere. Damit brachte er ihn auch in meine Nähe. Ich sah ihn jedoch nur selten und anfangs nur im Beisein Dritter; als diese aber auszugehen begannen, traf ich ihn öfters auch allein — und ich verlangte bald darnach, mit ihm allein zu sprechen, zu verkehren.

„Er war mit mir in einem Alter, die Verschiedenheit unserer Lebenswege hatte uns jedoch ganz verschieden ausgebildet. Schon die kurzen Unterredungen, die ich an seinem Krankenlager mit ihm gehabt, hatten mir das dargethan. Ganz zufällige, ganz flüchtige Worte aus seinem Munde waren in mein Herz gedrungen und hatten wie eine neue Offenbarung auf mich gewirkt. Meine Erziehung, meine Erfahrung hatten mich glaubenslos gemacht. Ich hatte nicht an das Edle, an das Große in der Menschennatur geglaubt, an die idealen Ziele der Menschheit hatte ich nie gedacht, über Moral und Sittlichkeit hatte ich lächeln, sie als die Schranke ansehen lernen, hinter welcher die große Masse der Mittellosen und der Mittelmäßigkeit sich aus ihrer Noth eine Tugend macht. Meine Ideale von Liebesglück hatte ich aus den französischen Romanen geschöpft.

„Nun stand ich plötzlich vor einem jungen Manne, dessen Reinheit vor meiner Aufklärung und Duldsamkeit, wie vor meiner Gleichgiltigkeit gegen das Ideale fast erschrak, der an Ernst, an Wissen seinen Jahren weit voraus, an schlimmen Lebenserfahrungen neben mir ein Kind war — und ich schämte mich vor ihm. Wenn ich ihn in seiner erhabenen Einfachheit von dem Vaterlande, von Freiheit,

von Heimath, von seinen Eltern, von der Heiligkeit der Ehe und der Liebe sprechen hörte, war ich zuerst betroffen, dann erstaunt. Wie zu dem blauen, lichtdurchfunkelten Himmel sah ich zu ihm empor, als ich ihn näher kennen lernte; und wie wir uns mit neugierigem Verlangen darnach sehnen, hoch oben in dem reinen Aether dem Geheimnisse nahe zu kommen, das wir dort verborgen glauben, so sehnte ich mich darnach, die Tiefe seines Herzens kennen zu lernen, so sagte ich mir: welch' einen Schatz von Liebe muß diese Brust verbergen!"

Irene wurde plötzlich stille, dann gab sie mir die Hand und sagte: „Ich bin bald am Ende, mein Freund! und ich zögere nur, weil das, was ich noch zu sagen habe, mich in Ihren Augen erniedrigen wird. Aber verdammen Sie mich nicht — ich verdamme mich ja selbst!

„Sie haben mich jung gekannt, Sie wissen es daher, ich war nicht gefallsüchtig, ich habe nie danach gestrebt, mir die Liebe eines Mannes zu erwerben. Ihm gegenüber habe ich es gethan. Daß ich ihn nicht so frei und ungehindert wie jeden Anderen sehen konnte, daß ich die Gelegenheit, ihn zu treffen, herbeizuführen, die kurze Zeit des Beisammenseins zu berechnen, daß ich diesen heimlichen Verkehr mit ihm vor meinem Manne, vor meinen Eltern zu verbergen hatte, machte ihn mir reizend. Die offene Hingebung, mit der er sich mir arglos nahte, mir, seiner Pflegerin, der Frau eines Mannes, dessen Haus ihn gastlich aufnahm, entzückte mich. Ich fühlte es mit deutlichem Bewußtsein, wie die Liebe für ihn in meinem Herzen mächtig zur Leidenschaft erwuchs; ich sah es, wie seine Dankbarkeit zur Liebe

wurde, und ich hielt mich nicht zurück, ich wies ihn nicht zurück. Ich war zum ersten Male in meinem Leben jung, ich liebte zum ersten Male in meinem Leben, und ich war wie durch eine Erlösung neu geboren, als das Geständniß seiner Liebe meine Seele durchschauerte, als ich Freudenthränen weinend an seinem Herzen lag.

„Aber auch in dieser Stunde blieb er sich selbst getreu, denn schon im nächsten Augenblicke standen sein Rechtsbewußtsein und sein Ehrgefühl ihm wieder treu zur Seite.

„Er ließ mich aus seinen Armen los, um Abschied von mir zu nehmen. Was die Liebe Begeistertes, was das strenge Ehrgefühl des Mannes Gewissenhaftes sagen konnte, das sprach er mir mit einem Schmerze aus, der mir ein neues Glück ward. Ich war außer mir bei dem Gedanken an sein Gehen. Ich beschwor ihn, mich nicht zu verlassen; ich nannte ihn meinen Erlöser, ich betheuerte ihm, daß ich mit der Liebe, welche ich ihm entgegenbrächte, meinem Manne nichts entzöge. Mit der ganzen Sophistik des Ehebruches, die ich aus den französischen Romanen mir angeeignet hatte, suchte ich seinen Einwendungen, seinem richtigen Empfinden zu begegnen, meine und seine Leidenschaft, selbst seine Herzensreinheit kamen mir dabei zu Hülfe. In seinen Armen schwor ich ihm, daß diese Stunde und die Erinnerung an sie zwischen uns begraben und vergessen sein solle, nur seine Schwester, seine Freundin wolle ich sein und bleiben, mein Führer solle er werden, mein Gewissen solle er sein. Mit dem Beginne des neuen Jahres solle er uns verlassen, dann solle er gehen, seine Studien zu beenden, und wiederkehren, um später hier in unserer Heimath seinen Beruf zu üben.

Wir machten Zukunftspläne, an deren Gelingen ich in dem Augenblicke selber glaubte, die Enttäuschung aber ließ nicht lange auf sich warten.

„Einsam in unseren Zimmern, schrieben wir einander täglich, und die Feder ist ein gefährlicher Verführer. Jedes geschriebene Blatt hatte uns enger und leidenschaftlicher verbunden, bei jedem Wiedersehen fanden wir uns ferner abgekommen von der friedensvollen Insel, auf welcher wir unseren Tempel der Freundschaft aufzurichten gedacht hatten, und gegen Ende des Jahres wußte ich selber nicht mehr, was ich wollte, schien auch die kürzeste Trennung von ihm mir eine Unmöglichkeit zu sein. So kamen wir bis zum Sylvestertage.

„Ich muß Dich sehen, schrieb er mir, ehe Du heute zu dem Balle fährst, auf dem gleichgültige Augen sich Deiner Schönheit freuen dürfen, während meine Sehnsucht Dich vergebens suchen, meine Liebe die Sekunden langsam durchmessen wird.

„Auch ich verlangte nach einem Zwiegespräch mit ihm und meine Eitelkeit kam seinem Wunsche zu Hülfe. Er hatte mich niemals in großer Toilette gesehen, ich wußte, daß sie mir vortheilhaft war, ich wollte mir den Genuß seiner Ueberraschung bereiten, ihm zeigen, daß seine Irene nicht für ihn zu alt sei.

„Lächeln Sie nicht, mein Freund! Seiner frischen Jugend gegenüber kam ich mir nicht mehr jung vor — und ich wollte Ihnen ja mein Herz ganz frei enthüllen. Es fiel mir an dem Tage schwer, das Rendezvous zu ermöglichen, aber es gelang mir doch.

„Als ich in das Bibliothekzimmer trat, in welchem er sich Abends häufig aufzuhalten pflegte, während die anderen Offiziere in unseren Sälen waren, blieb er in einiger Entfernung vor mir stehen, als habe er nicht eine lebende Frau, sondern ein Gemälde vor sich. Er hatte die Arme gekreuzt und sah mich schweigend an. Die Minuten waren mir kärglich zugemessen. Es lag in seinem Schweigen etwas, das mich ängstigte.

„Warum siehst Du mich so prüfend an," sagte ich endlich, „gefalle ich Dir nicht?"

Er hörte oder beachtete die Herausforderung nicht, die in meinen Worten lag.

„Du bist mir fremd in dieser Kleidung!" entgegnete er, indem er mich unverwandt betrachtete.

„Das ist aber doch kein Grund dafür, mir nicht einmal die Hand zu reichen!" meinte ich, um ihn aus der Verfassung herauszureißen, die mich beunruhigte.

„Doch!" sagte er, „doch! Irene!" — Ich sah, daß er sehr erschüttert war, daß er nach einem Entschlusse rang und die Worte suchte, die ihm sonst immer zu Gebote standen.

„Ich will kurz sein, Irene," sagte er, „denn ich weiß, Du hast heute Eile. Das Jahr ist zu Ende, und von Jugend an habe ich darauf gehalten, am Jahresschlusse mit mir selber abzurechnen. Alle die Tage her bin ich mit mir zu Rath gegangen, habe ich mich gefragt: Auf welchem Wege wandelst Du, kannst Du ihn so weiter gehen? und ich habe gefunden, ich kann es nicht, Irene! — Alles, was Du mir eingewendet hast, mein Bewußtsein zu beschwichtigen, seit wir in unseren Herzen klar gelesen haben, hält nicht Stich

vor der unabweislichen Erkenntniß, daß unsere Liebe ein Vergehen ist; und Dein Anblick in dieser prunkenden Herrlichkeit, in der Du Dir, ich sehe es, wohlgefällst, befestigt mich in meiner Ueberzeugung. Ich vergesse Alles, Alles, wenn Du bei mir bist, wenn ich Dich sehe. Fern von Dir, stehen mein Gewissen, meine Ehre wider mich auf, empört sich selbst meine Liebe für Dich gegen unseren heimlichen Verkehr. Es erniedrigt mich in meinen Augen, Verrath an einem Manne zu üben, der mir großmüthig sein Haus geöffnet hat."

Er hielt bei den Worten inne. „Du bist erschrocken," sagte er, „und ich habe vielleicht den Augenblick nicht gut gewählt; aber ich kann nicht weiter, Irene! Meine Leidenschaft, meine Eifersucht rauben mir den Verstand. Heute, in dieser Stunde, muß es entschieden werden zwischen mir und Dir. Ich weiß, was ich von Dir begehre. Es ist viel, sehr viel! — Doch giebt es keinen anderen Ausweg, wenn wir einander nicht verachten sollen. Trenne Dich von Deinem Manne, werde mein Weib!"

Ich war sprachlos vor Ueberraschung. Das hatte ich nicht erwartet, und eben in dieser Stunde am wenigsten erwartet. Seine gebieterische Haltung, sein Ernst, so sehr ich sie sonst geliebt, schienen mir in meiner Verwirrung eine Unangemessenheit; und die Pendelschläge der Uhr, die mich daran mahnten, daß ich eilen müsse, nahmen mir die Ruhe und die Ueberlegung vollends. Die Zumuthung war so plötzlich gekommen, das Verlangen war in meinen Augen und auch in der That so ungeheuerlich, daß nur ein weltfremder Idealismus wie der seine es in solcher Weise stellen

konnte. Alles, was uns trennte, stand wie in einem Zauberspiegel, mit einem Blicke übersehbar, vor mir; es war mir unbegreiflich, wie ich, eben ich und eben jetzt, mich in der Lage befinden konnte, daß solche Forderung an mich gestellt ward, und, dem Drucke nachgebend, rief ich, ohne zu bedenken, was ich ihm damit that: „Welch ein Einfall! Statt mir zu danken, daß ich kam, verlangst Du das Unmögliche von mir!“ — und, mich von ihm wendend, wollte ich mich entfernen.

Da trat er an mich heran und faßte mich fest bei der Hand. „Ehe Du diese Schwelle überschreitest, muß es entschieden sein zwischen Dir und mir!“ wiederholte er. „Ich liebe Dich, Dich! nichts Anderes auf der Welt. Ich will arbeiten Tag und Nacht, Deiner werth zu sein, einen Platz zu erringen, an dem Du neben mir mit Ehren leben kannst — aber“ — der Athem stockte ihm in der Brust, er warf sich mir zu Füßen, und mit seinen Armen meine Kniee umschlingend, rief er: „Trenne Dich von Deinem Manne, werde mein Weib! ich beschwöre Dich, ich flehe Dich darum an!“

„Unmöglich!“ stieß ich noch einmal hervor, und es ist furchtbar, daß ich dies sagen muß, ich fühlte mich urplötzlich wie von ihm getrennt, ich bereute plötzlich Alles, was zwischen uns geschehen war. Ich hörte den Wagen über den Hof nach dem Portale fahren und schritt nach der Thüre. Er schloß mich in seine Arme und hielt mich zurück.

„Nicht von der Stelle!“ rief er, seiner selbst nicht mächtig. Da raubte die Angst vor der Entdeckung, die Scheu vor den Folgen einer solchen, auch mir die Besinnung: „Ich

wollte, ich hätte Dich nie gesehen!" entgegnete ich, und die Worte klangen mir selbst entsetzlich — aber sie waren ausgesprochen.

Mit heftiger Bewegung stieß er mich von sich zurück. „Warum ließest Du mich nicht verblutend sterben?" rief er und stürzte zum Zimmer hinaus.

„Ich? — ich stieg auf der kleinen Seitentreppe in mein Wohnzimmer hinauf und fuhr zum Ball.

„Sie machte eine lange Pause, ich wagte nicht, sie zu unterbrechen," sagte Maxime, „es giebt Erinnerungen, die keine fremde Hand berühren darf."

„Am anderen Morgen," hub sie danach an, „kam mein Mann mit einem Briefe in der Hand in meine Stube. Diese jungen Demokraten, sagte er mit spöttischem Lächeln, haben eine sonderbare Art und Weise. Dein Schützling hat es für angemessen gefunden, heute in der Frühe plötzlich aufzubrechen und fort zu gehen. Er schreibt, er habe vor zwei Tagen einen Brief bekommen, der ihn in die Heimath rufe, habe den Schmerz des Abschieds gescheut und sich deshalb still davon gemacht. Das ist für einen solchen Helden eine sonderbare Art. Uebrigens, reichlichen Dank für Dich und mich! — Da lies es selbst. Wo war er denn eigentlich her?"

„Er legte den Brief neben mir auf den Tisch, seine Gleichgültigkeit gegen den Entfernten überhob mich jeder Antwort. Der Brief enthielt eine Wendung, die ich allein verstand. Er hatte mir geschrieben, ich wußte, wo ich seinen Brief zu suchen hatte. Er enthielt nur wenig Worte." — Sie nahm ihre Brieftasche hervor und zog den Brief heraus.

„Er hat mich nicht verlassen, dieser Brief," sagte sie, „seit all' den Jahren nicht;" und das Blatt entfaltend, las sie etwa die folgenden Worte:

„Du hast mir das Leben gerettet und hast es mir zerstört! Gehe ihn denn einsam fort und ungeliebt den Pfad, den Du für Dich gewählt hast, da kalter Besitz Dir mehr gilt als mein Herz, der Schein vor den Augen der Welt mehr, als Einklang mit Dir selbst und meine grenzenlose Liebe. Aber sprich ihn nie wieder aus den Namen des Mannes, der Dich so sehr liebte, daß er darüber Alles vergessen konnte, was ihm heilig war! — Vergiß mich, wie ich Dich zu vergessen suchen will!" —

Die Thränen stürzten ihr aus den Augen. „Noch heute," sagte sie, „kann ich seine Worte nicht ohne Thränen lesen, und doch, so sonderbar ist der Mensch geartet, wenn seine Empfindungen von Jugend auf durch den Hinblick auf das Urtheil der Anderen gebrochen werden, während ich in Verzweiflung war bei dem Gedanken, ihn nicht wiederzusehen, ihn unglücklich gemacht zu haben, fühlte ich mich erleichtert durch seine Entfernung, durch den Gedanken, daß seine Leidenschaft mich doch einmal vor den Augen der Welt hätte bloßstellen können, daß er jetzt von mir nicht wieder würde fordern können, was zu erfüllen mir unmöglich dünkte. Ich hatte es nicht vergessen, wie man die Heirath der Prinzessin mit dem Musiker einst angesehen; — was sollte man denken, wenn ich mich von meinem Manne trennte? wenn ich meine glänzende Lage aufgab, um mich mit einem Studenten zu verloben?"

„Wie ich über jene ersten Tage und Wochen fortge-

kommen bin, weiß und verstehe ich jetzt selber kaum. Heute schmähte ich mich und ihn und all mein Glück und meine Liebe, und morgen sehnte ich mich danach mit der ganzen Kraft meiner Seele. Ich war recht eigentlich in mir zerrissen, trostlos und glaubensloser als je zuvor. Ich wollte mich in den Reizen des Besitzes entschädigen, sie waren mir leer und schal wenn ich an ihn gedachte; und je länger ich mir überlassen blieb, je reiner, je edler, je würdiger stieg mir sein Bild aus der Erinnerung empor, je öder dünkte mich mein Leben. Ich versuchte es ihm zu schreiben: seine Freunde, an die ich meine Briefe richtete, sandten sie mir in seinem Auftrage zurück. Er wollte offenbar nicht mehr durch mich gestört sein — und er hatte Recht. Was hatte ich auch von ihm zu fordern? Was konnte ich ihm auch damals sein? — „Jetzt freilich ist es anders!“ sagte sie — und mit einem melancholischen Seufzer fügte sie hinzu: „Er ist die einzige Liebe meines Lebens gewesen, die einzige! Und er war es werth, daß man ihn liebte! zehnfach werth! — Nun aber werden Sie begreifen, lieber Freund! was mir der Sylvesterabend bedeutet, und weshalb Sie mich heute so niedergeschlagen fanden.“

Sie faltete dabei ihre Hände um ihre Kniee, wie sie dies öfters that, wenn sie sich achtlos gehen ließ, und blieb so in tiefem Brüten eine Weile sitzen. Endlich that ich die Frage, ob sie wisse, wo er lebe. Sie verneinte es. Sie habe vergebens hie und da nach ihm gefragt; einmal habe man ihr davon gesprochen, daß er nach Amerika gegangen sei, das sei aber auch schon lange her, und seit Jahren habe sie nie von ihm gehört.

„Damit“, sagte Maxime, „waren ihre Mittheilungen am Ende, und ich bedauerte sie mehr als ich ihr sagte, denn sie gehörte zu jenen Naturen, die nicht wieder blühen, wenn ihre erste Kraft gebrochen ist.

Fünftes Kapitel.

„Am Neujahrstage fand ich sie sehr unwohl. Die Erzählung hatte sie angegriffen, sie klagte über heftige Kopfschmerzen, wurde in den folgenden Tagen von Migräne überfallen, und schon nach kurzer Zeit wiederholte sich dieselbe in verstärktem Maße. Dabei sah sie übel aus, die Nachrichten über den Zustand ihres Mannes wurden schlimmer und schlimmer, endlich traf die Kunde seines Todes ein, und obschon derselbe in jedem Betrachte eine Befreiung für sie war, erschütterte er sie dennoch, weil sie sich dabei auf's Neue ihres verlorenen Lebens bewußt wurde.

„Ihre Eltern verlangten ihre Rückkehr, sie fühlte sich aber zu unwohl zum Reisen; man drang in sie, machte ihr Vorwürfe, die Nervenleiden steigerten sich. Die wenigen Bekannten, die sie in Montreux hatte, verlangten mit mir, daß sie einen Arzt kommen lasse. Wir riethen ihr zu Demaret aus Genf, der für die Behandlung von Nervenleiden eine Berühmtheit war, und den ich selber mit Erfolg zu Rath gezogen hatte, sie lehnte es aber ab. Endlich vor einigen Wochen schrieb sie mir am Morgen: Ich habe diese Nacht zu sterben geglaubt, lassen Sie, ich bitte Sie darum, den Doktor Demaret kommen.

„Mir war das eine Beruhigung. Ich setzte sofort eine

Depesche auf, beschied den Doktor nach meiner Wohnung, um ihm, was solchen konsultirenden Aerzten gegenüber immer eine Nothwendigkeit ist, im Umriß Auskunft über die Kranke zu geben, und ging dann später selber zu Irene, mich nach ihrem Befinden zu erkundigen.

„Ich fand sie zu Bett und matt, aber dabei höchlich gepeinigt durch den Gedanken an die Unterredung mit dem Arzte. Sie machte sich Vorwürfe darüber, daß sie ihn verlangt habe, versicherte, daß jede solche ärztliche Berathung ihren Zustand noch viel übler mache, sie wisse das aus Erfahrung. Sie könne dem Arzte doch nicht sagen, daß sie sich unglücklich fühle, gegen Lebensmüdigkeit könne er ihr nicht helfen, und schließlich drang sie in mich, die Berathung um jeden Preis rückgängig zu machen. — Wie sie sich gab, schien mir dies für den Augenblick selber wünschenswerth zu sein; aber als ich nach der Uhr sah, fand ich, es sei dazu zu spät. Demaret hatte telegraphirt, er werde kommen; er mußte also jetzt schon unterwegs sein, es war Nichts mehr zu machen und guter Rath war theuer. Wir versuchten ihr zuzureden, daß sie seinen Besuch annehme, es half und fruchtete nichts, sie blieb bei der dringenden Bitte, man möge ihr diese Unterredung ersparen."

Mit Einem Male fiel mir ein Ausweg ein. „Seien Sie ruhig, Irene!" sagte ich, „er soll nicht kommen. Wozu hat man seine Freunde? Ich helfe Ihnen darüber fort, schlafen Sie ein paar Stunden, am Abend bringe ich Ihnen weiteren Bescheid."

Damit ging ich nach Hause und rief mir meinen Diener: „Kleiden Sie mich aus", sagte ich ihm, „mir ist auf der

Straße sehr unwohl geworden. Ich habe mir Doktor Demaret hertelegraphirt, in einer Stunde wird er hier sein, Sie holen ihn vom Bahnhof ab, bringen ihn zu mir und geben über mein Befinden keine Auskunft, wenn er Sie darum fragt.“ —

Mein braver Heinrich sah mich ängstlich an, ich hatte mich die ganze Zeit hindurch sehr gut befunden, er wußte nicht, was er von mir denken sollte; aber ein rechtschaffener gutgeschulter Diener wundert sich selbst über Wunder nicht, sondern thut, was man ihm sagt, und mein Heinrich ist ein wahres Muster.

Ich legte mich auf das Sopha, ließ mir Brausepulver und fleur d'orange-Extrakt auf den Tisch setzen, ein Senfpflaster daneben legen, ich hatte in dieser Beziehung mehr Erfahrung als mir lieb war, und hatte mich nach den Anordnungen gerichtet, welche Demaret mir früher selbst gegeben hatte. Mit dem Nachmittagzuge kam er an, und geraden Weges zu mir. Da ich frisch und gesund war, hatte ich Mühe, eine gewisse Kläglichkeit an den Tag zu legen und die Freude zu verbergen, die des Doktors Besuch mir machte, den ich von Herzen schätzte, und der am Ende doch eine europäische Berühmtheit ist, die man nicht für Nichts und wieder Nichts bemüht. Aber sein prächtiges freies Gesicht, sein frischer energischer Ton setzten mich in die Lage, nicht zu sehr heucheln zu müssen. Seiner Tapferkeit gegenüber zeigte ich mich ebenso. Ich klagte, was er sonst schon von mir gehört hatte, setzte einige Beängstigungen hinzu, hielt bei der Untersuchung den Athem ein wenig zurück, kurz ich zog mich ganz leidlich aus der Sache. Demaret zuckte lachend

die Schultern, nannte mich einen alten Hypochondristen, verordnete mir gar Nichts, rieth mir aufzustehen, und es vergingen uns in der angenehmsten Unterhaltung die anderthalb Stunden, bis sein Zug nach Genf wieder an die Reihe kam.

Als er fortging, sagte er: „Ich glaube, mein Lieber! sowie Sie sich erholt haben, könnten Sie gar nichts Klügeres thun, als sich noch eine Frau zu nehmen. Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei! Das Ach und Oh von Madame würde Sie Ihr Ach und Oh vergessen machen, und Sie würden ehrliche Menschen nicht so unnöthig von Genf nach Montreux herübersprengen als Sie es mit mir gethan haben.“

Ich fand, daß er nicht Unrecht hatte, aber Demaret ist, wie Sie vielleicht wissen, selber unverheirathet, und in der Heiterkeit, in die das ganze komische Abenteuer mich versetzte, sagte ich: „Sie geben Lehren, die Sie nicht befolgen. Sie sind zwanzig Jahre jünger als ich; warum gehen Sie mir nicht mit gutem Beispiel voran?“

Er machte einen Scherz, dann wurde er ernsthaft. „Sie haben mir einmal von einer großen Leidenschaft gesprochen, die Sie lange beherrscht hat“, sagte er; „also kann man Ihnen derlei vertrauen, ohne deshalb verlacht zu werden. In dem Alter, in welchem man sich am leichtesten zu einer Wahl entschließt, war ich nicht im Stande, eine Frau zu erhalten, und durch eine traurige Erfahrung obenein ohne Zutrauen zu den Weibern. Später wuchs meine Praxis mir so schnell über den Kopf, daß ich keine Zeit behielt, an mich zu denken, und da ich obenein durch die Erbschaft, die ich von meiner Mutter Schwester machte, mich an Genf

fesseln ließ, wo ich nicht unter Landsleuten lebte, kam ich vollends nicht dazu; denn wenn ich hier und da einmal an die Ehe dachte, dachte ich doch immer an eine deutsche Frau!"

Der Zug sollte abgehen, Demaret mußte fort, und wie er mich verlassen hatte, stand ich auf und ging zu Irenen in ihr Hotel.

Ich fand sie bedeutend munterer, die Erzählung meines Abenteuers versetzte sie in die beste Laune, ich selbst mußte nachträglich über das Auskunftsmittel lachen, aber wir kamen natürlich überein, die Sache als ein Geheimniß zwischen uns zu bewahren, da es doch eine Ungehörigkeit war, die Zeit eines Mannes wie Demaret so unberechtigt in Anspruch genommen zu haben.

In der vorigen Woche nun bat Irene mich um eine kleine Gefälligkeit und setzte hinzu, sie habe mich so sehr als „einen Freund in der Noth" und als einen Rathgeber in allen Fällen kennen gelernt, daß sie sich nun ein für alle Male an mich wende, wie ein guter Katholik an seinen heiligen Nothhelfer.

„Daß ich Ihnen neulich aus der Noth geholfen habe", entgegnete ich, „hat mir nachträglich leid gethan. Wir hätten ein anderes Auskunftsmittel finden, Sie hätten Demaret durchaus kennen lernen müssen, er ist es im höchsten Grade werth. Was ich ihm unter Anderem auch hoch anrechne, ist, daß er bei einer ganz kosmopolitischen Bildung doch sein Nationalitätsbewußtsein beibehalten hat, daß er in der Schweiz ein Deutscher geblieben ist und sich nicht in den Partikularismus der Kantone hat einfangen lassen."

„Ist er denn kein Schweizer?" fragte Irene.

„Nein!“ versetzte ich, „ich denke, ich habe es Ihnen ja neulich schon gesagt. Er hat den Namen Demaret nur auf den Wunsch seiner Tante dem seinigen hinzugefügt; und weil derselbe hier zu Lande den Leuten geläufiger und mundrechter ist als sein deutscher Name, so nennt man ihn durchweg Demaret und nicht Eichlinger, was sich für französischgewöhnte Lippen schwer bewältigt.“

„Eichlinger? Sie sagten Eichlinger?“ rief Irene, während sie die Farbe wechselte. „Edwin Eichlinger?“

„Freilich! aber was fällt Ihnen daran auf?“

Sie hörte meine Frage kaum. „Er lebt hier? Er war hier? Er war es, den Sie fortgewiesen? Warum habe ich das nicht gewußt? — Und man glaubt an Ahnungen? Man spricht von dem Zug des Herzens? Jahre lang habe ich danach verlangt, danach geschmachtet, ihn nur noch einmal wiederzusehen, ihn zu überzeugen, daß ich nicht mehr so gering, so elend bin, als ich mich ihm gezeigt habe — daß ich seiner Achtung nicht mehr unwerth bin! Nun war er da, und eine unüberwindliche Scheu brachte mich dazu, ihn zu vermeiden.“

Sie war so ergriffen, so aufgeregt, es konnte mir gar kein Zweifel darüber bleiben, daß Demaret der Geliebte ihrer Jugend sei; und nach den Aeußerungen, welche er gegen mich gethan hatte, nach der Wärme, mit der Irene an ihren Erinnerungen hing, fing ich an, meine ihr bewiesene Dienstfertigkeit aufrichtig zu bereuen.

„Ich fragte sie, was aus diesem Abenteuer werden solle?“

„Nichts! gar Nichts!“ gab sie mir zur Antwort. „Sehen

Sie nicht, daß es nicht sein soll? Und wenn er gekommen wäre, wenn er mich noch erkannt und sich von mir gewendet hätte, es würde über meine Kräfte gegangen sein."

Sie schien sich resigniren zu wollen, konnte es aber nicht lassen, immerfort nach ihm zu fragen. Ich mußte ihr sein Aeußeres beschreiben, sie wollte von seinem Leben hören, und wie sie sich dagegen auch verwahrte, merkte man es an jedem ihrer Worte, wie lebhaft sie danach verlangte, ihm zu begegnen.

Da ich nun einmal als ein Freund in der Noth von ihr angesehen wurde, meinte ich ihr zu Hülfe kommen und aussprechen zu müssen, was sie zu bekennen sich scheute.

„Sie lieben Demaret", sagte ich ihr; „Sie sind frei geworden, er ist es ebenso, und die Erinnerung an Sie ist nicht in ihm erloschen, wenn er sie mir auch nicht eben als eine beglückende bezeichnet hat. Sie aber haben den Zauberstab in Händen, der das Alles schnell zum Glück verwandeln kann. Sie sind in der That eine Andere geworden, Irene, das Leben hat Sie vertieft und geläutert. Sie haben einst mit seinem Herzen eine Art von Spiel getrieben, seine Jugend getrübt, ihm das Zutrauen zu den Frauen genommen; geben Sie's ihm wieder und verschönen Sie sein Mannesalter. Sie selber haben sich vor mir angeklagt, sich schuldig genannt — büßen Sie! — Schreiben Sie ihm Alles, was Sie mir vertrauten, unumwunden, wie Sie's mir vertraut. Er wird, wie ich ihn kenne, nicht unempfindlich für Ihre Reue, für Ihre Liebe sein; sein Herz ist jung und offen."

Sie hörte das mit Freude an, wollte mir glauben,

es sah aus, als werde sie ihm schreiben; indeß als ich sie nach einigen Tagen danach fragte, hatte sie es nicht gethan. Ich machte ihr einen Vorwurf daraus, sie ließ sich ihn schweigend gefallen, und wieder gingen ein paar Tage hin, ohne daß Etwas geschehen wäre.

Am verwichenen Freitag, als ich sie besuchte, lag ein versiegelter Brief auf ihrem Schreibtisch.

„Ich habe mich überwunden“, sagte sie, „und ihm geschrieben. Nun ich den Brief absenden soll, fehlt mir dazu die Kraft. So lange er hier liegt, so lange ich den Entschluß noch vor mir habe, so lange habe ich die Möglichkeit, mir eine schöne Lösung zu erträumen, mich der Hoffnung hinzugeben. Aber, was soll ich thun, wie würde es mir sein, wenn er mir nicht glaubte; wenn ich die Demüthigung, oder nennen Sie es das Bekenntniß, unnöthig gethan hätte? Und wer will es mir verbürgen, daß er jetzt in mir mit meinen fünfunddreißig Jahren noch die frühere Liebe seiner Jugend wiederfindet? — Soll ich ihn nur um ein Wiedersehen bitten? — Das hat keinen Zweck und dazu habe ich kein Recht! — Soll ich ihm sagen: ich liebe Dich noch! und mich ihm antragen? — Es liegen so lange Jahre zwischen unserem Scheiden und dem heutigen Tage. Ich kann es nicht!“ Und als wolle sie sich die Möglichkeit nehmen, ihrer Empfindung nachzugeben, die sie ganz entschieden zu Demaret hinzog, warf sie den Brief in's Feuer.

Sechstes Kapitel.

Ich ging nach Hause und meine unglückliche Natur ließ mir keine Ruhe. Ich kann keine halbfertige Arbeit

liegen lassen, kann nicht müssig zusehen, wenn Leute an einem umgeworfenen Wagen stehen und sich beim Aufrichten ungeschickt benehmen. Ich muß Hand anlegen und heben helfen. Was aber konnte ich thun? — Mich noch einmal zu Bett legen, war nicht möglich; Demaret unter einem Vorgeben auf's Neue herberufen, konnte ich nicht; Irene überreden, nach Genf zu fahren und ihn dort aufzusuchen, war noch weniger schicklich. Was blieb mir übrig als — die halbe Wahrheit, die uns in vielen Fällen am besten aus der Verlegenheit zieht?

Ich setzte mich hin und schrieb an Demaret. Ich sagte ihm, ich hätte eine Freundin hier, die Wittwe von James Gilling, die leidend sei und ihn schon neulich zu berathen gewünscht, davon aber abgestanden habe, weil sie glaube, auf seine Bereitwilligkeit für sie nicht rechnen zu dürfen Ich wisse zwar nicht, worauf der Zweifel meiner Freundin sich beziehe, aber ich sei der Ansicht, daß in dem Leben eines Mannes wie er, ein Jugendabenteuer, und um ein solches scheine es sich ja zu handeln, nicht eben nachhaltigen Einfluß haben könne; am wenigsten, wenn es sich um eine ärztliche Pflichterfüllung handle. Ich bäte ihn also, herüber zu kommen, und würde ihn, mit seiner Erlaubniß, selbst zu Frau v. Gilling führen."

Maxime lachte, strich sich den kleinen Schnurrbart und fuhr mit der Hand über seine Stirne. „Das Uebrige", sagte er, „können Sie sich jetzt wohl denken, „wir sind an der Schlußszene.

„Demaret nahm die Aufforderung an. „Ich komme Sonntag mit dem ersten Zuge!" telegraphirte er mir. Mit

meinem Telegramm bewaffnet, suchte ich Irene auf, und die anderthalb Tage der Ungewißheit und der Spannung, die beiden schlaflosen Nächte reichten eben hin, sie in einen Zustand zu versetzen, der die Berufung eines Arztes rechtfertigen konnte.

Am Sonntag holte ich meinen Doktor von dem Bahnhofe ab; er war in gutem Glauben gekommen, es war von meinen Privatnachrichten keine Rede. Er erkundigte sich wie ein kluger Praktiker um Frau Gilling's bisheriges äußeres Ergehen, aber er kam mir doch zerstreut und nicht ganz so sicher vor, als man ihn sonst zu sehen gewohnt war. Als ich ihn danach die Treppe von der Station und den Weg nach Montreux hinauf geleitete, kam ich mir wie einer der Amoretten vor, die auf dem Rafaelischen Freskobilde den Alexander zu Roxane führen. Ich fühlte nach meinen Schultern, ob die Flügel noch nicht durchgebrochen wären.

Demaret wurde schweigsam, als wir das Hotel betraten. Während ich Irenens Diener beauftragte, seiner Herrin den Doktor Demaret zu melden, klopfte mir altem Thoren selbst das Herz. Der Doktor war sehr ernsthaft.

„Ich komme nachher noch zu Ihnen,“ sagte er, als der Diener die Thüre öffnete.

Ich sah Roxane in ihrem Saale auf dem Sopha sitzen, sah Alexander sich ihr nahen — dann fiel der Vorhang, und ich ging nach Hause, den Erfolg dieser Berathung abzuwarten.

Zwei Stunden gingen hin! Der Zug, mit welchem Demaret hatte zurückfahren wollen, war längst abgegangen. Endlich kam der Diener und brachte mir ein Billet.

Irene hatte es geschrieben: „Kommen Sie!“ hieß es

in demselben, „kommen Sie, daß wir Ihnen danken, daß Sie sich des neuen Tages mit uns freuen, den Sie für uns heraufbeschworen haben."

„Sie hatten Beide ihre Namen unterschrieben. Als ich hinkam, fand ich sie Arm in Arm und wie verjüngt und verklärt. Da nun aber eine gute That nur selten unbelohnt bleibt, habe ich mir durch meine Vermittlung die große Genugthuung bereitet, die beiden mir werthen Menschen nun dauernd an den See gefesselt zu wissen, an dem ich mich doch auch nach einer festen Niederlassung umthun will."

Und Maxime hat Wort gehalten. Ihn und seine Freunde haben wir bei einer späteren Rückkehr an den Genfersee in ihren Campagnen und hoffentlich nicht zum letzten Male aufgesucht.

Martina.

An

Dr. Hermann Althof

in

New-York.

Bad Liebenstein in Thüringen im Sommer 18..

Ich saß heute früh in der gleichmüthigsten Stimmung von der Welt an meinem Schreibtisch, um Dir, mein theurer Freund, die ersten Nachrichten von unserem wiederholten Aufenthalt in Thüringen aus dem uns schon im verwichenen Jahre lieb gewordenen Gasthof zu geben, als ein Zufall mich aus dieser Gemüthsruhe aufstörte und mich in eine Fluth von Erinnerungen versenkte, die mich in lange vergangene Zeiten zurückgetragen hat.

Fragst Du mich, was mir denn geschehen sei? so antworte ich: wir haben ein Sophakissen gefordert, und man hat uns ein solches in das Zimmer gebracht.

Es ist ein mäßig großes Kissen, mit einer gewöhnlichen Wollenstickerei bezogen. Auf dunkelblauem Grunde ziehen sich rothe und weiße Arabesken in allerlei Verschlingungen wechselnd hin, und ich achtete nicht sonderlich darauf, bis mir es auffiel, daß das Muster an der einen Seite nicht

bis zum Rande des Kissens reichte, daß ein zwei Finger breiter Streifen an jener Stelle mit der Grundfarbe in petit point glatt ausgefüllt war und eine rothgestickte Inschrift sich auf diesem glatten Grunde kennzeichnete. Ich nahm das Kissen in die Hand, um es genauer zu betrachten. Die gestickten Worte lauteten: Madame Martine W. à monsieur Stephan R. Rome 1846 — und mit einem Male standen sie Beide vor mir, die schöne Gräfin Martina und der glänzende Fürst Stephan R., die ich beide gekannt habe, deren Lebensweg sich mit dem meinen wieder und wieder gekreuzt hat, bis sie mir lieb und werth geworden waren, und die jetzt Beide nicht mehr sind.

Ich fragte die Wirthe, woher sie dieses Kissen hätten? Sie sagten, es sei von durchreisenden Fremden vor mehreren Jahren hier vergessen worden. Sie hätten durch Schuld der Zimmermädchen erst einige Tage später Kunde davon erhalten. Das Zimmer sei währenddessen mehrfach besetzt worden, aber es habe sich unter den Reisenden, die es innegehabt, Niemand befunden, der einen der beiden Namen getragen hätte, und es sei also um so weniger möglich gewesen, das Kissen abzuliefern, als man nicht einmal gewußt habe, wohin die vorübergegangenen Gäste sich gewendet. Eine Nachfrage danach sei niemals gemacht worden, und so liege es nun schon fünf, sechs Jahre in dem Zimmer Nummer sechzehn.

Ich aber sitze und sehe mir das Kissen an; und wieder einmal macht mich der Gedanke traurig, ja ich möchte sagen zornig, daß die werthlosesten Gegenstände den Menschen so lange überdauern, daß sie Jahre und Jahre fast unverändert

vorhalten, wenn die Hand, die sie erschuf, längst in Staub zerfallen ist.

Wer mag es gewesen sein, der dies Kissen dereinst an sich genommen, nachdem des Fürsten Stephan Augen sich geschlossen hatten? Und wie konnte derjenige, der es fraglos als ein Angedenken mit sich führte, es hier vergessen haben, ohne es zurückzufordern?

Das Kissen nimmt meine ganze Phantasie in Anspruch; und da ich Dir von unserem hiesigen Leben doch vorläufig nicht viel mehr zu sagen habe, als daß es uns abermals behagt, will ich Dir lieber von den Hingegangenen sprechen und erzählen, an deren Schicksale ich heute auf so seltsame Weise plötzlich wieder erinnert worden bin.

Erstes Kapitel.

Im Beginn des Frühlings von 1831 saßen wir in meinem Vaterhause Alle zusammen bei dem Frühstück, als man meinem Vater meldete, daß ein Lohndiener aus dem ersten Gasthofe der Stadt ihm einen Brief zu übergeben und die Antwort auf denselben zu erwarten habe.

Die polnische Revolution war damals im vollen Gange. Die Schlacht von Ostrolenka war geschlagen, ein Theil der polnischen Armee hatte sich unter den Generalen Dembinski und Gielgud nach Litthauen geworfen, der Grenzverkehr war dadurch frei geworden, und es waren schon seit Wochen einzelne schwer verwundete Offiziere von ihren Müttern oder sonstigen Angehörigen über die Grenze gebracht, die Frauen verschiedener Familien nach Preußen geflüchtet worden.

Bei uns in Königsberg herrschte viel Sympathie für die polnische Sache. In meinem Vaterhause waren wir außerdem, wie ich das in meiner Lebensgeschichte erzählt habe, an den Verkehr mit Polen sehr gewöhnt, und hatten durch die Handelsgeschäfte meines Vaters Freunde unter ihnen, da viele von den reichen polnischen Grundbesitzern selbst nach Königsberg zu kommen pflegten, wenn sie ihre großen Ernten an Getreide, Flachs, Hanf u. s. w. auf ihren floßartigen Schiffen bis in den Pregel gesendet hatten, wo sie zum Verkauf kamen, um zum großen Theil dann seewärts weiter verhandelt und verschickt zu werden.

Zu jenen Edelleuten, welche ihre Geschäfte selber zu überwachen pflegten, gehörte auch der polnische Adelsmarschall Graf Jerome ***, der im Laufe der Jahre zu verschiedenen Malen in Königsberg, und dann immer mehrfach unser Gast gewesen war. Seine schöne würdevolle Erscheinung, seine feine Bildung und die bequeme Leichtigkeit seines Behabens hatten Alt und Jung im Hause für ihn eingenommen. Wir hatten seiner und seines Schicksals seit dem Ausbruche der Revolution oftmals gedacht, ohne das Geringste von ihm erfahren zu haben, und es erregte deshalb unsere lebhafte Theilnahme, als der Vater, den Brief eröffnend, die Handschrift des Grafen erkannte.

Der Brief war in unverkennbarer Eile geschrieben. Er meldete, daß der Graf, der seiner Zeit die französischen Kriege gegen Rußland unter den Fahnen Napoleon's mitgemacht hatte, ein höheres Kommando in der Revolutionsarmee führte, daß sein ältester Sohn bei der Erstürmung des Belvedere, die den Anfang der Revolution gemacht hatte, den Tod ge-

funden, daß sein zweiter und letzter Sohn bei Ostrolenka gefährlich verwundet worden sei und daß der Graf den gegenwärtigen freien Grenzverkehr benutze, die Frau mit der Tochter und dem verwundeten Sohne nach Königsberg zu schicken, um wo möglich unter der Pflege unserer Aerzte Rettung für denselben und daneben Sicherheit für die beiden Frauen zu erlangen, da die Güter des Grafen im Bereich der von den Russen bereits wieder besetzten Provinzen gelegen und von Kriegsnoth und Seuchen furchtbar mitgenommen wären. Er empfahl die Seinen mit dringender Bitte der Vorsorge meines Vaters, theilte ihm mit, daß er das Vermögen seiner Frau seit Jahren außer Landes angelegt habe, ersuchte ihn, auch die Geldangelegenheiten der Gräfin in seine Hand zu nehmen, und für die flüchtende Familie alles dasjenige zu thun und zu leisten, was er in dem gleichen Falle, vor welchem das Schicksal ihn bewahren möge, den verlassenen Seinigen geleistet zu wissen wünschen würde.

Man hörte jedem Worte des Briefes die Sorge wie den Schmerz des Schreibers an, und es hätte keiner so dringenden Anmahnung bedurft, unseren Vater zu jedem möglichen Beistande bereitwillig zu machen. Er folgte dem Boten auf dem Fuße, dem er seine Antwort an die Gräfin mitgegeben hatte, und kam dann ein paar Stunden später zu uns zurück, von der Begegnung mit der Gräfin sehr ergriffen.

Er hatte ihr sofort die bewährteste ärztliche Hülfe herbeigeholt, hatte die nöthigen Schritte gethan, eine eigene Wohnung für sie zu ermitteln, und als sie dann einige Tage

später in einer solchen nach ihren Wünschen eingerichtet war, lernten auch wir die Gräfin und ihre beiden Kinder kennen.

Sie war eben erst in die vierziger Jahre eingetreten und sehr wohl erhalten, obschon Gram und Sorgen ihre Wangen rasch wie ihr Haar gebleicht und ihrem Antlitz tiefe Spuren eingegraben hatten. Daß für den jungen Grafen keine Heilung zu hoffen sei, hatten die Aerzte ihr nicht verhehlen können, er selber gab sich darüber auch keiner Täuschung hin. Die ernste Ergebung, mit welcher der Jüngling seinem Erlöschen entgegensah, war erhaben und rührend, ebenso war es die angstvolle Liebe, mit der die Mutter und die Schwester noch jeden Augenblick seines kurzen Daseins mit ihm zu theilen und ihm denselben zu verschönen und zu erheitern suchten, während sie doch Alle gemeinsam um den im Felde stehenden Vater in schwerer Sorge lebten, und der immer näher heranrückende Untergang der Hoffnungen, die von den polnischen Patrioten auf das Gelingen der Erhebung gebaut worden waren, ihre Seelen mit bitterem Schmerz erfüllte.

Die Gräfin bewohnte in einem der oberen Stadttheile ein kleines Haus mitten in einem gegen die Straße durch ein eisernes Gitter abgetrennten Garten, dessen Umkreis sie nur überschritt, wenn sie mit ihrer Tochter in die nahegelegene katholische Kirche ging, um dort, noch ehe der Sohn erwacht war, die Messe zu hören und ihre Andacht zu verrichten. Aber zwei so ausgezeichnete Frauengestalten, die sich obenein durch die Besonderheit ihrer vaterländischen Trauerkleidung, durch die schwarzen weißgesäumten Gewänder kennzeichneten, konnten nicht unbeachtet bleiben; und ganz

abgesehen davon, daß das Schicksal der gräflichen Familie Theilnahme erregte, machte die außerordentliche Schönheit der Tochter von sich sprechen, nachdem man ihrer bei den gelegentlichen Besuchen, die sie uns gemacht, und in den Magazinen, in denen sie hier und da, von dem alten Diener begleitet, Einkäufe besorgt hatte, einmal ansichtig geworden war.

Martina war damals wenig über siebzehn Jahre alt, groß wie ihre Mutter und schlank und biegsam wie eine Weidengerte. Ihr aschblondes Haar erschien dunkel neben ihren hellen Farben, und die feingezeichneten schwarzen Brauen, die langen schwarzen Wimpern, welche ihre blauen Augen beschatteten, bildeten einen seltsamen Gegensatz dazu. Die Form des Kopfes, die zarte Rundung der Wangen, die gradlinige Nase und der liebliche Mund, der die perlengleichen Zähne sehen ließ, waren von großer Schönheit, und zierlichere Hände und Füße mochte man selbst unter Martina's in dieser Hinsicht so berühmten Landsmänninnen schwerlich finden.

Man konnte die junge Gräfin nicht sehen, ohne für sie eingenommen zu werden, nicht mit ihr verkehren, ohne sie lieb zu gewinnen. Ihr holdes, von Trauer und Sorge überschattetes Antlitz, dem doch das Lächeln so wohl anstand, hatte etwas höchst Anziehendes, und die Begeisterung für ihr unterliegendes Vaterland, das Verständniß, mit welchem sie den wechselnden Ereignissen in dem Kampfe desselben folgte, machten, daß man bisweilen vergessen konnte, wie sehr jung sie noch war.

Freilich war ihre Erziehung eine ernste gewesen. Um

nicht dem russischen Großfürsten, der als Statthalter des Kaisers in Warschau Hof gehalten, seine Huldigungen darbringen und mit den russischen Beamten verkehren zu müssen, hatte der Graf beständig in möglichster Zurückgezogenheit auf seinen Gütern gelebt, und dies um so mehr, da er, als einer der eifrigsten polnischen Patrioten und erklärter Feind der Russen, sich in jedem Sinne von der Regierung überwacht, und seine Handlungen wie seinen Verkehr beobachtet gewußt hatte. Französische Hofmeister und eine deutsche Erzieherin hatten den Unterricht und die Bildung der beiden Söhne und der Tochter im Vaterhause unter den Augen und der Mitwirkung der Eltern sorgfältig geleitet; und als man die Söhne endlich zur Vollendung ihrer Studien und zum Beginne ihrer Laufbahn nach Warschau hatte senden müssen, hatte man sich nicht entschließen mögen, sich nach so langen Jahren von dem Hofmeister zu trennen, der Allen ein Freund und dem Grafen, bei seinem ausgebreiteten Briefwechsel und seinen mannigfachen Geschäften, ein unentbehrlicher Gehülfe geworden war. Indeß vor allen Dingen war er doch Lehrer und Erzieher geblieben; und da Jeder dasjenige, was er mit Meisterschaft beherrscht, auch auszuüben liebt, hatte er Martina zu seiner Schülerin gemacht, die bei ihrer schnellen Auffassungsgabe, in dem ruhigen Leben, das man führte, reichen Vortheil davon gezogen hatte.

Die Revolution und der ihr folgende Krieg hatten all' diese friedlichen Verhältnisse mit jähem Schlage zerstört. Im Auftrage des Grafen war der französische Erzieher nach Paris entsendet, und die deutsche Gouvernante war von ihren Angehörigen zurückgerufen worden. Mitten aus dem

fürstlichen Haushalte eines polnischen Magnaten, waren die Gräfin und ihre Tochter nun plötzlich in eine ungewohnte enge Lebenslage hineinversetzt, und hatten es zu zeigen, was sie zu leisten im Stande wären, welche Frucht die Bildung, deren sie sich rühmen durften, für sie selber zu tragen vermöge. Und sie bewährten sich vortrefflich.

Die Aufopferung der Mutter für den hinschwindenden Sohn, die nicht zu ermüdende Liebe Martina's für den um einige Jahre älteren Bruder, fanden nur in der Kraft der beiden Frauen ihre Grenze. Viele Stunden lang sah man Martina an jedem Tage neben dem Rollstuhl ihres Bruders, dem diese Art der Bewegung in freier Luft das Athmen leichter machte, durch die Gänge des Gartens gehen; bis spät in die Nacht hörte man sie bisweilen dem Schlaflosen die Melodien der heimischen Volksweisen singen oder spielen, wie er es verlangte. Niemand aber hatte mehr Gelegenheit, die selbstlose Dienstfertigkeit Martina's zu beobachten, Niemand war eingenommener für die beiden gräflichen Frauen, als die alte Baronin von Wellenhorst, auf deren Grund und Boden, in deren Gartenhaus die Fremden wohnten; und die Baronin war sonst keine Frau, die sich leicht bestimmen, leicht zum Verkehr mit Fremden überreden, oder gar zur Anerkennung und zum Lobe ihrer Mitmenschen bestimmen ließ.

Zweites Kapitel.

Das Wellenhorst'sche Grundstück war ein alter adliger Familiensitz. Die Baronin, die hoch in Jahren stand, besaß es nach dem Willen ihres Mannes bis zu ihrem Lebensende,

nach welchem es an ihre einzige Tochter fiel, und sie hatte seit dem Tode desselben in einer völligen Abgeschiedenheit in dem großen Hause gelebt. In der Stadt galt sie als ein Original, weil sie mit Beharrlichkeit an der Tracht und Kleidung festhielt, die in ihren jungen Jahren von älteren Frauen getragen worden waren, uud weil sie ihren Verkehr mit Menschen auf das Unerläßlichste beschränkte. Man sagte ihr daneben nach, daß sie hartherzig, daß sie mißgünstig sei, weil sie Niemandem erlaubte, ihre schönen großen Treibhäuser zu besehen, aus denen es dem Gärtner verboten war, irgend eine Blume oder eine Frucht zu verkaufen, obschon sie selber sich nicht eben darum kümmerte. Aber man erfuhr es doch gelegentlich, wie sie armen Kranken freigebig von ihren kostbaren Obstarten Erfrischungen gesendet, wie sie armen Familien mit kluger Umsicht aufgeholfen hatte. Man traf ihre alte Karosse, in der sie täglich um die gleiche Stunde in das Freie fuhr, mitunter in den entlegensten Stadttheilen vor irgend einem verfallenen und elenden Hause, man dachte und sprach von ihr deshalb nicht besser. Sie hatte einmal, als man sich bei einem allgemeinen Nothstand an sie gewendet, die Aeußerung gethan, sie sei keine Menschenfeindin, aber die jetzigen Menschen gefielen ihr nicht, und sie wolle mit ihnen nicht mehr zu theilen haben, als sie eben müsse. Jeder sei sich selber jetzt genug, Jeder komme sich am klügsten vor, so möge denn auch Jeder für sich selber sorgen, und Alle zusammen sehen, wie sie mit sich fertig würden. Sie gehe diese Welt nichts weiter an.

Das hatte man ihr nicht vergessen, und noch weniger vergab man's ihr, daß sie sich von ihrer Tochter mit großer

Härte losgesagt, als diese aus Liebe zu ihrem Manne, dem Fürsten Ferdinand *, mehrere Jahre nach ihrer Verheirathung in die katholische Kirche übergetreten war. Man fand es unverantwortlich, daß die Baronin alle Versuche der Fürstin, sich ihr wieder zu nähern, unerbittlich abgelehnt, ja sie selbst abgewiesen hatte, als sie aus dem fernen Westfalen eigens nach Preußen gekommen war, der Mutter ihre ältesten Söhne und ihre Tochter vorzustellen.

Freilich war das lange her, aber die Zuneigung wie die Abneigung der großen Masse haben ein gutes Gedächtniß, und die Erinnerung an jenen häßlichen Zug im Charakter der alten Baronin, war unter den Leuten etwa ein halbes Jahr vor dem Beginne der hier berichteten Ereignisse wieder lebhaft aufgefrischt worden, als der jüngste Sohn der Fürstin in das ostpreußische Kürassierregiment versetzt ward, das in Königsberg seinen Stand besaß.

Fürst Stephan war mit seinen einundzwanzig Jahren das Musterbild eines schönen jungen Menschen: groß, schlank, breitbrüstig für seine Jahre. Die Lebenslust lachte ihm aus den dunkeln Augen und der fröhliche Uebermuth der Jugend von der offenen schwarzumlockten Stirn. Im Regimente nannte man ihn einen vortrefflichen Kameraden, in der Gesellschaft, der er angehörte, freute man sich an seiner Bildung wie an seinem ritterlichen Wesen; und in denjenigen Kreisen, mit denen er nichts zu theilen hatte, beschäftigte man sich doch mit ihm, weil seine Mutter sehr beliebt gewesen, und weil man neugierig darauf war, wie er sich gegen die Großmutter, gegen die alte Baronin, verhalten, und ob diese ihn sehen werde oder nicht. Vor Allem jedoch hatte man ein Ver-

gnügen daran, ihm zu begegnen, weil es wirklich eine solche Lust war, den schönen Menschen anzusehen, daß man sich endlich überzeugt hielt, diesem Enkelsohne könne die Baronin unmöglich widerstehen, wenn es ihm nur gelänge, von ihr empfangen zu werden.

Der Meinung mußte aber der junge fürstliche Lieutenant ebenfalls gewesen sein, denn ohne sich durch die Dienerschaft, die ihm den Eintritt hatte wehren wollen, abschrecken zu lassen, war er eines Tages graden Weges und unangemeldet vor die Großmutter hingetreten, und wenn man auch nicht erfahren hatte, was zwischen den Beiden sich zugetragen, so hatte man in der Nachbarschaft am selbigen Tage doch gleich wahrgenommen, daß drüben im Wellenhorst'schen Hause etwas Besonderes vorgegangen sein müsse.

Die Fensterladen nach der Straßenseite, die seit Jahren und Jahren verschlossen gewesen waren, wurden mit einem Male zurückgeschlagen, die Fenster standen vom frühen Morgen bis zum späten Abend offen, man konnte sehen, daß die Dienerschaft in den Zimmern geschäftig arbeitend umherging. Man wollte sogar die alte Baronin mit ihrer großen aufgeputzten Spitzendormeuse in Person zwischen den offenen Thüren und Fenstern beobachtet haben, während in das Hofthor ein Fouragewagen eingefahren war, den ein Kürassier begleitet hatte; und als sollte es der Wunder gar kein Ende nehmen, so hatte man am zweiten Tage danach in der frisch hergerichteten Wohnung früh Morgens den Fürsten Stephan gemächlich im Fenster liegen und mit seinen klaren Augen die Nachbarschaft und das Straßenleben mustern sehen.

Damit war der Bann gebrochen worden, der so lange

über dem Hause geschwebt hatte, und die alte Baronin war für ihre neugierigen Nachbarinnen neben dem jungen Fürsten plötzlich nur zu einer Nebenperson geworden. Das Portal des Hauses war nicht mehr verriegelt, man konnte, wie bei anderen Leuten, Einlaß erhalten, die Kameraden des Fürsten kamen und gingen ungehindert aus und ein. Die Dienerschaft sagte, der junge Herr gebiete nicht nur im Hause, sondern über die alte Gnädige zumeist, sie sei förmlich wie von ihm bezaubert, könne ihm gar nicht widerstehen, wolle ihn immer um sich haben, und der alte Diener zweifelte gar nicht mehr daran, daß die Frau Fürstin und die ganze Familie jetzt wieder bald einmal nach Preußen kommen würden. Daß die Gnädige der polnischen Gräfin in ihrem Gartenhause ein Unterkommen gewährt, und überhaupt irgend Etwas, das ihr gehörte, an Fremde zur Miethe überlassen habe, das sei auch ganz ausschließlich des Fürsten Werk, der die beiden polnischen Damen den Tag nach ihrer Ankunft in der katholischen Kirche gesehen, und Mitleiden mit ihnen und ihrem Loose empfunden hatte.

In wie weit das Alles zutraf, konnten freilich die Außenstehenden nicht wissen. Das jedoch war richtig, daß mit der fast achtzigjährigen Baronin eine ganz unwahrscheinliche Wandlung vorgegangen war, daß sie große Aufmerksamkeit für die Gräfin hatte, und daß der junge lebenslustige Fürst es fast keinen Tag versäumte, die polnische Familie aufzusuchen, dem kranken jungen Grafen Gesellschaft zu leisten, sofern er sie begehrte, und den Frauen dienstlich zu sein, wo er es immer konnte. Er war dabei so einfach in seinem Behaben, bot seine Gefälligkeiten so natürlich an,

daß man sie freudig dankbar hinnahm wie den Sonnenschein; und hätte es noch einer Verstärkung des Zutrauens bedurft, welches der gute Wille des Fürsten der Gräfin und ihren Kindern einflößte, so würde schon die kirchliche Gemeinschaft dieses Bedingungsmittel dargeboten haben.

An und für sich war Stephan nicht eben religiöser oder kirchlicher als junge Männer seines Standes und seines Alters es zu sein pflegen. Er war jedoch unter den Augen seiner Eltern von dem würdigen und verständigen Hauskaplan sorgfältig unterrichtet worden, bis man ihn einer öffentlichen Anstalt hatte übergeben müssen; und eifrig in ihren Religionsübungen wie alle Neubekehrten hatte die Fürstin auch ihre Kinder zur Beobachtung der kirchlichen Gebräuche angehalten, so daß sie aus Liebe und Achtung für die Mutter thaten und übten, was sie ohne diese Rücksicht vielleicht verabsäumt haben würden. Für Stephan jedoch kam in diesem Augenblicke noch ein anderer Beweggrund hinzu, ihn gewissenhaft in dem Besuche der Kirche und der Befolgung ihrer Vorschriften zu machen. Er hatte damit gegenüber der Großmutter die Handlungsweise seiner Mutter wie die eigene Selbständigkeit zu behaupten, und es in seinem Umgangskreise wie vor seinen Kameraden, die sammt und sonders mehr oder weniger von dem lange obwaltenden Familienzerwürfniß unterrichtet gewesen waren, darzuthun, daß die Aussöhnung mit der Baronin sich nicht auf Kosten der religiösen Ueberzeugungen der fürstlichen Familie vollzogen hätte.

Er machte sich also eine Pflicht daraus, an jedem Sonntage die Messe zu besuchen, er verkehrte geflissentlich mit

dem Geistlichen, dessen der junge Graf sich auf seinem Schmerzenslager als Seelsorger bediente, und wie verdrießlich und widerwärtig es der greisen Baronin auch sein mochte, den katholischen Priester in ihrem Garten mit den Polinnen und mit ihrem Enkelsohne umherwandern und die Schwelle ihres Hauses überschreiten zu sehen, so verlor sie doch kein Wort darüber; denn sie war ein für allemal gewohnt, Nichts halb zu thun, und auch jetzt blieb sie sich darin treu.

Drittes Kapitel.

Darüber gingen die heißen Monate des Jahres hin. In dem Garten hatte man das Frühobst abgenommen, die Pflaumen fingen sich mit blauem Duft zu färben an, die Astern und Georginen strahlten in glänzender Pracht, die Levkoyen und Nelken spendeten noch reichen Wohlgeruch, aber die Zeit der Rosen war ganz und gar vorbei, und wenn die Luft einmal schärfer von Osten kam, fiel hier und dort bereits ein gelbes oder ein verdorrtes Blatt von den alten Linden und Kastanien auf den Rasen nieder. Das war freilich noch kein Zeichen des Herbstes, sondern nur Folge der langen starken Hitze, aber die Abende wurden doch schon frischer, und die sinkenden Kräfte des jungen Verwundeten machten die Mutter und die Schwester vor dem Herbste bangen.

Auch aus der Heimath der Geflüchteten wurden die Nachrichten immer düsterer. In der Hauptstadt hatten Emeuten gegen die selbstgewählte Regierung stattgefunden.

Gegen einzelne Mitglieder derselben waren von den aufgeregten Massen empörende Grausamkeiten verübt worden. In der Regierung wie im Heere hatten die Befehlshaber rasch gewechselt, und vor der russischen wohlgeführten Uebermacht mußte der Widerstand des sehr zusammengeschmolzenen polnischen Heeres allmälig erlahmen, das sich mehr und mehr in den Umkreis der noch von ihm besetzten Festungen, und gegen die preußische Grenze hingedrängt sah. Von dem Grafen entbehrte die Familie jeder Nachricht.

Wer nicht ein Herz von Stein in der Brust hatte, mußte Mitleid fühlen mit der Gräfin und mit ihren Kindern, die ihr schweres Schicksal ohne Klagen trugen, und immer noch Einer für den Anderen ein freundliches Lächeln, ein ermuthigendes Trosteswort zu finden wußten. Es kam ihnen auch Theilnahme genug entgegen von den Wenigen, mit welchen sie in Berührung getreten waren, und die alte Baronin that was sie nur immer konnte, dem armen Ladislaus eine Erleichterung oder eine Freude zu bereiten. Und sie mochte doch sonst mit Kranken und mit Sterbenden, seit sie alt geworden war, nicht gern zu thun haben, weil sie es nicht liebte, an die Endlichkeit des Menschen unnöthig gemahnt zu werden, und sich die ohnehin farblosen Tage und schlaflosen Nächte des Alters mit traurigen Eindrücken zu erfüllen.

Sie lobte es, wenn Stephan zu den Polen hinüberging, eine Stunde mit Martina Musik zu machen oder mit ihrem Bruder eine Partie Schach zu spielen, und wenn er dafür sorgte, daß der Gärtner es der jungen Gräfin an einem frischen Strauße nicht fehlen ließ. Aber Martina

hatte jetzt nicht mehr das fröhliche Lächeln auf den Lippen, wenn sie dem Fürsten für seine Blumenspende dankte, sie machte auch selten einmal noch Musik, weil es die Mutter zu sehr rührte und den Bruder angriff; und Schach zu spielen hatte dieser nicht mehr Lust und Kraft. Stephan mußte auf etwas Anderes sinnen, um Martina hie und da ein Wenig zu erheitern, denn es that ihm Leid und wehe wenn er sie so traurig sah.

Einmal in den letzten Tagen des August kam er spät von einer Jagdpartie nach Hause. Er hatte in erwünschtester Gesellschaft einen frohen Tag verlebt, sich als Schütze abermals bewährt. Die Bewegung, das heitere Mittagsmahl, die frohe Heimfahrt hatten ihm das bewußte Gefühl seines glücklichen Daseins gesteigert, und wie er nun in seiner hellen Lebenslust oben in seinem Zimmer an das Fenster trat, sah er Martina einsam unter der großen Linde sitzen.

Das Buch, in welchem sie gelesen hatte, lag neben ihr auf der Bank. Sie hatte den Kopf in die Hand gestützt und sah ernsthaft den beiden Gärtnerburschen zu, welche die großen gelben Butterbirnen von dem Baume nahmen. Als sie Stephan kommen hörte, schreckte sie aus ihren Gedanken auf, und sich rasch zu ihm wendend, fragte sie, ob seine Jagd glücklich gewesen sei.

„Sehr glücklich," entgegnete er. Er zählte ihr danach auf, was man geschossen, wie viel er selbst geschossen, und setzte dann hinzu, er habe eben ein paar Hühner für ihren Bruder hinübergeschickt. „Aber das Beste an der Partie," sagte er, „war doch die fröhliche Gesellschaft und der Tag im Freien. Wer auf dem Lande aufgewachsen ist, kommt

in den Städten eigentlich nie zu seinem vollen Recht. Es giebt auch kein Fest und kein Vergnügen, das ich nicht hingebe für einen tüchtigen Ritt durch Wald und Feld, für das stille Herumstreichen durch Busch und Moor mit der Büchse im Arm, oder für ein Jagen, wie wir's heute hatten. Und Sie?" fragte er, sich plötzlich unterbrechend, „Sie waren gar nicht aus?"

Sie schüttelte verneinend das Haupt. „Die Mutter hatte viel zu schreiben," sagte sie, „der Bruder war allein, und die Obsternte machte ihn so traurig."

Stephan sah sie an, er verstand nicht, was sie meinte. „Meine Eltern," sagte sie, „wußten uns das Leben so angenehm zu machen. Alles wurde zum Feste für uns. Zur Obsternte wie zur Getreideernte hatten wir das Haus immer voll von Gästen. Vor dem Jahre um diese Zeit, da waren wir noch glücklich, Alle noch beisammen. Die Brüder waren mit Urlaub für ein paar Wochen bei uns. Nun ist Joseph todt und Ladislaus —" sie vollendete den Satz nicht, und setzte, von ihren Erinnerungen fortgerissen, lebhaft hinzu: „Ach! Sie hätten ihn kennen müssen, wie er damals war: der Rüstigste und Fröhlichste von Allen! Er ließ sich's niemals nehmen, die Früchte von den höchsten Zweigen selbst herabzuholen; und bei jedem schönen Apfel, bei jeder großen Birne, die er herunterwarf, hatte er ein Scherzwort, einen drolligen Einfall! — Und nun erst, wenn es an das Schütteln des geringen Obstes ging! — Ich wollte, Sie wären bei uns gewesen dazumal!"

„Ich wollte das auch!" sagte er, und schaute ihr offen und treuherzig in die großen Augen, die sich aufgehellt

hatten bei der Erinnerung an glücklichere Zeiten; sie aber wendete sich in einer Verwirrung, die sie erröthen machte, von ihm ab, und wie zu sich selber sprechend, seufzte sie: „Dolbietza ist gar zu schön! und wie glücklich waren wir!"

„Eben darum hätte ich dort sein mögen!" fiel ihr Stephan ein. „Ich kann es gar nicht ansehen, daß Sie so traurig sind."

Sie antwortete ihm darauf nicht, er aber stand plötzlich auf und sagte: „Kommen Sie! hier ist auch Obstlese, dort liegt am Baume die Leiter. Wir schicken die Gärtnerburschen fort, wir spielen Dolbietza, und das Beste, was wir finden, bringen wir dem Bruder."

Sein guter Wille war so ehrlich, sein Ton so herzlich, daß Martina die Hand ergriff, die er ihr darbot. Mit wenig Schritten waren sie unter dem großen Birnbaume. In raschem Steigen sprang Stephan die Leiter hinan bis in des Baumes Gipfel, und aus den dichten, starken Aesten niederschauend zu dem schönen Mädchen, das unten stehend die Taffetschürze aufhielt, warf er ihr unter fröhlichem Geplauder Frucht um Frucht hinunter, nur die schönsten und reifsten Birnen wählend.

„Meine Schürze ist voll!" rief Martina ihm nach einer Weile zu.

„So legen Sie die Früchte auf den Boden, ich pflücke mehr," entgegnete er ihr.

„Wir haben aber schon genug!" meinte sie.

„Früchte vielleicht, aber nicht genug der Lust! Halten Sie die Hand auf, ich treffe sicher!"

„Ja! an den Kopf!" lachte sie, da der Wurf mißglückte.

„Dafür werfe ich mich Ihnen zu Füßen, wenn ich erst wieder unten bin!“ versicherte er, während Martina davonlief, ein paar Birnen aufzulesen, die vorbei geflogen waren.

„Sie laufen so reizend, daß ich einmal sehen werde, wie weit ich von hier oben werfen kann.“

„Und wenn ich sage, ich bin müde und gehe weiter keinen Schritt?“

„So werde ich Ihnen das Erstere nicht glauben, sondern werde denken, daß Sie mir kein Vergnügen gönnen!“ scherzte Stephan.

„Ich dächte, Sie hätten Ihr Theil Vergnügen heute schon gehabt!“

„Gewiß! aber Vergnügen hat man ja niemals genug! Nun fort! rasch fort! nun schüttele ich!“ — und während er das sagte, flogen die Früchte in solcher Fülle von dem Baume nieder, daß Martina sich im raschen Sprunge davor retten mußte, und laut lachend ein Ende weit davon lief.

Im nächsten Augenblicke stand er an ihrer Seite. Sie waren Beide von der Bewegung und der Lust lebhaft erregt, Beide harmlos wie die Kinder. Er, erfreut, weil er sie heiter sah, sie ihm dankbar und ihm zugeneigt, weil er das Spiel ersonnen.

„Morgen,“ sagte er, „spielen wir wieder Dolbietza, und alle Tage wieder! Denn die Bäume kommen nun einer nach dem anderen an die Reihe, und die Bewegung oder die Erinnerung hat Ihnen sehr wohl gethan. Sie sehen jetzt ganz anders aus als vorhin, da ich kam.“

Sie reichte ihm zum Dank die Hand, er schüttelte sie ihr herzlich; dann aber bat sie ihn, zu Ladislaus zu gehen,

der allein sei, während sie noch grüne Blätter und ein paar Blumen holen wolle, ihm die Früchte in einem Körbchen zierlich aufzuputzen.

Stephan gab ihr willig nach. Als er bei dem Kranken eintrat, fand er diesen an dem geöffneten Fenster in seinem Lehnstuhle sitzend, das Haupt müde in die Kissen zurückgelehnt, das Auge träumerisch zum Horizont erhoben, an welchem die weißen vorüberziehenden Wolken sich in dem ausstrahlenden Lichte des Sonnenunterganges zu färben begannen.

„Ich habe Ihnen zugesehen bei Ihrer fröhlichen Arbeit, Ihnen und der Schwester," sagte er, sich gegen Stephan wendend, „und mich an Martina's Lust gefreut; aber, obschon ich mir's zum Vorwurf mache, habe ich Sie Beide doch beneidet. Das Leben ist so schön — und das Sterben ist doch schwer. Es wird mir schwerer, als ich dachte, da es mir noch ferner war."

Stephan versuchte, ihm, gegen sein besseres Wissen, Hoffnung zu erwecken; der Jüngling schüttelte schwermüthig das Haupt. „Sie glauben nicht, daß ich zu retten bin," sagte er, „und ich kann es nicht glauben, da ich es fühle, daß mein Leben nach Tagen, vielleicht nach Stunden zählt. Ich wußte es seit dem Augenblicke, in welchem ich niedersank, daß ich verloren war, und damals erschreckte es mich nicht." Er hielt inne, weil das Sprechen ihm Beschwerde machte, und sagte dann, nachdem er wieder zu Athem gekommen war: „Halten Sie mich deshalb nicht für feige. Es stirbt sich leicht auf dem Schlachtfeld, in der Leidenschaft des Kampfes, in dem Gedanken an das Vaterland; ich habe das empfunden. Nur das langsame

Sterben ist so schwer! und ich habe gesehen, wie meines Bruders Tod der Mutter Herz zerriß, obschon sie in der Heimath war, obschon sie damals noch an die Befreiung unseres Vaterlandes glaubte und mein Vater ihr zur Seite stand. Jetzt ist sie mit der Schwester einsam in der Fremde, unsere heilige Sache ist im Unterliegen, und ich fürchte, meinem Vater ist ein Unglück zugestoßen."

Und wieder unterbrach er sich, während er um sich blickte, ob ihn außer Stephan Niemand höre. Dann neigte er sich zu ihm und sagte fest und leise: „Es ist mir sehr viel werth, mein Prinz! daß ich Sie einmal und grade heute ohne Zeugen spreche, denn ich fühle mich übler und schwächer als je zuvor, und ich habe an Sie eine Bitte auf dem Herzen, obschon ich kein Anrecht an Sie habe, als eben mein Vertrauen zu Ihnen."

„Sprechen Sie, sprechen Sie! was wünschen Sie? was soll ich thun?" fragte Stephan dringlich.

„Sie sind Soldat, sind Edelmann und Katholik wie ich!" sagte der Kranke, „und haben wie ich eine Mutter eine Schwester, die Sie lieben. Wir haben keine Blutsverwandten, keine Angehörigen hier um uns, keiner meiner Freunde ist in meiner Nähe. Geleiten Sie mich zu Grabe in der fremden Erde, stehen Sie meiner Mutter und meiner Schwester bei." — —

„Mein Wort darauf! Aber es bedurfte dieser Mahnung nicht," fiel ihm Stephan sehr ergriffen ein, als eben Martina mit ihrem Korbe voll Blumen und voll Früchte raschen Schrittes und heiter in das Zimmer trat, während die beiden jungen Männer sich fest die Hände reichten.

Sie blieb betroffen in dem Zimmer stehen, sah den Fürsten, sah den Bruder an und sagte:

„Du bist sehr bleich, mein Bruder, und Fürst Stephan ist so ernsthaft. Hast Du Schmerzen? Ist etwas geschehen?"

„Nicht doch! nicht doch!" entgegnete er ihr, „denke nicht an mein Befinden, ich werde ohnehin daran genug erinnert. Zeige mir lieber diesen schönen Korb! Aber setze ihn hier vor mir hin, daß ich ihn recht betrachten kann!"

Stephan rückte einen kleinen Tisch heran, die Schwester stellte den Korb darauf und kniete an des Bruders Seite nieder. Er ließ sein Auge freundlich auf dem Korbe ruhen. „Nicht wahr," sagte er, „Martina macht das sehr geschickt? Der Kranz von weißen Astern über dem rothen Gerank des wilden Weines, und die goldigen Früchte zwischen den großen grünen Blättern, das sieht so schön aus, daß kein Maler es besser verlangen könnte. Unser Vater hatte in Dolbietza immer eine wahre Künstlerfreude an den Blumen- und Fruchtkörben, welche die Mutter und Martina stets eigenhändig für den Tisch bereiteten; und sollte es ihm recht gefallen, so mußte Martina selber frische Blumen in dem Haare tragen. Komm! setze Dir den Kranz auf!"

Er hatte mit den Worten den Kranz von weißen Astern von dem Korbe abgenommen, mit welchem Martina ihn umgeben, und drückte ihr denselben spielend auf das Haupt. In dem Augenblicke aber, da sie, gewohnt, ihm den Willen zu thun, sich ein wenig zurückbog, den Kranz in ihrem Haare zu befestigen, fuhr der Bruder, wie von jähem Schmerz erfaßt, plötzlich in die Höhe, griff mit der Rechten, unsicher, als sähe er nicht genau, nach der Schwester Hand, und seufzte

kaum hörbar: „Die Mutter! die Mutter — rufe unsere Mutter — es ist vorbei!“

Der Kopf sank ihm auf die Brust, Martina umschlang ihn fest mit beiden Armen, und versuchte mit ihrer Schulter seinen Kopf zu unterstützen. Der Fürst eilte in das Nebenzimmer, die Gräfin herbeizuholen, aber die Unglückliche kam doch zu spät.

Ladislaus hatte sich nicht getäuscht, es war vorbei. Eine innere Verblutung hatte ihn schnell getödtet; und schön und bleich wie der Todesengel mit dem weißen Sternenkranz in dem leuchtenden Gelock, preßte Martina den entseelten Bruder an ihre Brust, bis sie neben der Mutter, aufgelöst in Thränen, vor ihm niedersank.

Viertes Kapitel.

Der Fürst hatte das Wort, welches er dem sterbenden Grafen gegeben, im vollsten und weitesten Sinne gehalten. Kein Sohn, kein Bruder konnte den beiden Frauen treuer zur Seite stehen als er. Es war denn auch in der Gräfin Angelegenheiten, daß er gelegentlich in unser Haus, zu meinem Vater kam, der, obschon er karg im Loben war, die Verständigkeit und die Herzensgüte des jungen Fürsten lebhaft anerkannte.

Die Kameraden desselben, denen er bis dahin ein so fröhlicher Genosse gewesen war, hatten aber zu bemerken, daß in seinem Wesen wie in seinem Verkehr mit ihnen eine Wandlung eingetreten war. Allerdings lebte er in seinem Dienste nach wie vor mit der gewohnten Pünktlichkeit, er

erschien in der Gesellschaft, wo und wie es schicklich war, er fehlte auch in dem Kreise seiner Kameraden keineswegs; er brachte nur zu dem Allen nicht die frühere Lust und gute Laune mit, sondern behandelte das Vergnügen, als ob es eine Pflichterfüllung gelte, der er sich entzog, sobald es zulässig erschien. Seine nächsten Bekannten fanden ihn sehr ernsthaft geworden, und nachdem Einer und der Andere ihn deshalb freundschaftlich zur Rede gestellt hatte, ohne eine genügende Erklärung von ihm zu erhalten, ließ man ihn seines Weges gehen. Man nahm es als ausgemacht an, daß er seine Zeit nicht etwa bei seiner Großmutter, sondern in der Gesellschaft der schönen Polin zubringe, daß er in sie verliebt sei, und daß man binnen Kurzem seine Verlobung mit derselben zu erfahren bekommen werde. Das Erstere war richtig, in der übrigen Voraussetzung aber ging man irre.

Stephan hatte allerdings, auf das Vertrauen gestützt, welches der Sterbende ihm bewiesen, sein Anrecht geltend gemacht, den Trauernden nahe bleiben und ihnen dienen zu dürfen, als ob er ihnen angehöre. Er ging wie ein Sohn des Hauses bei der Gräfin ein und aus, er brachte, da die Abende länger zu werden begannen, manche Stunde bei ihr und ihrer Tochter zu, bemüht, sie erheiternd zu beschäftigen; jedoch die beiden Frauen waren so völlig von dem Schmerz um den Geschiedenen und von der angstvollen Sorge um den Gatten und Vater hingenommen, daß Nichts ihren Antheil zu erregen vermochte, was nicht in genauester Verbindung damit stand.

Sie sahen Stephan gern kommen, seine Nähe war ihnen lieb und tröstlich, aber ihr Unglück hatte sie derart über-

wältigt, daß ihnen das Danken für seine Hingebung kaum einfiel. Mit dem Naturtriebe der Hilfsbedürftigkeit begehrten sie, was er ihnen zu leisten im Stande sein konnte; und er erwartete und verlangte es nicht anders. Er hatte neben den ihm werthen Frauen sein dem Todten gegebenes Versprechen zu erfüllen, und wie es ihn in seinen eigenen Augen hob, daß er sich zum ersten Male in seinem Leben stützend, berathend, tröstend, hülfreich zu erweisen vermochte, so that es ihm wohl, daß man ihn genugsam kannte, an seinen guten Willen, an seine freudige Dienstleistung zu glauben. Er leistete für die Mutter wie für die Tochter, was in seinen Kräften stand, ihnen den Sohn, den Bruder zu ersetzen und er war zufrieden, wenn sie ihn gewähren ließen, als wäre er ihr Sohn und Bruder.

Bei dem gänzlich zerstörten Postverkehr jenseits der preußischen Grenze hatte man gar keine Sicherheit darüber, ob dem Grafen die Nachricht von dem Tode seines Sohnes zugekommen sei. Die Gräfin hatte ihrem Manne die Trauerkunde in doppelten Briefen gemeldet. Den einen hatte sie nach Dolbietza, den anderen an das Korps gerichtet, in welchem der Graf kommandirte. Aber Dolbietza war in Feindes Hand, man konnte also sicher annehmen, daß kein dort hinkommender Brief in das polnische Lager befördert werden würde, und über den gegenwärtigen Stand des betreffenden Korps, das, von den siegreichen Russen verfolgt, immer weiter gen Nordwesten getrieben wurde, fehlte jegliche Gewißheit.

Handelsleute, von der Gewinnsucht verwegen gemacht, waren freilich unablässig zwischen den beiden Grenzen auf

dem Wege und thätig. Jeder Tag brachte neue Nachrichten durch sie. Diese Nachrichten waren jedoch unter einander sehr widersprechend und nur darin einig, daß die Sache der Polen verloren, daß die Zahl der Verwundeten und Kranken übermäßig groß, das Elend im Lande furchtbar, und die Härte der Sieger unerbittlich sei.

Die Hauptstadt befand sich schon seit Wochen in der Gewalt der Russen, der polnische Reichstag und der Rest des Heeres hatte sich in und um die letzte noch Stand haltende Festung zurückgezogen. Man versuchte nur noch einen verzweifelten Widerstand, man wollte nur Schritt vor Schritt und kämpfend weichen, um wenigstens doch mit Ehren zu unterliegen, nachdem Erfolg und Sieg schon lange zu einer Unmöglichkeit geworden waren.

Nach dem heißen Sommer hatte der Herbst sich zeitig eingestellt, ein nasser kalter Herbst. Die ersten völlig winterlichen Oktobertage hüllten das Land in ihr nebelgraues Schneegewölk, als die Zeitungen verkündeten, daß die letzten polnischen Regimenter, oder vielmehr die Ueberlebenden aus denselben, flüchtend die preußische Grenze überschritten hätten, und von den betreffenden preußischen Behörden in bestimmte Distrikte und Ortschaften gewiesen worden wären, in welchen sie bis auf Weiteres zu verbleiben genöthigt wurden. Einige Tage später hieß es, daß man für eine Anzahl der Flüchtlinge in Königsberg selbst, und in der Umgegend der Stadt Quartiere vorbereite. Einzelnen Offizieren, die im Stande waren, für sich selbst zu sorgen, sollte auf ihr Ansuchen bereits der Aufenthalt in der Stadt bewilligt worden sein; und in der That sah man allmälig fremde Physiognomien

in bürgerlicher Tracht, und hier und da auch eine fremde Uniform in den Straßen auftauchen, während man polnische oder französische Worte an seinem Ohr vorüberstreifen hörte.

Die Aufregung in der Stadt war eine allgemeine, nirgend jedoch war sie angstvoller und berechtigter als in den Herzen der beiden Frauen. So oft man einen Schritt auf der Schwelle des kleinen Hauses erklingen hörte, flogen die Mutter und die Tochter an das Fenster. Konnte es doch der Ersehnte, konnte es doch ein Kamerad desselben oder auch nur der Postbote sein, der eine Kunde von ihm brächte! Aber die Hoffnung wollte sich nicht erfüllen, die in Seelenpein durchlebten Stunden reihten sich zu Tagen an einander, der durchwachten Nächte wurden mehr und mehr, und die marternde Ungewißheit fand ihr Ende nicht.

Vergebens hatte Stephan auf den Wunsch der Gräfin die bei der Behörde eingegangene Liste der geflüchteten polnischen Offiziere eingesehen, des Grafen Namen befand sich nicht darin. Vergebens war die Gräfin, die ihr Haus nicht leicht verließ, an jedem Tage zu verschiedenen Malen ausgegangen, auf den Zufall hoffend, daß sie irgend einem ihrer Bekannten, oder auch nur einem Offizier des Korps begegnen werde, zu welchem der Graf gehört hatte; aber immer kehrte sie ohne jeglichen Erfolg zurück, und ihre Rathlosigkeit brachte sie der Verzweiflung nahe. Nach Polen zurückzukehren, ohne daß sie die Weisung von dem Grafen erhalten hatte, durfte sie nicht wagen, da in jeder Stunde sein Erscheinen möglich war; und doch litt es sie nicht in dem wohlgeschützten Hause, während sie sich sagen mußte, daß vielleicht ihr Gatte, von

den Spähern des siegreichen Feindes verfolgt, obdachlos, durch die weiten tiefen Wälder seines Heimathlandes irre.

Kein Tag verging, ohne daß der junge Fürst die Gräfin und Martina sah, aber jedes Beisammensein brachte immer wieder nur die eine Unterhaltung, und nach jedem schied man mit dem immer muthloser werdenden Wünschen und Hoffen, daß der nächste Morgen endlich Kunde und, wie Stephan tröstend sagte, gute Kunde bringen müsse. Er hatte endlich selber nicht Ruh noch Rast, die Angst des Unglücks wirkte ansteckend auch auf ihn, und es kam ihm hart an, als ein Wachtdienst ihn eines Tages hinderte, die Frauen, wie sie und er es gewohnt waren, in den Morgenstunden schon zu sehen.

Als er von der Wacht in seine Wohnung heimkehrte, fiel es ihm gleich bei dem Eintritt in den Garten auf, daß alle Zimmer in dem Hause der Gräfin erleuchtet waren, doch die ersten Worte, mit welchen die Großmutter ihn empfing, erklärten ihm, was drüben vorging. Am frühen Morgen, sagte die alte Baronin, sei ein Offizier gekommen, der unter dem Grafen gedient habe. Was er gemeldet, wisse sie nicht genau; aber die Gräfin und Martina seien den ganzen Tag außer dem Hause gewesen, sich die Pässe nach Rußland zu verschaffen und die übrigen Vorkehrungen für die Abreise zu treffen. Man packe drüben Alles für den Aufbruch, und wenn sie die Pässe erhalte, wolle die Gräfin in der Morgenfrühe fort.

Wenige Minuten später war Stephan in dem Hause seiner Freunde. Die Stille, die Ruhe, welche sonst in demselben geherrscht, hatten einer hastigen Bewegung Platz ge-

macht. Die Thüren der Zimmer standen offen, Pelze und Fußsäcke, die man in der Eile angeschafft, hingen oder lagen in der Hausflur umher. Mit Beistand fremder Leute schleppte der alte Diener die Koffer und Taschen die Treppen hinunter, die Kammerjungfer räumte die Schränke aus, die Gräfin saß an ihrem Schreibtische, Papiere ordnend, Notizen machend, Briefschaften in Päcke bindend. Martina wickelte die Ordenszeichen ein, welche ihre verstorbenen Brüder sich auf dem Schlachtfelde errungen hatten; und, Stephan gewahrend, rief sie, ohne seine Anrede abzuwarten, mit vor Aufregung bebender Stimme: „Mein Vater ist verwundet in der Gewalt der Russen, auf dem Wege nach Sibirien! Wir reisen morgen früh!“

„Ich weiß es! Aber wohin wollen Sie? Wohin?“ fragte Stephan.

„Können Sie das fragen!“ entgegnete die Gräfin. „Nach Petersburg natürlich! Nicht um eine Gnade zu erflehen!“ setzte sie rasch und bitter hinzu, „die man uns nicht gewähren wird. Die Erlaubniß will ich fordern, meinem unglücklichen Gatten folgen zu dürfen in die Bergwerke.“

„Und Ihre Tochter?“ fiel der Fürst ihr ein, den ein Schauder faßte bei der Vorstellung des Looses, welchem die Unglücklichen entgegengingen.

„Ich zähle die Stunden, bis wir bei meinem Vater sein werden!“ sagte Martina mit leuchtenden Augen.

Stephan verstummte vor den Worten; doch nahm er sich zusammen und erkundigte sich, in welcher Weise der Gräfin die Unglückskunde zugekommen sei, wie nach den näheren Umständen derselben. Mit so viel Fassung, als sie sich ab-

gewinnen konnte, gab sie ihm die Auskunft, aber die Frauen waren Beide wie im Fieber. Von dem Nothwendigen, das ihnen in dieser Stunde oblag, richteten ihre Gedanken sich in dem einen Augenblicke auf die eben erst in diesen engen Räumen durchlebte Leidenszeit zurück, um in dem nächsten sich in eine weite fürchterliche Ferne zu verlieren und vorahnend neues schweres Unheil zu erwarten. Den ganzen Tag hatten sie den Fürsten sehnsüchtig erwartet. Mit Niemandem konnten sie so frei von ihrem Schmerz und ihren Sorgen sprechen als mit ihm, sie hatten ihm so viel zu sagen, waren seiner Dienste so benöthigt. In dieser Stunde fühlten sie es mehr als je zuvor, was er ihnen war; und wie theuer er ihnen geworden.

Die Gräfin händigte ihm die Summe aus, mit welcher eine dauernde Seelenmesse für Ladislaus gestiftet werden sollte. Man übergab seiner treuen Freundeshand die Ehrenzeichen der beiden jungen Grafen, die Briefschaften und Angedenken aller Art, die man bei der Abreise aus der Heimath mit sich genommen hatte, und die über die Grenze zurückzubringen man nicht wagen durfte, jetzt, da sie auf das Neue von den Russen besetzt, gesperrt und auf das Strengste überwacht war.

Der Fürst hörte mit gewissenhafter Achtsamkeit auf die Wünsche und Anweisungen der Gräfin, nahm die Gegenstände in Empfang, die er bewahren sollte, überlegte mit ihr ernsthaft, was der Berathung noch bedurfte, aber in dem Grunde seiner Seele tönten fort und fort Martina's Worte: wir reisen morgen früh!

Er sah sie kommen und gehen, sah, wie sie bei dem

leisesten von außen vernehmbaren Geräusch zum Fenster eilte, um sich zu überzeugen, ob der Bote des russischen Konsulats, dem man für möglichste Beschleunigung des Geschäftes eine reiche Belohnung zugesagt hatte, vielleicht trotz der späten Stunde doch noch die Pässe bringe, so daß man die Postpferde für die Abreise noch bestellen könne. Aber eine Stunde verging um die andere, ohne daß der Erwartete erschien. Es war elf Uhr geworden, man mußte sich trennen. Die Frauen sollten zu schlafen versuchen, denn morgen, so früh als immer möglich, wollten sie ja reisen!

Als der Fürst das Haus verließ, hörte er, wie man die Thüren schloß. Morgen wird man sie für immer schließen, dachte er, und ging noch einmal hinunter zu dem Gartenarbeiter, der als Pförtner nahe an dem Straßenthor des Gartens schlief, ihm für den Fall, daß noch Jemand Einlaß fordern sollte, den nöthigen Befehl zu geben. Dann kehrte er in seine Wohnung zurück, aber obschon er die vorige Nacht unruhig in der Wache zugebracht, litt es ihn auf seinem Lager nicht. Das Schicksal der beiden Frauen ließ ihm keine Ruhe.

Ladislaus hatte sie ihm anvertraut, er hatte demselben das Wort gegeben, nach bestem Gewissen für sie zu sorgen, ihnen beizustehen mit Rath und That: war es denn richtig, daß sie reisen wollten, ohne irgend eine Anweisung des Grafen abzuwarten?

Der Hauptmann, welcher die Nachricht überbracht, war bei dem Ausfall aus der Festung, selber am Knie verwundet, nur von der Verwundung und Gefangennehmung des Grafen Zeuge gewesen. Daß er mit den übrigen gefangenen

Offizieren kriegsrechtlich verhört und lebenslänglich zu den Bergwerken verurtheilt worden sei, hatte der Hauptmann durch Dritte erfahren, welche die Zeitung mit der Liste der Transportirten bei sich geführt. Trotzdem war ein Irrthum möglich. Möglich war es auch, daß der Graf ungeachtet der strengen Ueberwachung Mittel und Wege fand, seiner Familie seinen Willen kund zu geben. Daß diese ihm zu folgen, daß sie zu seinem Beistande zu eilen wünschte, war nur zu begreiflich; ob sie die Erlaubniß dazu erlangen würde, war bei des Czaren Härte mehr als zweifelhaft, und daß der Graf es wünschen konnte, seine Tochter, sein letztes Kind, mit hinabzuziehen in das Elend, dem er selbst verfallen war, das konnte der Fürst nicht glauben.

Er hatte die Gräfin vergebens beschworen, ihre Reise für das Erste aufzuschieben, sich schriftlich erst Gewißheit aus Petersburg zu verschaffen, sich aus dem sicheren Hafen zunächst mit einem Bittgesuche an den Kaiser zu wenden und inzwischen abzuwarten, ob nicht von dem Grafen selber Nachricht käme. Er fragte sich, ob Ladislaus es gut geheißen haben würde, daß seine Mutter und Schwester sich in solcher Weise der russischen Regierung in die Hände lieferten — und wenn er das Alles und Alles erwogen, sagte er sich dennoch selber: die Liebe einer Gattin, einer Tochter muß so handeln, kann nicht anders handeln, wo sie zu trösten und zu helfen hofft; und er hörte sie wieder, Martina's rasche, fürchterliche Worte: wir reisen morgen früh!

Die Nacht war finster und stürmisch. Am Tage hatte es geregnet, nun, da Stephan in dem Erker stand und hinüber blickte nach dem Hause, in dem die Frauen heute noch

weilten, sah er, daß die Scheiben seines Fensters Eis bedeckte. Das Licht von drüben, das man brennend erhalten, um dem immer noch erhofften Boten den Weg zu weisen, schimmerte matt und gelblich durch das tiefe Dunkel. Es währte ihm lange, ehe der Morgen trübe dämmerte.

Als es Tag geworden war, rollte man den Reisewagen der Gräfin vor das Haus und begann die Koffer aufzupacken. Der Fürst verwandte kein Auge davon. Alles, was da draußen vorging, sah er deutlich, was er dachte, hätte er nicht sagen können; ein dumpfer Druck lag ihm auf Herz und Sinn. Um neun Uhr ging ein Beamter des Konsulates durch den Garten in das Haus. Der Fürst folgte ihm auf dem Fuße.

Es war Alles in Ordnung, man konnte fort! — Der alte Diener der Gräfin wurde abgeschickt, die Pferde zu bestellen; des Fürsten Leute übernahmen es, den Wagen bis zur Ankunft derselben in Bereitschaft zu setzen. Die Frauen gingen hinüber, sich bei der alten Baronin zu verabschieden, Stephan begleitete sie nicht. Er schritt langsam durch die stillen Räume. Ihm waren sie belebt, 'zu ihm sprachen sie von Lust und Leid, von einem Leben, wie er es bis dahin nie gekannt, von Tagen, die nicht wiederkehren konnten.

Als die Frauen zurückkamen, blieb er, da die Gräfin noch einige Anordnungen treffen mußte, in dem Zimmer, in welchem der junge Graf gestorben war, allein mit ihrer Tochter. Sie standen und sahen zum Fenster hinaus. Der November begann mit bösem Wetter. Der Schnee fiel in großen, schweren Flocken wirbelnd nieder und der scharfe Wind schüttelte die Aeste der Bäume, daß sie knirrten. Einer

der Leute, die beim Packen beschäftigt waren, fiel mit dem Koffer nieder. Es hatte Eis geregnet bei Tagesanbruch.

„Die Wege werden grundlos sein!" sagte der Fürst.

„Besonders jenseits der Grenze!" meinte Martina, und sie schwiegen Beide.

„Der Uebergang über die Flüsse wird sehr schwierig werden!" hub er nach einer Weile wieder an.

Martina mußte es überhört haben, denn sie gab ihm keine Antwort. Er aber konnte die Stille nicht ertragen, und als wolle und müsse er sprechen, gleichviel was, sagte er:

„Es sah hier anders aus, als wir die Birnen pflückten!"

Sie hob die Augen wehmüthig zu ihm empor.

„Daran dachte ich eben! Dolbietza spielen wir nicht wieder!"

„Mein Gott!" stieß er hervor, „wie wird's denn sein, wenn ich Sie nicht mehr sehe?"

Sie hüllte ihr Gesicht in ihre Hände und wollte von ihm gehen.

„Nein!" rief er, „nein! die Minuten eilen! Die ganze Zeit her habe ich es gefühlt, und die Nacht hat es mir nicht Ruhe gelassen. Ich kann nicht leben ohne Sie, Martina! Mein ganzes Herz ist Ihr! Sagen Sie mir, daß Sie dies freut —"

Sie schüttelte schweigend das Haupt, während ihr die Thränen in die Augen traten.

„Ein Wort nur, Martina! nur das eine Wort, daß Sie mich wiedersehen, daß Sie die Meine werden wollen, und ich folge Ihnen —"

„Weiß ich, wohin ich gehe? gehöre ich mir selbst?“ klagte sie.

„Und wenn Sie frei wären?“ fragte er mit dringender Bitte, „wenn — ach!“ unterbrach er sich selber, „was soll das Alles! Nur das eine Wort: liebst Du mich, Martina?“

Sie reichte ihm die Hand hin, wie heller Sonnenschein flog die Freude über sein und ihr Gesicht. Da klang das Posthorn durch die Luft, der schwere Hufschlag der Pferde schmetterte auf dem Pflaster des breiten Weges, die Gräfin trat ins Zimmer. Sie sah die Tochter an des Fürsten Hand, sie las in ihren und in seinen Mienen, was er ihr zu sagen hatte, indeß sie wehrte ihm es.

„Nicht jetzt, mein Freund! jetzt nicht!“ sagte sie gebietend. „Es liegt ein furchtbares Geschick auf uns. Der Augenblick ist nicht gemacht für Liebesglück. Lassen Sie die Tage walten. Sie wissen, daß ich Sie werth halte, daß Sie mir theuer sind wie die Söhne, die mir Gott genommen —“

Der Schmerz erstickte ihre Stimme. Man meldete, daß Alles für den Aufbruch fertig sei.

Stephan half wortlos der Geliebten, sich für die Reise einzuhüllen. Ihre Augen waren trocken und hingen wie gebannt an ihm. Die Gräfin umarmte ihn und sah es, daß er auch Martina in die Arme schloß und küßte.

„Bleibe mein!“ sagte er, da er sie in den Wagen hob; und an die Devise seines Familienwappens denkend, setzte er hinzu: „Ich wanke nicht!“

Sie konnte nicht sprechen, der Schmerz preßte ihr die Lippen fest zusammen, aber er bedurfte auch ihres Wortes

nicht. Ihr Blick, ihr Händedruck gelobten ihm, was er von ihr begehrte.

Die Pferde zogen an, der Wagen rollte rasch davon, das Gartenthor schloß sich klirrend hinter ihm. Der Postillon blies das alte Lied vom Scheiden und vom Meiden.

Stephan trat in das Haus zurück. Er stand noch einmal in dem Zimmer auf derselben Stelle, auf welcher die Geliebte neben ihm gestanden hatte, nun war sie nicht mehr da! — Und hinausschauend in das wilde Schneegetreibe, das durch den Garten fegte, wiederholte er seufzend ihre Worte:

„Dolbietza spielen wir nicht wieder!“

Fünftes Kapitel.

Eine lange, lange Zeit, ein halbes Menschenleben, war vergangen seit den Tagen der polnischen Revolution, als ich in Rom, wo ich eben damals lebte, unerwartet an einem schönen Septembertage bei einem Spaziergange dem Fürsten Stephan gegenüberstand, mit dem ich während meines Reiselebens verschiedene Male in flüchtigen Begegnungen zusammengetroffen war. Wir hatten uns bei denselben der ersten oberflächlichen Bekanntschaft immer gern erinnert und waren einander allmälig näher getreten, ohne deshalb in einem dauernden Zusammenhange zu bleiben. Es war uns aber Beiden eine angenehme Ueberraschung, als wir in der Villa uns plötzlich wiederfanden und die Aussicht auf einen gleichzeitigen und dauernden Winteraufenthalt in der Stadt der Städte sich für uns eröffnete.

Aus dem schönen jungen Offizier war ein vollendet schöner Mann geworden, dessen Ruf als der eines glänzenden Lebemannes in der großen Welt feststehend war. Er hatte den Militärdienst frühzeitig verlassen, war ein paar Jahre lang einer Gesandtschaft beigegeben worden und hatte dann später auch dieser Laufbahn entsagt, da ihm durch das Testament eines Vetters ein Besitz zugefallen war, der ihm in jedem Sinne Unabhängigkeit ermöglichte. Seitdem hatte er als Privatmann ohne eine feste Beschäftigung sich selbst und seinen Neigungen gelebt.

Als ich ihn in Rom antraf, stand er an dem Ende der Dreißiger, aber obschon seine Abenteuer mit Frauen viel von sich hatten reden machen und sein Glück bei ihnen sprüchwörtlich geworden, war er unverheirathet geblieben.

Eines Tages, als sich einmal zwischen uns ein Gespräch über Freundschaft, über Liebe und Ehe entwickelt hatte, fragte ich ihn, woher es gekommen, daß er noch ehelos sei?

Er lächelte.

„Sie sind nicht die Einzige," sagte er, „der dies auffällt, und ich gestehe Ihnen, daß ich in den Stunden grübelnden Nachdenkens, deren ich mehr habe, als Sie mir zutrauen mögen, mich bisweilen selber darüber wundere, denn der Umgang mit Frauen ist mir ein Bedürfniß. Leider aber haben die Frauen selber mich enttäuscht."

Ich wollte wissen, was er damit meine.

„Wenn es Ihnen mit dieser Frage Ernst ist," entgegnete er mir, „und Sie die Sache an sich, nicht nur um meinetwillen der Beachtung werth halten, will ich es Ihnen sagen, obschon ein Mann in meinen Jahren und von meinen

Erfahrungen Ihnen komisch erscheinen mag, wenn er sich in die Gebiete der romantischen Liebe verliert und es merken läßt, daß er die Welt, wie sie ist, nicht für die beste hält, und nicht verstanden hat, sich mit ihr so gut wie Andere in das Gleiche zu setzen. Ein Weltmann mit einer romantischen Ader ist im Grunde eine sonderbare Erscheinung. Er hat also kaum eine andere Wahl, als sich anzuklagen oder sich über Andere zu beschweren, und zwischen diese beiden Nothwendigkeiten gestellt, entschließt sich die natürliche Selbstsucht zu dem Letzteren. Um es Ihnen also einzugestehen, ich habe an den Frauen im Allgemeinen die Eigenschaften, die sie sich als ihre schöne Besonderheit, als ihres Geschlechtes Vorzüge zuzuerkennen lieben, nicht in höherem Grade als bei den Männern vorherrschend gefunden. Ich habe lebhafte Leidenschaften für sehr verschieden geartete Mädchen und Frauen gefühlt, bin ihnen auch nicht immer gleichgültig geblieben, und habe Zeiten gekannt, in welchen ich mir durch getheilte und erwiderte Liebe und Leidenschaft hoch beglückt erschienen bin. Indeß mitten in dem Zauber, der mich umfing, habe ich selten das Gefühl verloren, daß zumeist meine Phantasie, meine Sinne ihm unterlagen, und daß auch die Frauen in der Regel weniger Herz einsetzten und in das Spiel brachten, als sie mich glauben machen wollten, als es zu glauben herkömmlich und unserer männlichen Eitelkeit entsprechend ist. Sie haben in der großen Masse nicht mehr Herz, haben eben so viel Sinnlichkeit als wir, sind nicht beständiger in ihren Verbindungen, und schließlich in ihrer Hingebung weit berechnender als der Mann, was ja in der Naturbedingniß seine Berechtigung hat. Sie bleiben aber

ein= für allemal länger und mehr Herr über sich als wir, werden es dadurch über uns vollständig, und ich wiederhole Ihnen deshalb: obschon ich die Frauen liebe, haben sie mich doch enttäuscht."

„Wer hieß Sie auch, dieser Erkenntniß so blindlings und so eifrig nachzujagen?" wendete ich ihm ein, solcher Behauptungen von Männern sehr gewohnt.

„Sehen Sie," entgegnete er mir, „daß Sie die Sache nicht an sich, sondern in Bezug auf mich und als Frau persönlich nehmen! Sie finden mein Urtheil hart und ungerecht."

„Nicht so sehr, als Sie es vielleicht glauben, sofern Sie mir zugeben, daß es große und schöne Ausnahmen von der Regel giebt. Die Frauen sind dasjenige geworden, wozu man sie gemacht hat. Man hat sie wie Kinder und wie Sklaven gehalten, sie haben auch alle die Eigenschaften und Fehler von Kindern und von Sklaven, und da man sie noch heute in dem Dogma erzieht, daß sie an sich nichts sind, haltlos sind, und nur durch den Mann zu etwas werden können, so suchen sie natürlich einen Mann, und suchen sich an ihm um jeden Preis den Halt zu schaffen, durch den sie zu etwas werden sollen, gleichviel wozu. Zu dieser höchst unzweckmäßigen Behandlung in der Wirklichkeit kommt die Verklärung hinzu, mit welcher man in der Dichtkunst das Weib umgiebt, und die schmeichelnde Begehrlichkeit des werbenden Mannes. Ist es da ein Wunder, wenn die Frauen in der Masse wenig werth sind und lauter verwirrte Vorstellungen von sich selber haben? Aber ich müßte anklagend in die landläufigsten Behauptungen über die allerdings be=

dingte Gleichberechtigung der Geschlechter verfallen, müßte fragen: wer trägt die Schuld davon? wenn es nicht bei Weitem kürzer wäre, Ihnen zu sagen: Sie suchen ein Ideal der Liebe und —"

„Und würden am wenigsten befähigt sein," ergänzte er, „einer idealen Liebe zu entsprechen! War es das nicht, was Sie mir vorzuhalten dachten?"

„Da Sie es selber sagten, widerrede ich Ihnen nicht!"

Der Fürst ließ eine kleine Pause eintreten, danach sagte er:

„Sie haben mich in meiner Jugend nicht näher gekannt, sonst würden Sie wissen, wie sehr ich romantisch war; und es ist immer schön, sich an solche Zustände erinnern zu können. Es ist aber mit diesen Erinnerungen wie mit den im Meer versunkenen Städten. Man findet mit seinem Erschauten, mit seinem einsamen Wissen von ihnen keinen Glauben unter den Menschen. In langen Zwischenräumen tauchen jene vergangenen Herrlichkeiten, tauchen unsere lieblichen Erinnerungen plötzlich aus der Fluth der Vergangenheit in aller ihrer Schönheit vor uns auf. Zauberisch wie von Heimathsglocken dringen lang vergessene Klänge uns in das Herz, wir fühlen uns der Gegenwart entrückt, in einer Welt, die nicht mehr ist und der wir dennoch angehören, wir leben ein Leben, das uns eigen und doch fremd geworden. Und — ein Augenblick! und Alles ist vorbei! Alles ist wieder versunken, uns entschwunden für lange, lange Zeit! — Durch viele Jahre habe ich meiner Jugendzeit nicht so oft gedacht als hier in Rom, nicht nur weil Ihr

Erscheinen mich an dieselbe mahnt, sondern weil von Rom das Wort Platen's:

„Wo ich mich sammle, wenn ich mich zerstreue"

mehr als von irgend einem anderen Orte Geltung hat. Während es uns überwältigt, weist es uns in uns selbst zurück; während wir seine Geschichte im Zusammenhange zu durchdenken uns veranlaßt fühlen, werden wir fast, ohne es zu gewahren, darauf gebracht, auch unser enges kleines Dasein, uns selber, in unserem Gewordensein historisch zu betrachten; und darauf beruht wahrscheinlich das Gefühl der Erhebung und der gleichzeitigen Bescheidung, von denen sich hier jeder denkende Mensch, freilich nach dem Maßstabe seiner besonderen Entwicklung, mehr oder weniger ergriffen findet."

Ich stimmte seiner Bemerkung bei.

„Als ich noch jünger war, konnte ich den Ausspruch des greisen Goethe, daß ‚er sich selber mythisch erscheine', nicht verstehen," sagte ich. „Hier in Rom habe ich ihn begreifen lernen."

„Gewiß!" meinte der Fürst. „Wir bedenken nur nicht genugsam, wie unsere Erinnerungen, während wir sie historisch zu bewältigen glauben, Herr werden können über uns, sobald wir sie festzuhalten trachten. Sie stellen sich uns dann gradezu gebieterisch gegenüber und halten uns Spiegel vor, deren Bilder beunruhigend werden. Wir sehen uns in Gestalten, die wie unsere Doppelgänger wir sind, und nicht mehr wir; und es ist mir gelegentlich begegnet, daß ein solches geistiges Erinnerungsbild aus lange vergangenen Tagen mich gerührt und auf mich für eine Reihe von Tagen

bestimmend einzuwirken vermocht hat. — Ihnen wird es nach der Meinung, die Sie sich von mir gebildet haben, unwahrscheinlich dünken, daß ich mich für romantisch halte; aber obschon ich mich genau genug kenne, glaube ich zuverlässig, daß ich unter den richtigen Verhältnissen einer sehr tiefen Liebe, einer ausdauernden Treue fähig gewesen wäre. Denn man kann dasjenige unmöglich fort und fort ersehnen, wonach das zwingende, Befriedigung fordernde Bedürfniß nicht in unserer Natur liegt. Geben Sie mir die warmherzige, selbstbewußte, charakterstarke Frau, die einer großen Liebe werth ist, und ich bin sicher, nicht von ihr zu lassen, wenn sie ihre Neigung auf mich richtet. Ich habe sie auch einmal empfunden, eine sehr ideale Liebe, habe große Treue geübt — freilich selber jung und einem Kinde gegenüber — aber einem Kinde, das mir noch heute in der Erinnerung als der Inbegriff aller Reinheit, aller Holdseligkeit erscheint. Sie haben es auch gekannt —"

„Martina?" fragte ich.

„Eben sie!" entgegnete der Fürst, „und sonderbar genug habe ich im späteren Leben nie ein Weib gefunden, das mich im Entferntesten an Martina's Eigenart erinnert hätte. So oft ich aber in der Dresdener Galerie vor der Sixtinischen Madonna gestanden und in die Augen des Christuskindes geblickt habe, ist Martina's Bild vor mir emporgestiegen. Sie und sie allein, hatte den tiefsinnigen, unglückahnenden und doch dabei so unschuldsvollen Blick des Christuskindes, von dem man sich gebannt und beherrscht fühlt, und der uns unvergeßlich in der Seele fortlebt."

Wir blieben danach noch eine Weile mit der Erinnerung

an die Jugendzeit beschäftigt, und an dem Abende erfuhr ich von dem Fürsten auch die Geschichte seiner ersten Liebe, soweit ich sie erzählte.

Als er sie beendet hatte, fragte ich, ob er von Martina's späterem Leben etwas wisse.

„Nicht eben viel!" entgegnete er. „Sie ist verheirathet an einen Grafen Waragatine, einen Günstling und Adjutanten des Kaisers Nikolaus."

„Und glücklich verheirathet?"

„Darüber weiß ich nichts Genaues. Der Graf ist sehr beträchtlich älter als die Frau und soll durchaus ein Kavalier sein, ein Mann, der in der Jugend nach dem Beispiele seines Herrn viel von sich reden machte und noch in reifen Jahren von den Frauen wohl gelitten war."

„Und wiedergesehen haben Sie Martina also nicht?"

„Nein! niemals!" gab er mir zur Antwort. „Ich habe es sogar geflissentlich vermieden, als ich mich vor Jahren einmal in den Taunusbädern ganz in ihrer Nähe aufhielt. Jugenderinnerungen muß man unangetastet lassen, will man sich dieselben rein und schön erhalten. Was gewinnt man auch, wenn man erkennen lernt, daß man einer Täuschung unterlegen, als man sich einst glücklich glaubte? Dazu spielt man neben einer ehemaligen unschuldsvollen Flamme eine um so abgeschmacktere Rolle, je würdiger die Frau geworden ist, die sie uns einmal eingeflößt hat; und der Ruf der Gräfin ist ein makelloser. Sie war damals in der Gesellschaft ihrer beiden Eltern. Die Mutter ist bald nachher gestorben. Im Uebrigen muß die Gräfin in das Ausland

nicht oft gekommen sein, denn sonst hätte ich vermuthlich mehr von ihr gehört."

Es war darauf weiter nicht von ihr die Rede, und auch im Laufe der folgenden Tage kamen wir nicht wieder auf jene alte Zeit zurück.

Wir sahen einander überhaupt nicht regelmäßig, waren von der sich mehr und mehr in uns steigernden Erkenntniß dessen, was Rom bedeutet und was es demjenigen zu bieten hat, der auch nur einigermaßen es zu fassen fähig ist, so sehr beschäftigt, daß man in dem Zusammentreffen sich nur von den Erwerbnissen des Tages Kunde gab. Und was konnte in der raschbewegten glänzenden Gesellschaft, in deren Mitte wir lebten, uns die Vergangenheit auch viel bedeuten?

Da standen wir an einem der ersten Septembertage gegen den Abend hin, als die Sonne schon tief im Sinken war, auf dem Vorsprunge der obersten Terrasse des Monte Pincio innerhalb des Halbrunds. Ich lehnte an der Ballustrade, der Fürst saß auf derselben, und wir ließen unsere Blicke in immer neuem bewunderndem Entzücken hingleiten über die in der Glorie des Sonnenunterganges sich majestätisch vor unserem Blicke ausbreitende Stadt, und über sie hinweg in die funkelnden Gefilde der Campagna, bis goldene Ringe und Sterne uns phantastisch vor den Augen zu flimmern und sich gaukelnd in einander zu verschlingen begannen, so daß wir die Augen schließen und uns abwenden mußten, ihnen Ruhe zu gewähren.

In dem Moment hielt ein offener Wagen dicht vor uns still. Die Frau in Trauerkleidern, welche in demselben saß, schlug den Schleier auf, warf mit leichter Handbewegung

die langen aschblonden Locken zurück, die sich zu beiden Seiten ihrer Wangen aus dem kleinen Hute hervordrängten, und überschaute, wie wir es ebenfalls gethan, nachdenklich das unvergleichliche Bild, das sich vor dieser schönsten aller Promenaden dem Betrachter darbietet.

Wir blickten sie an und sahen einander an.

„Wenn mein Auge mich nicht täuscht," sagte ich, „so ist das die Gräfin —„

„Martina!" ergänzte der Fürst rasch und leise, indem er seine Hand auf meinen Arm legte, mich an einem möglichen Vorwärtsgehen zu verhindern.

„Und Sie wollen sie nicht begrüßen?" fragte ich.

„Nein! nicht jetzt, nicht hier! Kommen Sie! Lassen Sie uns gehen!"

Ein anderer Wagen, der grade vorfuhr, nöthigte uns, noch einige Sekunden in der Gräfin Nähe zu verweilen. Wir sahen, daß sie nach Jemand ausspähte, und daß der am Wagen stehende Diener das Gleiche that, bis ein schöner etwa vierzehnjähriger Knabe, blond wie seine Mutter, an den Schlag herantrat. Er war von einem nicht mehr jungen Manne begleitet.

Die Gräfin empfing die Beiden freundlich, sie nahmen ihr gegenüber in dem Wagen Platz und fuhren an uns vorüber, ohne daß Martina uns gewahrte.

„Wie schön sie ist!" rief ich bewundernd aus. Der Fürst beachtete es nicht.

„Sonderbar!" sagte er, „als wir neulich Martina's so lange und lebhaft dachten, hatte ich eine Art von Vorgefühl,

daß ich sie wiedersehen, ihr hier begegnen würde. Ich glaube, wir haben sie heraufbeschworen."

„Mir scheint, als ob Sie des sich nicht erfreuten?"

„Nein, meine Freundin! und damit Sie dies natürlich finden, müssen Sie wissen, auf welche Weise meine jugendliche Liebesgeschichte ihren Abschluß fand. Ich blieb Ihnen denselben neulich schuldig.

Sechstes Kapitel.

„Noch an demselben Tage, an welchem ich den beiden Frauen mein Lebewohl gesagt," hub der Fürst darauf im Heimgehen zu erzählen an, „schrieb ich an Martina, an die Gräfin und an meine Eltern, voll der Liebe und des Glaubens, die ich in mir trug, und erhielt von diesen Letzteren wie von der Gräfin die Antwort, die ein Jeder, nur nicht ein junger Liebender hätte voraussehen müssen, der für seine ganze Zukunft nichts Größeres zu ersehnen wußte, als das stille Liebesglück, dessen er in dem Gartenhause genossen hatte."

Ich konnte mich des Lächelns bei diesen Worten nicht erwehren.

„Sie thun mir wieder einmal Unrecht mit Ihrem Lachen," sagte der Fürst, „wie in gewissem Sinne auch mein Vater mir mit der Behauptung Unrecht that, daß für ein in sich befriedetes Liebes- und Eheglück Niemand weniger gemacht sei als ich mit der raschen Beweglichkeit meines Temperaments. In der Zeit der ersten Liebe trägt Jeder von uns die Keime zu einem guten Ehemann in sich, nur meinte

Stephan jetzt selber lächelnd, „müßten wir dann auch zur rechten Zeit die richtige Frau bekommen, die sie zu pflegen und zu entwickeln verstände. Mein Vater sagte mir einfach, daß ich ein Thor sei, und daß er noch thörichter handeln würde, wenn er eine solche Gemüthsaufwallung einer ernsthaften Beachtung unterzöge. Ich sei der jüngste Sohn, habe beschränkte Vermögensumstände zu erwarten, und an eine Heirath mit der Tochter eines nach Sibirien verbannten Revolutionärs sei für mich weder als sein Sohn, noch als preußischer Offizier zu denken. — Dies Urtheil, dessen Richtigkeit anzuerkennen ich weit entfernt war, enthielt für mich zunächst nichts weiter als die Lehre, den Dienst so bald als möglich aufzugeben, um wenigstens von dieser Seite mich meiner Willensfreiheit zu versichern.

„Die Gräfin, welche mein Brief in Petersburg unter der Adresse erreichte, die sie mir gegeben hatte, noch ehe von meiner Liebe für Martina die Rede gewesen war, schrieb auch nichts weniger als ermuthigend. Sie hielt mir vor, daß es nicht ihr, sondern ihrem Gatten zustehe, über die Hand der Tochter zu verfügen, wenn ich sie mit Zustimmung meiner Eltern von ihm fordere. Noch habe sie keine Aussicht, den Grafen wiederzusehen; auch über ihre und ihrer Tochter Zukunft könne sie mir nichts Sicheres sagen. Sie müsse mich deshalb bitten, auf jeden Zusammenhang mit Martina zu verzichten, bis das Loos ihrer Familie auf irgend eine Art entschieden sein würde.

„Martina aber hatte Mittel und Wege gefunden, mir zwei Zeilen zukommen zu lassen. Sie enthielten freilich nichts als die Wiederholung meiner Worte: ‚Ich wanke

nicht! Ich liebe Dich und bleibe Dein, wohin das Schicksal mich auch führt!' Aber ich war jung, ich liebte, glaubte, hoffte — Wochen lang, Monate hindurch in unbeirrter Treue.

„Endlich, als der Februar herangekommen war, erhielt ich durch die Vermittelung Ihres Herrn Vaters von Martina einen Brief, der mir ihre und ihrer Mutter Erlebnisse bis zu dem Tage schilderte, an dem sie schrieb. Sie erzählte in demselben, mit welchen Schwierigkeiten die Gräfin in der Czarenstadt zu kämpfen gehabt hatte. Die Anverwandten und Freunde, die sie dort besaß und auf deren Beistand sie sich vertröstet, hatten sie, die Einen kalt, die Anderen ängstlich von sich abgewiesen. Die Männer standen in Amt und Würden, waren sammt und sonders abhängig von der Regierung und von des Kaisers Gnade. Der Zorn desselben gegen die polnischen Insurgenten war noch immer leidenschaftlich rege. Niemand mochte sich dem Verdachte aussetzen, mit ihnen in Verbindung oder gar ihnen und ihren Angelegenheiten förderlich zu sein, und selbst die Freundin der Gräfin, deren Adresse ich mich bedient hatte, verbat sich eine solche Benutzung ihres Namens für die Zukunft ein für allemal. Es hatte für die Gräfin der größten Vorsicht und Zurückhaltung bedurft, sich vor einer Ausweisung zu bewahren, die allen ihren Bekannten bequem gewesen wäre, und ihr die letzte Möglichkeit benommen haben würde, an das Ziel zu kommen, das zu erreichen sie noch sehnlicher verlangte, seit ihr über ihres Gatten Schicksal die volle Kunde zu Theil geworden war.

„Er hatte nach einer langen schweren Reise endlich seinen Bestimmungsort im östlichen Sibirien erreicht, aber die Ver-

nachlässigung seiner Wunde hatte ihm den rechten Arm gekostet. Seine Güter waren konfiszirt, die Aufsicht, in welcher die polnischen Insurgenten in Sibirien gehalten wurden, war äußerst streng, Nachricht über sie zu empfangen, oder solche zu ihnen dringen zu lassen, nur durch die Behörden möglich.

„Vergebens hatte die Gräfin danach getrachtet, eine Audienz bei dem betreffenden Minister zu erlangen. Ihren Eingaben und Bittschriften war kein Bescheid gefolgt. Vergebens hatte sie zu verschiedenen Malen es versucht, wie das niedere Volk es that, mit ihrem Gnadengesuch sich in des Kaisers Weg zu stellen. Die Achtsamkeit der Polizei hatte es verhindert. Endlich war es ihr eines Tages gelungen, sich dem Kaiser, als er von einer Parade heimkehrte, auf offener Straße mit ihrer Tochter zu Füßen zu werfen, und ihm ihre Bittschrift entgegenzureichen.

„Er hatte sein Pferd angehalten, dem einen seiner Adjutanten das Zeichen gegeben, der knieenden Frau das Schreiben abzunehmen, und Martina rühmte in ihrem Briefe die Freundlichkeit, mit welcher derselbe sich dieses Auftrages entledigt hatte.

„Mehrere Tage der Ungewißheit waren diesem Vorgange gefolgt; dann hatte man eines Morgens der Gräfin den Obristen Waragatine gemeldet. Es war derselbe Adjutant des Kaisers, dem sie die Bittschrift eingehändigt. Er hatte es sich, wie er sagte, als eine Gunst erbeten, der Gräfin persönlich den gnädigen Bescheid des Kaisers übermitteln zu dürfen, nach welchem es ihr gestattet ward, sich nach zwei Tagen auf einer ihr vorgeschriebenen Straße zu ihrem Gatten

zu verfügen und seine Gefangenschaft und Verbannung fortan mit ihm zu theilen. Die Tochter war von der Erlaubniß ausgeschlossen. Sie hatte in Petersburg zu verbleiben, um bis auf weiteren Befehl des Kaisers ihre Bildung in einer der großen Kronsanstalten zu vollenden, der sie übergeben, und in welcher Sorge für sie getragen werden sollte. — Der Graf sprach daneben den Antheil aus, den er an der Gräfin Schicksal nähme, erbot sich zu dem allerdings beschränkten Beistand, den er unter den schwebenden Verhältnissen gewähren könne, und obschon die Trennung, die man ihnen auferlegte, der Gräfin wie ihrer Tochter eben so schwer fiel, als die Aussicht auf das russische Erziehungsinstitut ihnen hart ankam, hatte man, wie die Sachen lagen, diesen Entscheid des Kaisers immerhin als einen gnädigen zu erkennen, wenngleich Martina des Erziehungsinstituts thatsächlich nicht mehr bedurfte. Aber der Kaiser hatte alle höheren Unterrichtsanstalten in Polen aufgelöst, die Schüler und Schülerinnen derselben waren zur Erlernung der russischen Sprache und Einfügung in das russische System in russische Anstalten übersiedelt worden, und es war dankbar anzuerkennen, daß man die Tochter des Grafen Hieronymus nicht wie manches andere der Edelfräulein in irgend eine der weit entlegenen Gouvernementsstädte schickte, sondern ihr einen Platz in der ersten Erziehungsanstalt des Reiches zuerkannte, die sich des persönlichen Schutzes der Kaiserin zu rühmen hatte.

„Nichtsdestoweniger war Martina wie vernichtet. Sie klagte in bitterem Schmerze über die Trennung von den Eltern, über das Schicksal derselben, über ihr eigenes Loos

und so auch über meines. Sie theilte mir mit, daß die Pensionäre der Kronsanstalten keine Briefe schreiben oder empfangen dürften als durch die Hand der Vorsteherin; daß sie von jedem freien Verkehr mit der Außenwelt, selbst mit ihren nächsten Angehörigen, abgeschnitten wären; und ohne berechnen und voraussehen zu können, wie und wann sie einmal Herrin werden würde über sich, um ihr Geschick selbständig zu bestimmen, wiederholte sie mir ihre Schwüre und nannte das Vertrauen in meine Liebe ihren einzigen Trost, ihre einzige Hoffnung in der langen Vereinsamung, der sie gezwungen jetzt entgegengehe. Der Brief schloß wieder mit den Worten unserer Devise: ‚Ich wanke nicht!‘

„Und auch ich, ich wankte nicht. Ich hielt ihr Wort und Treue mit einer Festigkeit, die ich noch heute sehr an mir bewundere. Ich machte verschiedene Versuche, einen Brief an ihren Vater gelangen zu lassen, ich schrieb ihr selber und bat einen meiner Vettern, der Gesandtschaftssekretär in Petersburg war, ihr denselben zu übermitteln. Er konnte in beiden Fällen nichts Anderes thun, als die Schreiben an die zuständigen Vorgesetzten zu übergeben. Ich habe nie eine Antwort darauf erhalten, ja nicht einmal erfahren, ob sie dem Grafen, ob sie Martina zu Händen gekommen sind. Fast zwei Jahre gingen darüber hin, und zwei Jahre sind eine lange Zeit für ungestilltes Sehnen, eine sehr lange Zeit für die Jugend und ihr heißes Blut.

„Am Ende dieser Zeit erreichte mich zu meinem höchsten Erstaunen ein aus Frankreich datirter Brief der Gräfin. Sie kündete mir an, daß ihr Gatte seine Freiheit mit der Bedingung wiedererhalten habe, Rußland für immer zu ver-

lassen, und daß sie diese Gnade der Fürsprache des Grafen Waragatine verdankten, welcher seiner Zeit auch die Aufnahme ihrer Tochter in die Kronsanstalt veranlaßt und derselben damit die Schrecken der Deportation zu ersparen gewußt habe. Sie sprach von der unvergeßlichen Erinnerung, welche meine Freundschaft für sie und die Ihrigen in ihrem Herzen zurückgelassen habe, bat mich, die Gegenstände, welche sie mir bei ihrer Abreise aus Königsberg überantwortet, nach Frankreich an die Adresse zu senden, die sie mir angab, und schilderte ihres Mannes Zustand als sehr leidend, den ihren als völlig hoffnungslos. Meine Augen flogen mit ängstlicher Hast von einer Zeile zu der anderen, sie suchten vergebens, was ich zu finden hoffte. Endlich erblickte ich den Namen der Geliebten auf des Briefes letzter Seite.

„Was mich bei dem Gedanken an mein sicherlich nicht fernes Lebensende allein beruhigt," hieß es in dem Schreiben, „das ist die Ueberzeugung, daß ich Martina's Zukunft sicheren Händen anvertraut weiß. Noch ehe wir Rußlands Grenze überschritten hatten, ist sie die Gattin des Grafen Waragatine geworden, den sie in diesen Jahren vielfach zu sehen und kennen zu lernen die Gelegenheit gehabt, und der sich ihr und uns als ein treuer Freund bewährt hat. Obschon beträchtlich jünger als der Graf, haben ihre und unsere Erlebnisse sie genug gereift, um sie die vorzüglichen Eigenschaften desselben mit richtigem Sinne und warmem Herzen würdigen zu machen; und ich glaube Sie richtig zu beurtheilen, mein Prinz! wenn ich mich überzeugt halte, daß es Sie beruhigen werde, die Zukunft unserer Tochter in so zufriedenstellender Weise gesichert zu wissen. — Vielleicht bin

ich Ihnen hart erschienen, als ich Sie und meine Tochter einst daran hinderte, auf die Erregung einer Abschiedsstunde ein zu großes Gewicht, und Ihrer beiderseitigen künftigen Entschließung zu frühzeitig Fesseln anzulegen, die für den einen oder den anderen von Ihnen zu schwerem Hindernisse werden konnte, und dies um so mehr, als beide Theile nicht von sich selber abhingen. Nun haben die Ereignisse mir Recht gegeben, vielleicht thun Sie das bereits ebenso oder werden es dereinst thun. Jedenfalls hoffe ich — und so weiter und so weiter!"

Der Fürst brach plötzlich ab. — „Da haben Sie," sagte er, „den Schluß des Abenteuers. Kein Wort von meiner Schönen selber, keine jener landläufigen Freundschaftsversicherungen, welche die treulose Liebe dem Verlassenen als Almosen doch zuzuwerfen pflegte. Ich hatte meinen Abschied schwarz auf weiß. Ich war vergessen und konnte gehen! — Das Blatt war nicht zu mißverstehen und doch hatte ich seinen Inhalt noch keineswegs begriffen, als ich es zähneknirschend in das Feuer warf, um dies im nächsten Augenblicke bitter zu bereuen.

„Ich hätte den Brief lesen mögen, noch einmal und immer wieder, denn ich meinte, es müsse ein Ausdruck darin zu finden sein, der Balsam in die Wunde gösse, der mir den grausamen Trost gewährte, daß man Martina zu dieser Heirath überredet, daß sie unglücklich sei, so wie ich selbst. Indeß, wie ich es auch überdachte, es blieb für diese Hoffnung mir kein Raum; und als solle mir die Möglichkeit jedes täuschenden Selbstbetruges genommen werden, erwähnte mein Vetter, als er bald danach mir einmal schrieb, daß

die schöne Polin, an der ich ein so lebhaftes Interesse genommen habe, eben eine schöne Polin sei und leicht beweglichen Sinnes, wie so viele ihrer Landsmänninnen. Sie habe sich verheirathet, sei eben bei Hofe aufgetreten, und zähle als Gräfin Waragatine zu den ersten Sternen der Gesellschaft. Der Kaiser habe Waragatine die polnischen Güter des exilirten Grafen zum Hochzeitsgeschenk gemacht und das Ehepaar habe sich während seiner Flitterwochen auf denselben aufgehalten.

„Sie hatte also mit ihrem Ehemanne die Obsternte in ihrem Schlosse wieder einmal mitgemacht — sie brauchte jetzt nicht mehr Dolbietza mit einem zärtlichen Thoren zu spielen, dem bei der Erinnerung noch das Blut zum Herzen strömte."

Der Fürst hielt abermals inne, denn er hatte mit großer Lebendigkeit gesprochen. „Was darauf folgte," hub er danach wieder an, „das können Sie sich denken. Zunächst jene Reihe von leidenschaftlichen Tollheiten, welche ein junger, heißblütiger Mann zu begehen nicht ermangelt, wenn er unter dem Antriebe eines heftigen Schmerzes seines Leidens gewaltsam ledig werden will. Ich verachtete Martina, ich lachte über die polnische Patriotin, die es so eilig hatte, sich mit einem Adjutanten des Czaren zu verbinden, um in der Gesellschaft zu glänzen; und statt mich der Treue vor mir selbst zu freuen, die ich ihr und mir bewiesen, nannte ich mich verächtlich einen neuen Don Quixote.

„Nach einer ersten peinlichen Erfahrung, glaubte ich mit meinem Herzen ein- für allemal fertig zu sein, die Frauen zu kennen, sie geringschätzen zu dürfen. Ich wollte mir es

wegleugnen, wie tief die Liebe gewesen war, die ich für Martina empfunden hatte. Ich sang das alte Lied auf meine Weise, und," setzte er, sich selbst belächelnd, mit leichtem Spott hinzu, „ich habe mir Gelegenheit gegeben, es aus verschiedenen Tonarten zu wiederholen. Aber Sie werden jetzt begreifen, daß ich kein besonderes Verlangen danach trage, die Gräfin wieder zu sehen. Was soll es ihr? was mir? — Indeß darin haben Sie Recht! die Gräfin ist wirklich überraschend schön, schöner noch als sie erwarten ließ. Sie muß eben erst nach Rom gekommen sein, denn ich habe ihrer noch in der Gesellschaft nicht erwähnen hören und unbeachtet konnte die Gräfin Waragatine, und eine Frau wie sie, nicht bleiben."

Es traten darauf dritte Personen an uns heran, die uns eine Strecke Weges begleiteten, der Fürst stand ihnen Rede mit gewohnter Leichtigkeit. Als sie uns aber verließen und wir uns allein befanden, war er ungewöhnlich ernsthaft und still in sich gekehrt. Mit einem Male sagte er, zu sich selber sprechend, als gäbe er dem Schlusse einer langen Gedankenreihe Worte: „Die alten wunderbaren Augen! der unglückahnende, geheimnißvolle Blick!"

Ich störte ihn in seinem Denken nicht und wir trennten uns bald danach.

Siebentes Kapitel.

Ausflüge in die Umgegend und große Jagden, zu denen die vornehmen Fremden von den römischen grundbesitzenden Edelleuten geladen worden waren, hatten den Fürsten fast

vierzehn Tage von Rom entfernt gehalten; und, an den erquickenden Genuß der frischen Luft gewöhnt, hatte er sich am Morgen nach seiner Heimkehr aus dem Sabinergebirge bei guter Zeit erhoben, um sich durch einen frühen Spaziergang eine Entschädigung für die starke Bewegung zu machen, die er die letzten Wochen hindurch genossen und wohlthuend für sich gefunden hatte.

Aus der Porta del Popolo hinaus war er vorwärts gegangen bis zum Tiber, war dann, zur Linken abbiegend, nach längerem Wege bei Porta Angelica wieder in die Stadt eingetreten, und endlich auf dem weiten Sankt-Petersplatze an sein Ziel gekommen.

Eine Weile stand er an dem Obelisken still, und sah hinauf zu dem Sankt Peter und zu seiner Kuppel, um sich wieder einmal das Schauspiel zu geben, wie der Riesenbau derselben unter dem Blicke des Betrachters gleichsam zu wachsen und immer höher über der Säulenhalle des Portals emporzusteigen scheint, wenn man das Auge lange darauf gerichtet hält, so daß es allmälig fähig wird, die mit dem ersten Blicke nicht zu fassende Gewaltigkeit der Verhältnisse vergleichend zu ermessen. Dann verließ er den Obelisken und schritt langsam nach der Kirche hin, sich erfreuend an dem hellen Schein der höher und höher heraufsteigenden Sonne, die den Platz mit ihrer Wärme und mit ihrem Lichte übergoß, und ihm selber das Herz erquickte.

Noch fuhren die Wagen der Fremden nicht über die großartige Weitung. Der Fürst hatte alle die Herrlichkeit für sich allein, wie es seinem wählerischen und ausschließlichen Sinne am meisten behagte. Als hätte er sie nicht in

früheren Jahren und auch jetzt schon oft genug durchwandert, so mächtig wirkte, als er in die Kirche eintrat, die Großheit des Gotteshauses auf ihn ein, dessen himmelanstrebende Pfeiler die Seele mit sich emporheben, daß sie sich verliert in sehnsuchtsvollem Ahnen, bis die wundervolle, dem Auge seine Schranke setzende Wölbung, die den Bau begrenzt und krönt, auch den Geist des Menschen in seinem Fluge aufhält und ihn zur Einkehr nöthigt in sich selbst.

Die weiche, unbewegte Luft, das milde Licht, das gegen den Glanz des Tages doppelt besänftigend wirkte, umfingen ihn mit ihrem Zauber. Bläulich schimmernde Weihrauchwölkchen erfüllten die Riesenhallen mit ihrem feinen Duft, und aus der großen Kapelle, in welcher die Kardinäle ihre Morgenandacht hielten, tönten wie aus weiter Ferne die vereinzelten Klänge der Responsorien an sein Ohr, während er sich langsam dem Tabernakel näherte. In Betrachtung versenkt, ging er bald nach dieser, bald nach jener Seite, wie die Erinnerung an das Schöne, das er hier oder dort mit Genuß betrachtet hatte, es ihm eingab, bis er in das südliche Querschiff gelangte, in welchem die Beichtstühle für die verschiedenen Sprachen der verschiedenen Nationen sich an einander reihen.

Vor dem spanischen Beichtstuhle kniete ein Geistlicher, ein Mann auf der Höhe des Lebens, stark und von mächtigem Knochenbau; vor dem polnischen Beichtstuhle empfing eine schlanke Frau in Trauerkleidern die Absolution. Stephan sah, wie die segnende Hand des Priesters sich auf das Haupt der Knienden senkte, das der schwarze Schleier ganz verhüllte, sah, wie sie in schweigendem Gebete vor dem Beicht-

stuhle liegen blieb, nachdem er sich geschlossen hatte. Er wollte, ihre Andacht nicht zu stören, eben den Bereich der Beichtstühle verlassen, als die Fremde das Zeichen des Kreuzes über sich machte, und sich erhebend, ihm grade und nahe gegenüberstand.

Ihre erste Bewegung hatte sie ihm verrathen, auch sie erkannte ihn, so wie sie ihn erblickte; aber sie traute ihren Augen nicht, und die Linke auf ihre Brust legend, als wolle sie einer lebhaften Ueberraschung Meister werden, sprach sie zögernd seinen Namen aus.

Der Klang ihrer Stimme, das Aufleuchten der Freude, mit welcher sie zu ihm emporsah, ergriffen ihn, mehr als er es für möglich gehalten hatte; und weil er sich nicht eingestehen wollte, was er sich als eine Schwäche vorwarf, sagte er, was ihm selber, da er's ausgesprochen hatte, als das Ungeschickteste erschien:

„So erinnern Sie sich meiner doch?"

Sie zog vor diesen Worten die Hand zurück, die sie ihm entgegenreichen wollte, und leise das Haupt schüttelnd, sprach sie:

„Die Freude, mit der ich Sie begrüßte, hätte mir diese Frage von Ihnen wohl ersparen sollen!"

Diese schöne Einfachheit gab ihn sich selber wieder. „Verzeihen Sie mir, Gräfin," sagte er, „daß ich auf Ihr freundlich Wort eine so ungeeignete Antwort gab, und viel willkommen in der ewigen Stadt! Seit wann sind Sie in Rom? Ich sah Sie schon vor etwa vierzehn Tagen einmal an mir vorüberfahren —"

„Sie wußten mich hier und kamen nicht zu mir?“ fiel sie ihm ein.

„Ich hatte kein Recht, vorauszusetzen, daß Sie mir's gestatten würden!“ entgegnete er ihr, und sie blieb ihm die Antwort darauf schuldig.

Ihre freie Unbefangenheit hatte sie verlassen. Die lange Reihe der Jahre, die seit ihrem einstigen Scheiden bis zu dieser Stunde verflossen waren, legte sich zwischen sie. Die beiden welterfahrenen, weltgewandten Menschen konnten das Wort nicht finden, sich über das Unbehagen fortzuhelfen, das sich ihrer zu bemeistern angefangen hatte, und Keiner von Beiden mochte sich trotzdem entschließen, den Anderen zu verlassen. So schritten sie schweigend den großen Mittelgang entlang, dem Ausgange zu; Beide verstimmt, Beide in sich verschlossen, und von wechselnden Gedanken hingenommen, bis der Fürst die Frage that, wem die Trauer gelte, welche die Gräfin trage.

Sie sagte, der Bruder ihres Mannes sei neuerdings verstorben.

„Und Graf Waragatine? Ist er auch in Rom?“ erkundigte sich der Fürst, um das Gespräch nicht wieder in das Stocken kommen zu lassen.

„Der Graf befindet sich in dem Gefolge des Kaisers auf einer Reise durch das Reich. Ich bin mit meinem Sohne hier, ihn meinem kranken Vater vorzustellen, der seit Jahren in Italien lebt und diesen Winter Rom zu seinem Aufenthalte gewählt hat!“ gab sie ihm zur Antwort; aber sie setzte weiter nichts hinzu, und als sie an dem letzten

Pfeiler ihren Diener sie erwartend fand, sagte sie dem Fürsten ihr Lebewohl.

Das konnte er nicht ertragen, so wollte er nicht von ihr scheiden. Er folgte ihr zum Weihwasser, wo er sich gleich ihr die Stirn netzte, und sich bittend zu ihr wendend, fragte er: „Darf ich Sie wieder sehen, gnädigste Gräfin?"

Sie schüttelte verneinend das Haupt. „Sie haben bemerken müssen," entgegnete sie ihm, „wie freudig es mich überraschte, als ich Sie so unerwartet vor mir sah. Ich bereue es auch nicht, Ihnen dies gezeigt zu haben; aber ich glaube, wir lassen uns daran genügen! Noch einmal also, leben Sie wohl!"

Damit verneigte sie sich gegen ihn und ging, von dem Diener begleitet, zu ihrem Wagen, der, rasch davonfahrend, sie des Fürsten Blick entzog.

Er stand und sah ihr nach — wie er einst dagestanden vor dem Gartenhause seiner Großmutter in der Stunde, als Martina von ihm hatte scheiden müssen: sie Beide jung, sie Beide das Herz voll junger Liebe; voll gleicher Lust, voll gleichem Leid! Und heute?

Unmuthiger, unzufriedener mit sich selbst war Stephan lange nicht gewesen, gekränkter hatte er sich kaum einmal gefühlt als in diesem Augenblicke, und er war so freien Sinnes in den Dom getreten; sie hatte so ruhig ausgesehen, als sie sich vom Gebet erhoben!

Er grollte sich und grollte ihr. Wie hatte er sie so unnöthig verletzen, sie ihn so fest abweisen können? Freilich hatte er's nicht sonderlich zu bedauern, daß dies zufällige

Begegnen jetzt ohne weitere Folge bleiben mußte, denn er hatte ja ursprünglich die Absicht nicht gehegt, Martina aufzusuchen; aber ihr einen unangenehmen Eindruck gemacht zu haben, den sie durch ihr gegenwärtiges Verhalten keineswegs verschuldet, das war ihm empfindlich, das hätte er ungeschehen machen, oder doch verbessern mögen.

Stephan hatte den Heimweg angetreten, den langen Borgo nuovo durchwandert und war vor die Engelsburg gekommen, ohne es zu gewahren. Er konnte den Gedanken an Martina nicht verscheuchen, es wollte ihm auch nicht gelingen, die Begegnung leichthin wie jede andere zu nehmen. Der Liebesverhältnisse hatte er genug erlebt und gelöst, hatte die Gegenstände seiner Neigung, nachdem dieselbe erloschen war, wieder gesehen, mit ihnen verkehrt, ohne besonders ergriffen davon zu werden. Man hatte einander gewährt und von einander empfangen, was man erstrebt hatte, war mit einander fertig geworden, hatte einander in der Regel begründete Vorwürfe zu machen gehabt, und sich schließlich mit der Lehre von der Vergänglichkeit alles Irdischen beruhigt, bis die Erinnerung an befriedigte oder gekränkte Eigenliebe dann das Uebrige gethan bei Mann und Weib.

Mit Martina war es anders. Er sah sie immer vor sich, wie sie sich von dem Gebet erhob. Er selber hatte das Beten lange verlernt, aber der Glaube der Anderen konnte ihn ergreifen, und Martina war überraschend schön gewesen in ihrer stillen Andacht, schöner selbst als in der Frische ihrer ersten Jugend. Sie war noch gewachsen. Die einst so schlanke und biegsame Gestalt hatte an Fülle gewonnen, die stolze Haltung, der ernste durchgeistete Ausdruck des edeln

Angesichtes hatte etwas Gebietendes. Wo man diese Frau auch angetroffen hätte, man würde es sofort empfunden haben, wie in ihr der Adel der menschlichen Natur sich offenbare.

Er schämte sich vor sich selber, als er, um seine Mißempfindung zu verscheuchen, es sich mit weltmännischem Leichtsinne tröstend vorhielt, wie der Gräfin erstes freudiges Entgegenkommen noch lange nicht so schmeichelhaft für ihn gewesen sei, als ihre spätere feste Weigerung, ihn zu empfangen. Ein Geck, ein Mann, der Abenteuer liebte, hätte darauf seine Plane und Hoffnungen gebaut, und zuversichtlich bauen dürfen. Er aber war das Eine so wenig als das Andere; er hätte nur wissen mögen, wie Martina sich entwickelt, wissen mögen, ob sie an der Seite ihres Gatten glücklich geworden sei. Und selbst diese Fragen nannte er im nächsten Augenblicke müßig. Wie eine Glückliche sah sie nicht aus, und was aus ihr geworden, gab ihre Erscheinung unwiderleglich kund. Er wußte, was er irgend zu erfahren wünschen konnte, er hatte mit der Gräfin nichts gemein als die Erinnerung an lange entschwundene Tage. Aber während er sich so mit ihr beschäftigte, stiegen heller und heller die goldenen Träume der Jugendzeit und Jugendliebe in ihm empor, und erschlossen und bewegten ihm das Herz, wie das leuchtende Sternbild, das über dem früh verlassenen Vaterhaus gestanden, den Schiffer rührt, wenn es auf fernen Meeren am Horizonte aus der Tiefe vor ihm auftaucht.

Ohne daß er sich es eingestand, kam der Gedanke an Martina nicht mehr aus seinem Sinn. Wohin er immer kam: in der Gesellschaft und auf der Promenade, in den

Kirchen und in den Galerien, in den Villen und bei den Fahrten durch die Straßen, spähte sein erster Blick nach ihr. Ob sie etwa hier ist? fragte er sich unwillkürlich, und empfand es als eine getäuschte Erwartung, wenn er wieder vergebens nach ihr ausgeschaut hatte, während der grillenhafte Zufall ihn gleichgültige Leute, denen er gern ausgewichen wäre, fort und fort begegnen machte.

Auch die russischen Familien, mit denen er im Laufe seines römischen Aufenthaltes bekannt geworden war, und die er aus innerer Ungeduld endlich um die Gräfin zu befragen sich entschloß, wußten über ihre gegenwärtigen Zustände wenig mehr zu melden, als er selbst von ihr erfahren hatte. Sie waren jedoch sammt und sonders ihres Lobes voll. Man erwähnte der Gunst, deren sie sich von den kaiserlichen Herrschaften zu erfreuen habe, die Frauen rühmten ihre Eigenschaften so lebhaft als die Männer; kein Aber, kein „Man sagt“ hefteten sich an dieses Anerkenntniß, und das war viel in einer Gesellschaft, die des Anlasses zu übler Nachrede selten einmal ermangelt, und nicht gewohnt ist, vorsichtig in derselben zu sein, wenn schon die Meisten der Nachsicht oft genug bedürfen. Stephan machte sich daraus den Schluß, daß Martina keiner weiblichen Gefallsucht und keinem ehrgeizigen Streben im Wege stehen müsse, daß sie nicht eitel, daß sie so rein und edel sei, wie er sie einst gekannt hatte, wie sie ihm jetzt erschienen war.

Nur einer der Männer nannte sie eine kalte Schönheit, durch ihren Charakter wie durch ihr Temperament für einen älteren Mann geschaffen. Der Graf, meinte er, habe sehr wohl gewußt, was er gethan, als er das um mehr als

zwanzig Jahre jüngere Mädchen zu seiner Frau genommen. Die Ehe sei gradezu ein Muster, denn die Gräfin schätze ihren Mann wie er's verdiene, und erinnere sich zu gut, was sie und ihre Familie ihrem Gatten zu verdanken hätten, um es ihm nicht gelassen nachzusehen, wenn er gelegentlich neben gefälligeren Frauen jene heitere Zerstreuung suche, die er bei ihr nicht finde, und deren ein Mann unter der schweren Bürde und ruhelosen Hast eines Amtes wie das seine, immerhin benöthigt sei.

„Was wollen Sie?“ sagte er, „ein geplagter müder Mann kann sich nicht immer auf der Höhe halten, auf welcher ihre Seraphsflügel solche Frauen tragen. Man will ruhen, ungenirt genießen, man will seines Lebens froh werden, ein Mann, ein Mensch sein. Solche schönen Seelen aber fordern so lange einen Götterjüngling, einen Mahadoe, bis sie, zuletzt entsagend, einem Pfaffen in die Hände, und oft auch in die Arme fallen.“

Man nahm die Satyre wohlgefällig auf. Die Frauen, zum großen Theile abergläubische Freigeister, wie die Mehrzahl der vornehmen Russinnen, belachten ihn von Herzen, denn Schwärmerei und Ueberspannung waren unter ihnen außer Mode, und sie wußten auch ohne einen Götterjüngling mit Sterblichen sich wohl zu unterhalten; indeß den Fürsten überlief es heiß. Was hatte jener Spötter sagen wollen mit dem Götterjüngling? was mit der Anspielung auf den Pfaffen? War es ein bloßer leichtfertiger Scherz gewesen? oder hatte er absichtlich auf die Erlebnisse der Gräfin hingedeutet? —

Danach zu fragen, hatte Stephan nicht vermocht, es

wäre auch unmöglich gewesen, ohne Martina zu nahe zu treten; aber er hätte ihr schreiben, zu ihr gehen, sie selber fragen, er hätte ihr selber den Glauben verdanken mögen, daß sie so keusch und rein sei, wie er sie einst geliebt hatte, und stand doch an, den Schritt zu thun; denn sein berechtigtes Selbstgefühl lehnte sich dagegen auf. Er mochte ihr nicht verrathen, wie sehr sie ihn beschäftigte, er wollte ihr nicht den Triumph gönnen, ihn etwa noch zum zweiten Male abzuweisen. Aber sie hatte es ihm wieder angethan, wie in der frühen Jugend, und obgleich seine Vernunft sich dagegen auflehnte, ließ der Eigensinn seines Herzens sich nicht beschwichtigen, und seine verdrießliche, mit jedem Tage wachsende Ungeduld ärgerte ihn mit jedem Tage mehr.

Um sich von dieser lästigen Aufregung zu befreien, stürzte er sich mit einer ihm selber komischen Hast in die Gesellschaft, die ihn gar nicht anzog. Er hätte sich womöglich in der Eile auf gut Glück verlieben mögen, indeß weiblicher Liebreiz hatte niemals weniger Verlockung auf ihn geübt und ihn so kalt gelassen als in diesem Augenblick, wo er so bereit war, sich von demselben fesseln zu lassen und an ihn hinzugeben.

Die Gräfin ihrerseits lebte währenddessen in gewohnter Weise ruhig fort; denn die Frauen, welche es meist frühzeitig erlernen müssen, sich zu bescheiden, sind fast immer darauf angewiesen, es geduldig abzuwarten, wie das Entschließen und Handeln anderer Personen ihr Schicksal gestalten werde. Sie finden sich deshalb auch leichter und verständiger zurecht, wenn sie sich in außergewöhnlichen, sie aufregenden Zuständen zu bewegen haben; während die

Männer, gewohnt nach freiem Ermessen und Bedürfen sich selbst genug zu thun, rasch die Geduld verlieren, sobald sie einmal aus irgend einem sie zurückhaltenden Grunde es für nöthig erachten, die Zeit und den Zufall walten zu lassen, und von der Gunst der Gelegenheit zu erwarten, was eigenmächtig herbeizuführen sie sich scheuen.

Viel hundert Mal hatte Martina im Laufe der Jahre den Geliebten ihrer Jugend im Traume vor sich gesehen, war ihm dann klopfenden Herzens froh entgegengeeilt, und fast immer hatte sich dann zwischen ihnen zugetragen, was sie am wenigsten erwartet und für möglich gehalten, bis sie erwachend sich gesagt: es war ein Traum!

Es war ein Traum! Das sagte sie also auch zu sich selbst, als sie, am Morgen aus der Kirche kommend, allein in ihrem Wagen ihrer Wohnung zufuhr. Ein flücht'ger Traum, und weiter Nichts! — Sie war erregt, gerührt. Sie hatte, wenn sie bisweilen daran gedacht, den Fürsten wiederzusehen, sich dies Begegnen anders, ergreifender und freundlicher vermuthet, aber sie zürnte Stephan deshalb nicht. — Es war so lange, so lange her, daß sie einst mit ihm in den Alleen des stillen Gartens harmlos umhergewandert, so lange her, daß er ihr die frohen Tage ihrer Kindheit spielend zu erneuen gestrebt, daß sie mit ihm an ihres Bruders Grab gebetet hatte, und an dem trüben Wintermorgen in leidensvollem Glücke von ihm geschieden war. „Dolbiezka spielen wir nicht wieder!" seufzte sie mit trübem Lächeln, während sich ihr Auge feuchtete.

Sie drückte die Thräne rasch zurück. Nur der entschwundenen Jugend, nicht dem Fürsten hatte sie gegolten.

Der Mann, welcher es nicht der Mühe werth gehalten hatte, sie aufzusuchen, nachdem er sie gesehen und erkannt, das konnte nicht mehr der Stephan sein, welcher sie einst geliebt hatte, welcher ihr so theuer gewesen war. Es war der schöne sieggewisse Günstling der großen Welt, und sie? — Was hatte sie ihm auch zu bieten? was von ihm zu fordern? Sie, die Gattin eines Anderen, die Frau von vierunddreißig Jahren, welche die Weltlust kaum gekannt, und sich gänzlich von ihr abgewendet hatte, um sich ausschließlich ihrem einzigen Kinde hinzugeben?

Ihre Tage waren, wenn sie es irgend ermöglichen konnte, der Zeiteintheilung ihres Sohnes angepaßt, und so auch hier in Rom. Die Morgenstunden, welche Alexander unter der Leitung seines deutschen Lehrers seinen Studien widmete, brachte sie bei ihrem Vater in dessen Wohnung zu. Der hohe Mittag gehörte den Besuchen der Galerien und Museen, denen weite Spaziergänge und Ausflüge in die Campagna folgten, und wenn der Abend sie nicht in Begleitung ihres Sohnes noch einmal zu ihrem Vater führte, der seine Zimmer während des Winters nicht verließ, war sie gewohnt, die späteren Stunden in der Gesellschaft des Erziehers und des Sohnes in gemeinsamer Beschäftigung zuzubringen.

Sie hatte sich seit ihrer frühesten Jugend nicht so heiter und so zufrieden gefühlt als eben jetzt in Rom. Niemand, weder ihr Gatte noch eine Gesellschaft, gegen welche sie um seinetwillen Pflichten hatte, erhoben hier Ansprüche an sie, denen zu genügen sie gezwungen war. Zum ersten Male in ihrem Leben war sie völlig frei sich selber überlassen, wie

sie es lang ersehnt. Sie hatte ihren Vater und ihren Sohn mit sich, sie lebte mit dem Greise in der Vergangenheit, in welcher auch ihre geliebtesten Erinnerungen wurzelten, sie erging sich mit dem heranwachsenden Jüngling in den Planen und Aussichten für dessen Zukunft, auf die alle ihre Hoffnungen gerichtet waren, und so in einem steten Gleichgewicht erhalten, von freudiger Pflichterfüllung gänzlich hingenommen, genoß sie eines Friedens, der ihr wie ein großes Heil erschien, und den sie sich zu bewahren wünschte, wenn ihm auch die belebende Freude des wahren Glückes fehlte.

So hatte denn auch das unerwartete Zusammentreffen mit dem Fürsten sie lange nicht in dem Grade beschäftigt als diesen selbst, denn sie hatte sich gewöhnt, sowohl ihre Phantasie als ihre Gefühle, ihre Wünsche wie ihr persönliches Hoffen mit strenger Selbstbeherrschung in engen Schranken zu halten: sie war fertig mit sich geworden. Die Jahre des Leidens hatten sie bang vor neuem Schmerz gemacht, und nachdem sie die Mißempfindung in sich überwunden, welche die Begegnung in der Peterskirche ihr veranlaßt hatte, war sie bemüht gewesen, des Fürsten nicht mehr zu gedenken.

Ihr Auge suchte den Prinzen nicht, wie er nach ihr gesucht. Sie hielt es für möglich, für sehr wahrscheinlich, ihm wieder zu begegnen. Tausend Zufälle konnten sie mit ihm zusammenführen, wie mit jedem anderen Bekannten, aber sie wünschte dieses nicht, sie scheute es vielmehr. Stephan's Verhalten hatte ihr weh und grade dadurch gut gethan, wie sie sich sagte. Sie war gewiß, daß sie ihn ohne jegliches Bedenken und ohne jede Gemüthsbewegung wieder=

sehen könne. Sie kannte sich selbst genau, sie glaubte den Fürsten jetzt eben so gut zu kennen; und wenn sie sich im Grunde ihres Herzens prüfte, war es ihr lieb, daß er ein Anderer geworden, und daß damit in ihrer Seele nun auch der liebliche Schimmer jenes frühen Jugendtraumes erloschen war.

Achtes Kapitel.

Der Herbst war in dem Jahre selbst für Italien ein ungewöhnlich schöner. Der Oktober hatte noch die volle sommerliche Wärme, aber sie drückte nicht mehr, denn der Luftstrom, der von Osten kam, hatte die Atmosphäre gereinigt und erfrischt, und wenn man auch den Schatten noch immer suchen mochte, genoß man doch in demselben die Wärme schon mit Wohlbehagen. Jeder Tag schien herrlicher als der vorhergegangene zu sein, an jedem Tage trat die Gräfin mit neuer Ueberraschung aus ihrem Zimmer auf den Balkon hinaus, von dem man Rom und die Campagna und die Höhenzüge des Gebirges mit einem Blicke umfaßte, und ihr Entzücken steigerte sich noch, wenn sie bedachte, daß in ihrer Heimath jetzt bereits der Winter mit seinen Schauern die Erde lange schon in seine Banden geschlagen hatte.

Vom Observatorium tönte der Kanonenschlag, es war Mittag. Kein Wölkchen war zu sehen, so weit das Auge reichte. Die Sonne prangte alleinherrschend am Himmel und lockte so gebieterisch hinaus ins Freie, daß man meinte, ihr gehorchen zu müssen, um auch sein Theil von der lebens-

vollen Wärme zu empfangen, die sie so verschwenderisch über die Erde und über die Thäler und Hügel der ewigen Stadt ergoß.

Die Gräfin hatte die Thüren ihres Saales nach dem Balkon hin offen, hatte sich von der Staffelei erhoben, Pinsel und Palette aus der Hand gelegt und war auf den Altan hinausgetreten, als auch in dem Nebenzimmer die Thüren aufgethan wurden, und ihr Sohn mit seinem Lehrer sich zu ihr gesellte.

Alexander war für sein Alter groß und schlank, daneben frühreif wie alle Kinder, die ohne Geschwister unter der besonderen Sorgfalt und in der ausschließlichen Gesellschaft von Erwachsenen erzogen werden. Er fuhr sich fröhlich mit der Hand durch das blonde, gelockte Haar, reckte die jungen elastischen Glieder, und die frische Luft mit gehobenem Kopfe gierig einathmend wie ein Füllen, dem man die Thüre seines Stalles öffnet, rief er, indem er die Gräfin mit übermüthiger Lustigkeit umarmte und küßte: „Ach! Gott Lob, daß ich heraus bin! Der wahre Musterjunge bin ich heut' gewesen, Mütterchen! frage nur den Doktor! Und eine Wochenzensur habe ich heut' bekommen, wie noch keine jemals dagewesen ist! Aber nun soll mich auch der Fuchs beißen, wenn Ihr mich in die Stube bekommt, ehe die Sonne unter ist!"

„Pfui doch, Alexander!" schalt die Gräfin, während die kecke Heiterkeit des Sohnes auf ihrem Antlitze den Wiederschein seines Frohsinns weckte. „Willst Du das eben erhaltene Lob durch einen Tadel Dir verderben?"

„Das ist durch gar Nichts zu verderben!" rief der Knabe, „im Gegentheil! Der Herr Doktor selber hat mir

versprochen, daß ich eine Extrabelohnung haben solle und daß er sie für mich erbitten würde."

Der Doktor stimmte ihm bei. Er sagte, Alexander habe sich die ganze Woche hindurch sehr gut gehalten, und er wolle zum Lohne dafür —

„Gern ein Pferd haben und in die Campagna reiten!" fiel die Gräfin ein, weil dies sonst des Sohnes größte Lust zu sein pflegte.

„Ach Gott bewahre!" rief der Knabe, „ich bin zum Schluß der Woche auch noch sehr bescheiden. Nein! in die Villa möchte ich hinaus. Die Erskin's und Manby's werden mit ihren Gouverneuren draußen sein, und es ist auf eine große Cricket-Partie abgesehen. Ich möchte nicht mit Dir in die Galerie Colonna — heut' sind Alle draußen und um ein Uhr fängt es an."

„So will ich Euch hinausfahren," sagte die Gräfin.

„Und dann muß ich nach einer Stunde wieder mit zurück?" fragte der Sohn.

„Nein! nein! Du sollst draußen bleiben, so lange der Doktor mit Dir bleiben will. Ich werde in der Villa meinen Spaziergang machen und heimkehren ohne Euch."

Alexander sprang jubelnd davon, eine kleine Weile später fuhr man nach der Villa Borghese hinaus. Der Doktor wendete sich mit Alexander nach der Seite der Wiesengründe, wo man die jungen Engländer und einige deutsche Knaben mit ihren Gouverneuren anzutreffen wußte, und die Gräfin ging langsam durch die ihr vertrauten lieben Wege, bald an diesem, bald an jenem Aussichtspunkte sich labend, bis sie endlich, von dem hügligen Theile der Villa zurück-

kehrend, wieder an die Stelle gelangte, an welcher sie am liebsten zu rasten und oftmals stundenlang mit ihrem Buche sich aufzuhalten pflegte.

Uralte immer grüne Eichen umgaben den runden Platz so regelrecht, daß ihre eng verschlungenen Aeste ihn völlig überspannten. Eine Marmorbalastrude faßte ihn, sich dem Ein- und Ausgang öffnend, innerhalb des Baumrunds ein. Marmorbänke, die sich an die Balustrade lehnten, boten bequeme Rast. Auf breiten Sockeln erhoben sich schlanke Statuen in gemessener Entfernung und leuchteten in ihrer Schönheit aus dem dunkeln Grün hervor, während aus der, von Delphinen getragenen Doppelschale inmitten des Platzes, ein klarer kräftiger Wasserstrahl rasch quellend in die Höhe stieg, Schale um Schale im Niedersinken füllend, daß das Wasser in klingendem Geplätscher aus den Schalen überströmte und sich reichlich in das weite moosbewachsene Bassin ergoß.

Wie mächtig an dem Tage auch die Sonne wirkte, das schirmende Dach der Eichen hielt ihr Stand und wehrte ihre Gluth ab. Aber wo ein Ast ihm Raum ließ, wo eines Zweiges Blätter sich hoben oder senkten, brach siegreich das helle Licht sich Bahn. Wie ein reicher goldiger Regen floß es an den Gewändern und über die schönen Glieder der Götterbilder nieder. Den feingestalteten Köpfen lieh es seine wechselnde Farbe, daß die stillen Mienen und die schweigenden Lippen sich zu beleben, und die Kommende lächelnd zu grüßen schienen, als die Gräfin in den stillen Kreis eintrat, den sie sich gewöhnt hatte, wie ihr Eigenthum zu betrachten, weil sie an diesem Platze niemals einem Anderen begegnet war.

Auch diesmal wieder war ihr die Stunde hold. Sie war allein unter dem luftigen Blättergewölbe, und mit erfreutem Blicke um sich schauend, ließ sie sich auf einer der Bänke nieder, der Stille und des Ruhens froh.

Fast mechanisch nahm sie nach einer Weile die kleine Ausgabe der „göttlichen Komödie" zur Hand, die sie für den Fall längeren Verweilens zu sich gesteckt hatte, aber sie fühlte sich zum Lesen heute nicht gestimmt. Was kümmerte sie der dritte Höllenkreis:

„Der Kreis des Regnens
Des ewigen, verfluchten, kalten, schweren,
Deß Art und Weise niemals Wechsel kennt."

da es auf der Erde so schön war, daß man sich wie im Paradiese fühlte. Was kümmerten sie die Strafen und die Qualen und die Reue der Unseligen, der Verdammten? Sie hatte tiefen Frieden in der Brust und ein gut Gewissen. Sie dachte nicht vorwärts, nicht zurück, sie lebte in dem Wohlgefühle des Augenblicks.

Das lange Umhergehen hatte sie ermüdet. Den Arm auf den Kopf des Greifes gelegt, dessen Flügel die Seitenwand des Marmorsitzes bildeten, hielt sie den Oelzweig in der Hand, den sie auf ihrem Wege gebrochen, weil er über und über voll von reifen Früchten hing, die man in diesem Lande des Ueberflusses nicht beachtet hatte. Die Gräfin aber empfand auch in diesem kleinen Zeichen einen großen Reiz. Es beglückte sie, daß sie im Süden war, in einer Natur, die dem Menschen das Leben leicht und freundlich macht. Sie fühlte es mit Lust, wie der warme Sonnenstrahl

ihre entblößte Hand berührte, wie das weithin verstäubende Wasser ihre Stirn netzte.

Still in sich begnügt, sah sie den Vögeln zu, die an den Rinnsalen im Boden ihren Durst zu stillen kamen. Sie freute sich über den bunten Finken, der nach seinem Bade auf die Bank flog, ohne sich vor ihr zu scheuen. Sie lächelte, wie er dicht an ihrer Seite seine Flügel eifrig spreizte und mit geschäftigem Schnabel sich die Federn an Brust und Kehle putzte. Ihn nicht zu stören, rührte sie kein Glied. Das machte den Dreisten zutraulich. Er bog den kleinen Kopf zur Seite, kuckte sie mit den klugen Augen an, hüpfte näher, betrachtete sie nachdenklich prüfend noch einmal, und sicher, daß er's wagen dürfe, schwang er sich auf den Oelzweig, den sie in der Hand hielt, sein Theil zu haben von der Frucht, die man ihm in sein Haus getragen hatte.

Die Gräfin wandte keinen Blick von ihm. Sie liebte das Vögelchen, weil es ihr vertraute, sie hätte so sitzen mögen für und für, zufrieden und glücklich wie ein Kind. Mit einem Male hielt der kluge Buchfink inne. Er reckte den kleinen Hals empor, er horchte, schaute um sich, und ehe sie sich des versah, schwang er sich auf und war davon!

Während ihr Auge ihm nachfolgte, ward auf dem feinen Kies des Weges ganz nah von ihr ein Schritt vernehmbar. Martina blickte nach der Seite hin, von der man kam, und in dem vollen Lichte, das den Eingang füllte, stand, wie ein Bild auf goldenem Grunde, der Fürst vor ihr.

Er sah und erkannte sie, so wie sie ihn, und mit dem Ausdruck einer offenherzigen Freude sich ihr nahend, rief er, indem er ihr die beiden Hände reichte: „Der Zufall ist

mir günstiger als Sie! Lassen Sie ihn walten, Gräfin! — Ich habe Sie aufzusuchen nicht gewagt, aber sagen muß ich's Ihnen, wie sehr ich Sie zu finden froh bin, um noch ein anderes Wort von Ihnen zu vernehmen, als jenes Lebewohl! mit dem Sie sich in der Peterskirche von mir gewendet haben."

Der Gräfin wallte das Herz auf. — Das war Stephan! ja! das war er, der Geliebte ihrer Jugend! Das war seine schöne freudestrahlende Stirne, das war die nie von ihr vergessene Geberde, mit welcher er sich selber hinzugeben schien, wenn er Jemandem frohen Sinnes die Hände reichte. Sie konnte nicht widerstehen. Weshalb sollte sie es auch? Und ihre Hand in seine legend, hieß sie ihn willkommen.

Er dankte ihr dafür, und wie er sich an ihrer Seite niederließ, nannte er's ganz unbegreiflich, daß sie nach dem neulichen Begegnen nicht eher schon zusammengetroffen wären. Martina erklärte dies durch ihr zurückgezogenes Leben, der Fürst meinte, sein Umherstreifen trage wohl die Schuld davon. Sie sprachen Gleichgültiges mit leichter Lippe und lasen doch Einer in des Anderen Seele.

Vom Wetter, von dem Klima, vom hohen Norden und vom Süden, von Rom und seinem Zauber redeten sie, als hätten sie nicht vor langen Jahren schon einmal eben so allein gesessen im stillen Schatten alter Bäume, und als hätten sie einander nicht ganz Anderes zu sagen und zu fragen. Dunkel und geheimnißvoll wie die unergründlichen Wasser des Meeres, lagen die Tage zwischen ihnen, die vergangen waren, seit Martina dem Fürsten zum letzten Male geschrieben hatte; und weil sie einander jetzt so nahe waren,

daß die Hand die Hand berühren, der Ton der einstgeliebten Stimme das Ohr erreichen konnte, fühlten sie erst recht, wie lange sie getrennt gewesen, wie fremd sie einander geworden waren und wie die harmlosen Tage der Jugend weit hinter ihnen lagen.

Der Fürst, so schön Martina ihm erschien, war einen Augenblick nahe daran, dem Zufall zu grollen, dessen Gunst er eben erst gepriesen hatte. Martina wollte sich von der Wehmuth nicht übermeistern lassen, die in ihr aufgestiegen war. Sie sah nach ihrer Uhr und erhob sich plötzlich.

Stephan fragte, ob sie sich nach Hause begeben wolle, sie entgegnete, sie habe sich an diesem ihrem Lieblingsplatze länger aufgehalten, als sie es gedacht, und wolle zusehen, ob sie ihren Sohn nicht finde, ihn mit sich in die Stadt zu nehmen. Der Fürst gab ihr, wie dereinst an manchem lieben Abende, den Shwal um, der von ihren Schultern geglitten war, nahm, wie dereinst, ihr Buch und ihren Sonnenschirm, und schickte sich an, sie zu begleiten. Sie ließ es ohne Weiteres geschehen.

Als sie aus dem Bosquet ins Offene traten, fühlten sie sich erleichtert. Sie konnten die Blicke abwenden von einander, die helle Gegenwart bewältigte die Erinnerung an das Glück und Leid der alten, der schönen Jugendzeit.

Die Hitze des Tages war im Abnehmen, man athmete frei, sie gingen raschen Schrittes neben einander her. Stephan rühmte es, daß Martina noch immer eine vortreffliche Fußgängerin sei. Es war dies die erste Bemerkung zwischen ihnen, die unwillkürlich rückwärts deutete in die Vergangenheit. Martina sagte, sie gehe viel mit ihrem Sohn spa-

zieren. Er fragte, ob es dazu in der Nähe von Petersburg angenehme Gelegenheiten gäbe.

„Ich lebe viel auf dem Lande," sagte sie, „wenigstens so viel, als mir vergönnt ist, und glücklicherweise geben die unablässigen Reisen des Kaisers, auf denen der Graf ihn immer zu begleiten hat, mir die Freiheit, die ganze gute Jahreszeit hindurch mit meinem Sohne fern von dem Treiben der großen Welt zu bleiben. Es kommt seiner Erziehung zu statten, so wie mir. Ich könnte es auch anders kaum ertragen, denn das Klima von Petersburg ist unheilvoll, und meine Gesundheit ist die beste nicht."

„Und Sie sind sich doch so gleich geblieben! Sie sehen wie das Leben selber aus!" rief er, indem sein Auge mit froher Bewunderung an ihr hing.

„Das Aeußere täuscht mitunter," sagte sie gelassen; „aber man sollte wirklich glauben, Sie gehörten zu unserer heimischen Gesellschaft!"

Er wünschte zu wissen, was sie damit sagen wolle.

„Oh!" entgegnete sie ihm, „es bilden sich nach meiner Erfahrung bisweilen in bestimmten Kreisen über den einzelnen Menschen, sowie im Allgemeinen über gewisse geschichtliche Personen und Ereignisse, festwachsende Meinungen, auf die man zu schwören und zu vertrauen liebt, ohne sich jemals zu fragen, ob sie richtig sind. Eine solche Meinung ist der Glaube an mein immer gleiches Wohlbefinden oder in der Sprache der Galanterie zu reden: der Glaube an meine unvergängliche Jugendlichkeit. Ich störe diesen Glauben auch durchaus nicht. Er enthebt mich der Beschwerde, von Gleichgültigen ein lästiges und unfruchtbares Bedauern mit Dank

empfangen zu müssen, und," setzte sie lächelnd hinzu, „den Leuten ist's sehr recht, daß ich nicht widerspreche. Sie gewinnen durch mein schweigendes Anerkenntniß die bequeme Möglichkeit, von mir zu fordern, mir zuzumuthen, was zu leisten mir nicht immer leicht wird, und das Gewissen der Selbstsüchtigen ist nicht grüblerisch, ist leicht beruhigt.

Sie hatte das Alles in heiterem Spotte hingeworfen. Der Fürst jedoch wußte nach seiner Kenntniß des weiblichen Charakters, daß die Frauen nicht leicht zu einem derartig zusammenfassenden Urtheil über ihre eigene Lage und die Sinnesart der Menschen im Allgemeinen gelangen, wenn sie glücklich oder, so lange sie noch wesentlich mit sich selber beschäftigt, zu gefallen bestrebt, und auf die Zustimmung Anderer gestellt sind; und diese Aeußerung der noch so schönen Frau verrieth dem Vielerfahrenen, was einzuräumen die Gräfin in diesem Augenblicke sicher angestanden hätte.

Es blieb ihm aber nicht viel Zeit, darüber nachzudenken, denn schon von fern hatten sie die fröhlichen Rufe und den gelegentlichen Jubel der Cricket spielenden Knaben und Jünglinge gehört, und bei dem nächsten Umbiegen um eines der dicht verschlungenen Gebüsche sahen sie den weiten Plan der Wiese vor sich liegen, auf welcher die muntere Schaar ihr Wesen trieb. Die Szene war belebt und heiter.

Hüben und drüben, zur Seite der beiden Parteien, hatten sich Gruppen von Zuschauenden gebildet: Fremde aus dem und jenem Lande, und eine Anzahl von jungen Römern aus dem Volke, denen das aus England herübergebrachte Spiel damals noch neu war, während es doch wieder genug an die in Rom heimischen Spiele erinnerte, um bei den,

jedem Spiele geneigten Römern, einen laut geäußerten leidenschaftlichen Antheil hervorzurufen, an welchem der Eifer und der Ehrgeiz der jungen Schaar sich steigerte.

Keiner derselben mochte mehr als sechzehn Jahre zählen, und Alexander war der Jüngste unter Allen. Aber über seine Jahre groß, und eben so kräftig als geschickt, hatte er an dem Mittag durch seine Gewandtheit seiner Partei schon mehrmals zum Siege verholfen, und eben, als die Gräfin mit ihrem Begleiter auf den Plan hinaustrat, hatte er mit sicherem Schlage der Kelle die Kugel des Gegenparts, indem er sie doublirte, so weit in das feindliche Lager zurückgeschleudert, daß man von jener Seite fast auf das Neue zu beginnen hatte, während der Jubel seiner Kameraden, das beifällige Lachen der Fremden und das „Bravo, Bravo!" welches die händeklatschenden Minenten ihm zuriefen, dem Knaben das Blut noch heißer in die Wangen trieben.

Mit freudestrahlendem Gesichte eilte er auf die Mutter zu, so wie er sie gewahrte. „Noch einen solchen Schlag," rief er, indem er die Kelle wie ein Tambourmajor lustig in die Höhe warf, „noch einen solchen Schlag, und wir haben acht Partien gegen vier gewonnen! dann ist's aus! und wir sind Sieger!"

Ganz ausschließlich in sein Spiel versenkt und von seinen Triumphen hingenommen, wollte er, ohne darauf zu achten, daß die Gräfin von einem Fremden begleitet war, wieder so rasch davoneilen, wie er gekommen war. Aber die Mutter hielt ihn zurück, und seine heiße Stirne mit ihrem Tuche trocknend, während ihr Auge und ihr Herz sich an seiner Kraft und Schönheit freuten, sagte sie ab-

wehrend: „Nicht so ungestüm, Alexander! Mache dem Herrn, dem Fürsten Stephan, erst Dein Kompliment."

Der Knabe that, wie ihm befohlen ward, der Fürst bot ihm die Hand mit Wohlgefallen, indeß Alexander hatte es sehr eilig, und als müsse er jeder Unterhaltung und jeder Frage und Erklärung so schnell als möglich ein Ende machen, um nur wieder fortzukommen, rief er: „Fürst Stephan, der dabei war, wie der Onkel starb, der mit Dir Birnen pflückte und Dolbietza spielte! oh! ich weiß! ich weiß!" — und bevor die Mutter ihm Einhalt gebieten konnte, war der Schnellfüßige schon wieder mitten unter den Genossen.

Ein Ausdruck unwilligen Erschreckens flog über das Gesicht der Gräfin. Sie hatte sich von Stephan abgewendet und auch er war überrascht. Er hatte freilich den Knaben gleich bei dem ersten Antreffen neben der Gräfin gesehen, aber die Zärtlichkeit, die Martina dem Sohne heute bewiesen, machte dem Fürsten die Jugendgeliebte erst zur Mutter, ließ sie ihm fremd erscheinen und entrückte sie ihm aus dem Lichte, in dem er sie bisher gesehen, während des Sohnes Aeußerung sie ihm doch wieder näher brachte. Aber sein guter grader Sinn fand sich in dem Zwiespalte leicht zurecht und mit der Offenheit, die ihm angeboren war, sprach er: „Zürnen Sie dem Knaben nicht, und lassen Sie uns unsere Lage so einfach nehmen als sie ist. Was that er Arges, als er uns an schöne vergangene Tage, an die Jugend mahnte, die Jedem unvergeßlich und Jedem so unwiederbringlich ist als das verlorene Paradies? Haben doch auch Sie der schönen Zeiten gern gedacht, denn Sie haben Ihrem Sohne davon gesprochen. Und weshalb sollten Sie das nicht?

Weshalb müßten wir vermeiden, uns jener Tage zu erinnern, oder es zu bezweifeln, daß auf dem Boden einer so schuldlosen Vergangenheit uns Vertrauen und Freundschaft aufgehen und gedeihen könnten, da das Geschick uns hier so unvermuthet zu einander führte. Wir sind in Rom, sind Beide Pilger aus der weiten Ferne! Schreiben wir das: „Gott will es!" wie die Kreuzfahrer getrost auf das Panier, und lassen Sie uns das Stückchen Weges, das hier vor uns liegt, freundlich mit einander gehen! Es ist schön, daß wir uns wiedersehen! Ich freue mich deß von Herzen, und auch Sie, Gräfin! — verschließen Sie sich dieser Freude nicht!"

„Gewiß nicht! Nein! gewiß nicht!" rief sie, während sie zum ersten Male ihm wieder frei und heiter in das Auge schaute, denn seine männliche Wahrhaftigkeit hatte sie besiegt und auch erlöst. Sie schämte sich plötzlich des Mißtrauens, das sie nach der Begegnung in der Peterskirche gegen ihn gehegt, und der Scheu, die sie heute vor ihm gefühlt hatte, als könne er in ihr jetzt noch die Martina sehen, die er einst geliebt, als könne er ihr zürnen oder ihrer noch begehren, und als hätte sie seitdem ihr Leben nicht gelebt, und sichere Ruhe, und volle, feste Zuversicht in sich gefunden.

Aber der auf das Neue ertönende laute Jubel, der um sie her erschallte, zog Beide, den Fürsten wie Martina, von sich selber und von einander ab.

Die Partei, in welcher Alexander gespielt, hatte schließlich den völligen Sieg errungen. Die Gruppen der Zuschauenden, welche ihr Beifall gespendet, fingen sich zu zerstreuen an, Sieger und Besiegte liefen durch einander, die

Verabredungen für den nächsten Spieltag unter sich zu treffen, die Erzieher der jungen Leute gaben den Ausschlag darüber, und als die Gräfin mit dem Fürsten in die Nähe ihres Sohnes kam, hatte dieser mit den beiden anderen Jüngsten, eben die eisernen Ringe aus dem Boden herausgezogen, die Verpackung derselben beendet, und die ganze Schaar schickte sich zum Fortgehen an.

„So komme ich zur rechten Zeit, Dich mit mir in die Stadt zu nehmen," meinte die Gräfin.

„Du hattest mir erlaubt, mit den Anderen zu bleiben," fiel der Sohn ihr ein, „und die Anderen gehen Alle in die Stadt."

„So gehört sich's auch!" sagte der Fürst, der offenbar sein Wohlgefallen an dem schönen Knaben hatte. „Ein ordentlicher Soldat muß bei seinem Regimente bleiben. Außerdem ist eine scharfe Tramontane aufgestiegen, die außerhalb der Villa recht empfindlich sein wird, und Ihr Sohn ist sehr erhitzt. Lassen Sie ihn immer gehen. Ich geleite Sie zu Ihrem Wagen."

Die Gräfin wendete ein, daß sie Doktor Sommer mit sich zu nehmen wünsche, um ihn bei dem Ankaufe eines kleinen antiken Rings zu Rathe zu ziehen.

„So lassen Sie den Burschen einmal ohne den Herrn Doktor mit den Anderen gehen, er ist groß genug dazu!" meinte der Fürst, und mit leuchtenden Augen rief der Knabe: „Siehst Du wohl, Mutter! das sagt auch Doktor Sommer, und Du willst's nicht glauben! Laß mich immer gehen!"

„Nun so geh!" entgegnete die Gräfin, „aber hier, nimm meinen kleinen Shawl!"

„Nichts da von Shawl," lachte der Fürst, „und vorwärts, junger Herr! ehe die Mutter anderen Sinnes wird! Im Gehen schadet ihm die Kälte nicht!"

„Mir schadet überhaupt nichts!" betheuerte der Knabe, reichte dem Fürsten mit zutraulichem Dank die Hand und lief seelenvergnügt davon, zum ersten Mal sich selber in voller Freiheit überlassen.

Der Gräfin ganzes Antlitz strahlte von Vergnügen, als sie dem Sohne mit dem Auge folgte; aber sich zu dem Fürsten wendend, meinte sie, er habe ihr mit seiner Fürsprache ein schweres Spiel gemacht, denn der Doktor, der ihre zu große Aengstlichkeit und Vorsorge stets getadelt, werde sich in Zukunft immerdar auf ihn berufen, und mit Alexander habe sie die Partie nun ein= für allemal verloren.

Der Doktor nannte das ein wahres Glück; und wie der Knabe dem Fürsten wohl gefallen hatte, so gefiel ihm auch dessen verständiger Erzieher. Des Knaben Eigenart, die Weise, in welcher man die Jugend, und namentlich die männliche Jugend an Freiheit und Selbständigkeit zu gewöhnen habe, blieben während des Weges in der Villa zwischen den Dreien der ausschließliche Gegenstand der Unterhaltung. Die Gräfin gab sich der Meinung des Fürsten unverkennbar willig hin, und der Doktor zeigte sich zufrieden, unerwartet einem solchen Bundesgenossen zu begegnen.

Als Stephan der Gräfin in den Wagen geholfen hatte, bot sie ihm ein herzliches Auf=Wiedersehen. Er fragte, ob sie ihm erlauben wolle, sie am nächsten Morgen in ihrer Wohnung aufzusuchen.

„Gewiß!" entgegnete sie ihm. „Ich wollte Sie bitten,

es zu thun, und Sie haben hoffentlich Nichts dagegen, wenn ich Sie bald einmal zu meinem Vater führe. Obschon er sehr einsiedlerisch geworden ist, wird es ihm viel werth sein, Sie zu sehen und Ihnen für die Theilnahme und Güte zu danken, die Sie meinem theuern heimgegangenen Bruder, die Sie uns Allen einst erwiesen haben!"

Neuntes Kapitel.

Es war der letzte sommerhelle Tag des Herbstes gewesen, an welchem Stephan und Martina in der Villa zusammengetroffen waren. Die Tramontane hatte ein paar kalte Tage gebracht, dann war der Wind nach Süd-West herumgegangen, und schwüle regnerische Wochen waren dem heißen klaren Herbste gefolgt. Martina jedoch bemerkte den Wechsel wenig, und die trüben sonnenlosen Tage drückten sie nicht nieder, denn der Verkehr mit Stephan hellte sie ihr auf.

Der Fürst kam Anfangs nicht eben häufig, aber er kam und ging, als wäre es nie anders gewesen, so daß Martina oftmals dachte, wie thöricht sie gehandelt haben würde, hätte sie ihn aus falscher Empfindlichkeit, oder um anderer Bedenklichkeiten willen abgewiesen, die sie sich, aus Achtung vor dem Fürsten und vor sich selbst, kaum einzugestehen wagte.

Sie hatte in dem Laufe der Jahre oftmals von ihm sprechen hören und dies stets mit großer Anerkennung seiner Eigenschaften. Man hatte ihn geistreich, sehr gebildet, glänzend, im hohen Grade ritterlich genannt, und er war das Alles! aber er war noch mehr als das. Er war wohlwollend, natürlich, und so anspruchslos, wie nur Diejenigen

es sein können, die im bewährten Vertrauen auf sich selbst und in dem erprobten Bewußtsein ihres Werthes es nicht nöthig finden, sich in jedem Augenblicke vor den Anderen zu behaupten. Er hatte kein Bedenken, sich unbefangen hinzugeben, denn er war sicher, sich wieder zu finden und sich zu besitzen, sobald er es für wünschenswerth erachtete, und in dieser vornehmen selbstgewissen Sorglosigkeit lag jener unbewußte Zauber, der die Menschen anzog und sie ihm unterwarf, wohin er immer kam. Er erlangte mehr als Andere, weil er Nichts begehrte. Ohne es zu wollen, nahm er die verschiedensten Charaktere für sich ein, denn seine scharfe Beobachtungsgabe und seine bewegliche Phantasie ließen es ihm leicht werden, sich den Neigungen und Bedürfnissen der Menschen, mit denen er es eben zu thun hatte, gutwillig anzupassen, und doch er selbst zu bleiben. Im hohen Grade leidenschaftlich, waren seine Sinne eben so schnell wie seine Empfindungen anzuregen, und weil er dabei liebebedürftig war, wurde er den Frauen gefährlich, wie alle jene Männer, in denen die schönsten Eigenschaften der beiden Geschlechter: männliche Kraft und Energie, sich mit Herzensfeinheit und poetischem Aufschwung verbinden. So hatte er, wie er es selbst geäußert, viel geliebt, war viel geliebt worden, hatte Enttäuschungen kennen, und gegen sich und Andere vorsichtig werden lernen, ohne deshalb die frische Ursprünglichkeit und die Anmuth seiner jungen Jahre einzubüßen, die sich nie liebenswerther kundgab, als in der heiteren Gefälligkeit, die er immer zeigte, wo er mit Kindern oder jüngeren Personen zu thun hatte, und in der Unterordnung, mit welcher er dem Alter freiwillig begegnete. Das kam Martina's Sohn

und Vater sehr zu statten, und namentlich für den Letzteren ward das Hinzutreten des Fürsten zu einem heilsamen Ereigniß.

Wie die Gräfin es gegen Stephan ausgesprochen, hatte Graf Jerome sich völlig von der Welt zurückgezogen. Seine Verstümmelung und die mannigfachen körperlichen Leiden, welche seine Gefangenschaft ihm zugezogen, der Verlust seiner Gattin und seiner Söhne, mit denen sein Name und sein Stamm erloschen, hatten ihn vorzeitig zum Greise gemacht; und die Erkenntniß, daß eine Wiederherstellung seines Vaterlandes zu selbständiger Macht nicht zu erwarten sei, ihn aus dem Leben entwurzelt. Sein Antheil an den politischen Vorgängen in der Gegenwart war erloschen, seit er keine persönlichen Wünsche, und keine Hoffnungen für sein Vaterland mehr hegte. Die Zukunft war ihm gleichgültig geworden und nichts ihm übrig geblieben, als sich rückblickend in die Vergangenheit zu versenken, um mit der ganzen Kraft seines starken Verstandes den unheilvollen Irrthümern und den Sünden nachzuspüren, welche den allmäligen Zerfall und Untergang seines Vaterlandes herbeigeführt, und damit auch seines Hauses und seines Glückes Ende verschuldet hatten. Sein Blick hatte sich dadurch allerdings geschärft, aber während er sich einen kalten parteilosen Beobachter zu nennen liebte, war sein Urtheil einseitig und er selber auch gegen die Menschen, mit denen er es gelegentlich zu thun hatte, hart und ungerecht geworden, seit er sich gewöhnt hatte, sein Augenmerk zunächst immer auf ihre Mängel und auf die Fehler in ihren Handlungen zu richten. Ohne eigene Freude, kümmerten ihn auch die Freude und das Leid der Anderen

wenig; und weil er von den Menschen nichts mehr für sich erhoffte, mochte er auch von ihren Ansprüchen nicht mehr behelligt werden.

Aus dem einst thatkräftigen, zum Herrschen geneigten, und dabei wohlwollenden Manne, war auf diese Weise ein kaltherziger, finsterer Greis geworden, der, in seine Studien und Untersuchungen vertieft, den Ort seines Aufenthaltes oftmals wechselte, wie sein Befinden und seine Stimmung es ihm eingaben, ohne deshalb seine Lebensweise zu verändern. Nicht einmal das Verlangen hatte er ausgesprochen, die Tochter wiederzusehen, oder den Enkelsohn kennen zu lernen, bis Martina ihm den Vorschlag gemacht, mit ihm im Auslande, wo immer er es bestimmen werde, sich zusammen zu finden, um ihm ihren Sohn vorzuführen, den der Graf noch nicht gesehen hatte. Indeß ihre Hoffnung, dem Vater dadurch eine Erheiterung zu gewähren, und ihr guter Wille, dem Sohne eine liebevolle Stätte in dem Herzen seines Großvaters zu sichern, hatten sie getäuscht.

Graf Jerome's verdüsterter Sinn besaß nicht mehr Beweglichkeit genug, sich an die Fröhlichkeit eines Knaben hinzugeben, denn nur auf sich und seines eigenen Hauses Erhaltung gestellt, hatte der Enkel, der nicht seinen Namen trug und eines Russen Sohn war, keinen Werth für ihn. Alexander aber, der sich in den Vorstellungen getäuscht fühlte, welche die Mutter in ihm von dem Großvater rege gemacht hatte, konnte kein Herz fassen zu dem strengen nachsichtslosen Greise, der dies natürlich unangenehm empfand. Nur Martina's sich immer gleich bleibende Geduld und Güte hatten es bisher in einzelnen Stunden vermocht, den Sinn

des Grafen aufzuhellen, seinem Herzen ein Zeichen der dankenden Liebe zu entlocken.

Sie ward es niemals müde, den herben historischen Betrachtungen ihres Vaters mit Achtsamkeit zu folgen. Sie hörte ihm mit immer gleicher Rührung zu, wenn er die Leiden schilderte, die er und seine Frau erlitten, und wenn er die heldenmüthige Liebe der Verstorbenen segnete. So oft er es begehrte, erzählte sie ihm von den Zeiten, in denen sie mit der Mutter und dem Bruder fern von ihm gelebt, und von den letzten Tagen und Stunden seines letzten Sohnes. Ihr waren die Papiere und die Angedenken an die Heimath, welche man einst der Obhut des Fürsten anvertraut, eben solche Heiligthümer, wie dem Vater selber; und so entschieden er sonst jede neue Bekanntschaft von sich abzuwehren pflegte, hatte Martina den Grafen sofort willig und bereit gefunden, den Fürsten bei sich zu empfangen, weil er, mit den Erinnerungen der Familie vertraut, und mit ihnen in des Grafen Geist verbunden war.

Es war ein Sonntag, an welchem Martina den Fürsten zum ersten Male zu ihrem Vater brachte, und gleich bei dem Eintritte in die Wohnung desselben hatte sie es zu erkennen, wie es wohlthätig für den Vater sei, die todte Einsamkeit und die Gleichförmigkeit seines Lebens einmal zu unterbrechen.

Sein Zimmer hatte ein ganz verändertes Ansehen gewonnen. Der Graf hatte das wüste Durcheinander von Büchern und von Papieren, mit denen er sich umgeben, vollständig ordnen lassen. Er hatte, was er lange nicht gethan, den pelzverbrämten Hausrock mit einem anderen

Anzuge vertauscht, an welchem das rothe Bändchen der Ehrenlegion nicht fehlte; und um den Kamin, dessen helles Feuer die Eintretenden nach der naßdurchkälteten Straße freundlich empfing, waren die Stühle für die Erwarteten, gegenüber dem Lehnstuhl des Grafen im Voraus gastlich aufgestellt worden.

Als Stephan bei ihm eintrat, erhob der Graf sich, richtete sich in seiner ganzen Größe stattlich auf, und bot ihm die Hand, indem er ihm einige Schritte entgegenging.

„Man giebt, was man kann, mein Fürst," sagte er. „Da mir die Rechte fehlt, lassen Sie sich die linke Hand gefallen; sie kommt vom Herzen, wie alle der Dank, den ich Ihnen schulde, und wie das Willkommen, das Ihnen aussprechen zu können, mir eine Genugthuung bereitet."

Er umarmte dabei den Fürsten nach seiner Heimathssitte, indem er ihn auf beide Wangen küßte, und der Gräfin traten die Thränen in die Augen, als sie den Vater wieder einmal in der Haltung vor sich sah, in welcher er, während sie von ihm getrennt gewesen war, in ihrer Erinnerung gelebt hatte.

Auch den Fürsten muthete die Erscheinung des Grafen als eine ihm bekannte an. Er hatte ein Bild desselben, das auf dem Schreibtische der Gräfin gestanden, oft betrachtet; und trotz der Veränderung, welche die Zeit und seine Erlebnisse in dem Grafen hervorgebracht hatten, war die würdige Haltung ihm eigen geblieben, hatten weder die Gefangenschaft noch seine jetzige Abgeschlossenheit ihm die weltmännische Leichtigkeit des Ausdrucks und das edle Benehmen geraubt, die in seinen guten Tagen ihn ausgezeichnet hatten.

Die Unterhaltung ward bald eine sehr belebte. Die

Bildung und Weltkenntniß des Fürsten machten ihm die Mittheilungen eines Greises bedeutend, welcher Augenzeuge einer vielfach bewegten Vergangenheit gewesen war; und indem er das, was er von dem Grafen erfuhr, mit demjenigen verband, das er selber im Staatsdienst zu erleben die Gelegenheit gehabt hatte, fand er manchen Aufschluß und manche Bereicherung seiner Einsicht, die ihm wichtig waren. Es konnte also nicht fehlen, daß der Fürst, da er ohnehin mit günstiger Voreingenommenheit zu dem Greise gekommen war, einen vortheilhaften Eindruck von ihm empfing, und daß es dem Grafen wohlthat, eine solche Wirkung hervorzubringen, wenn schon er sich durchaus gleichgültig gegen das Urtheil und gegen die Zustimmung der Anderen nannte.

Die Wärme, mit welcher der Fürst sich der verstorbenen Gräfin und ihres Sohnes erinnerte, schloß das Herz des Greises auf und die Erregung seiner Empfindung belebte und verjüngte den alten Grafen in dem Augenblick fast wunderbar. Er bewegte sich rasch und leicht, er holte herbei, was er an Angedenken an seine Verstorbenen besaß; und von seinen zärtlichen Erinnerungen auf den Zorn gegen die Unterdrücker und Ueberwinder seines Vaterlandes übergehend, ward sein Ausdruck von so gewaltiger Kraft, daß er mit des Fürsten Theilnahme auch dessen Bewunderung erregte.

Man brachte auf diese Weise eine geraume Zeit befriedigt mit einander zu, und als dann der Fürst sich endlich von dem Greise verabschiedete, geschah es unter der beiderseitigen Voraussetzung eines baldigen und häufigen Wiedersehens, das für alle Theile hielt, was die ersten Stunden Günstiges verheißen hatten.

Zehntes Kapitel.

Seit Stephan mit dem Grafen bekannt geworden war, sah er Martina fast an jedem Tage. Er kam nicht regelmäßig in den Stunden, welche sie bei dem Vater zuzubringen pflegte, aber er vermied es eben so wenig, diese Zeit zu wählen, wenn er des Weges ging; und da er ohnedies sie gelegentlich bei ihren Unternehmungen begleitete, oder sie in ihrer Behausung aufsuchte, gewöhnten sie sich, ohne daran zu denken, bald wieder an die zwanglose Gemeinsamkeit des Lebens, deren sie in ihrer Jugendzeit genossen hatten.

Daß sie nicht immer bei einander waren, daß der Fürst Martina nie allein, sondern entweder bei dem Vater, oder in Gesellschaft ihres Sohnes und des Doktors sah, machte ihren Verkehr noch leichter; und da der Fürst in das Alter getreten war, in welchem auch die Männer, selbst wenn sie ehelos geblieben sind, Behagen am Familienleben und an der Beschäftigung mit der heranwachsenden Jugend zu fühlen beginnen, so fand Martina bei ihm eine unerwartete Theilnahme für Alles, was ihren Vater, was ihren Sohn anging und sie selbst beschäftigte. Welch' eine Veränderung er in dem Gemüthsleben des Grafen zu Wege gebracht, und welch' eine Wohlthat er der Tochter damit erwies, das konnte Stephan kaum ermessen, da er den Zustand des Greises vor seinem Dazukommen nicht gekannt hatte.

Jahrelang hatte der Graf auf nichts und auf Niemand mehr Rücksicht genommen als auf sein persönliches Belieben, jahrelang Niemand mehr um sich geduldet, als den alten Diener, der seines Herrn Willen kannte und ihm blind ge-

horsamte. Der Graf hatte das Fordern, das Begehrenmüssen fast ebenso verlernt als jegliches Zuvorkommen gegen einen Anderen, und er ward es jetzt mit Genugthuung inne, wie wohl die Gefälligkeit ihm noch anstand, zu der er sich herbeiließ, und wie angenehm es sei, Dank dafür zu ernten.

Seine lebhafte Unterhaltungsgabe war nicht erloschen, sein schlagfertiger Witz bewies ihm, daß er nicht abgestorben, nicht so eingerostet sei, als er sich zu nennen gewohnt war. Es reizte ihn, dies dem Fürsten darzuthun, und es gleichzeitig zu erklären, welche Erfahrungen es gewesen waren, die ihn dahin gebracht hatten, sich von dem Leben abzuwenden und in sich zu verschließen. Weil er sich aus Achtung vor sich selber zwang, dem fremden jüngeren Manne mit äußerlicher Gemessenheit von seinen Schicksalen zu sprechen, ward er eben dadurch auch genöthigt, seiner Erlebnisse mit größerer Gelassenheit zu denken; und ohne daß er es beabsichtigte, begann er damit jene innere Klärung in sich vorzubereiten, welche den Einzelnen, wenn auch spät und selten fähig macht, sein eigenes trauriges Geschick, wie jedes andere historische Ereigniß mit freier Unparteilichkeit zu überblicken. Einmal aber auf diesen Weg gelangt, that dann die gewohnte gute Sitte auch das Uebrige.

Er konnte einem Fremden nicht so ausschließlich von den Gegenständen sprechen, die ihn allein beschäftigten. Er mußte seinem Gaste Gelegenheit bieten, sich gleichfalls Kund zu geben, mußte ihm den Antheil zeigen, den er für sich begehrte; aber während er solcher Gestalt dem Fürsten nur die unerläßlichste Höflichkeit zu erweisen glaubte, fand er sich unmerklich den Vorgängen in der Gesellschaft, den Ereignissen

des Tages zugewendet, von sich selber abgezogen, der Gegenwart angenähert, und somit auch dem Fürsten und seiner eigenen Tochter wesentlich näher gebracht.

Trotzdem blieb das Verhältniß zwischen dem Vater und der Tochter dem Fürsten auffallend. Denn bei aller Hingebung, welche sie dem Greise erwies, herrschte zwischen ihnen eine Zurückhaltung, die sich nie verläugnete, und was ihn besonders in Verwunderung setzen mußte, war, daß weder der Graf noch Martina ihres Gatten oder ihrer häuslichen Verhältnisse auch nur mit einem Wort erwähnten; während sie zu ihrem Sohne und zu dessen Erzieher oftmals, und immer mit der größten Ehrerbietung von dem Vater sprach, auf welchen Alexander mit allem seinen Verhalten, wie auf seine letzte Instanz, beständig hingewiesen wurde.

Martina war ihm überhaupt ein Räthsel. Voll reger Theilnahme und leicht zu warmer und entschiedener Aeußerung geneigt, wo es ein geistig Allgemeines galt, wo es sich um Kunst, um Literatur, um Grundsätze der Erziehung oder um Erfahrungen im Seelenleben handelte, wußte sie ihre Meinung doch stets mit einem so gänzlichen Absehen von sich selber kund zu geben, daß Stephan sich nicht erinnerte, jemals einer ähnlichen Abstraktion begegnet zu sein. Es war ihm überhaupt noch keine Frau vorgekommen, die so wenig von sich und über sich gesprochen hätte als die Gräfin, und so völlig unbekümmert gewesen wäre um den Eindruck, den sie auf Andere machte.

In den ersten Wochen hatte ihre gleichmäßige Ruhe und die strenge, regelmäßige Ordnung, in welcher sie lebte und die in ihrer ganzen Umgebung herrschte, ihm sehr wohl-

gethan; allmälig aber brachte sie den entgegengesetzten Eindruck auf ihn hervor. Obschon Martina ihn nicht hinderte, die Stunden, die er ihr widmen wollte, frei zu wählen, fühlte er sich von einer gewissen Ungeduld befangen, wenn er fern von ihr war, und noch unruhiger in ihrer Nähe.

Da sie gänzlich außerhalb der Gesellschaft lebte und Niemand bei sich empfing, hatte sie auch ihn nicht besonders aufgefordert, ihr Gast zu sein, aber er hatte gefühlt, daß sie ihn gern kommen sah. Sie hatte ihn auch vielfach zu Rathe gezogen, wo es sich für sie oder für Alexander um irgend eine Unternehmung handelte, und wie er bei diesen ein häufiger Theilnehmer und das Ideal des Knaben geworden war, so hatte der Fürst sich auch gewöhnt, sich immer öfter um die frühzeitige Theestunde bei der Gräfin einzufinden, um eine Weile mit ihr und den Ihren zu verplaudern, ehe er die Gesellschaft aufsuchen ging, die sich mit dem vorschreitenden Winter mehr und mehr in Rom belebte.

Die ganze Woche hindurch war er an jedem Abende bei ihr gewesen. Jeden Abend hatte er sie in ihrer schwarzen schlichten Kleidung an ihrem Kamine sitzen gefunden und zugesehen, wie sie den Thee bereitete. Er kannte jede ihrer Bewegungen, er hätte jede ihrer Mienen malen können. Ihr großer schöner Augenaufschlag wie das Lächeln standen ihm deutlich vor Augen, das um ihre Lippen spielte, wenn Alexander sich mit allen seinen Verlangnissen nicht an sie, sondern an den Fürsten wendete, dem er offenbar weit mehr Einsicht in die berechtigten Bedürfnisse und Forderungen eines Knaben zutraute, als die Mutter sie haben konnte. Er hatte auch wirklich sein Vergnügen an dem schönen Gesellen,

und hatte ihn gern neben sich, wenn er durch die Campagna ritt. Es freute ihn, ihm Dies und Jenes zu erklären, ihn, so weit es angemessen war, vorwärts blicken zu lassen in die Zeiten, in denen er ein Mann sein und an ihn und seinen Charakter die Ansprüche gemacht werden würden, welche man an einen solchen erhebt; aber als an diesem Abende die Uhr die achte Stunde schlug, und Stephan, mitten in seiner Beschäftigung inne haltend, plötzlich aufstand, erschrak er vor sich selber, und setzte sich sofort wieder an den Schreibtisch nieder. Der Sklave seiner Gewohnheit wollte er nicht werden.

Es war jedoch mit dem bloßen Vorsatz nicht sofort gethan. Er hatte in den Tagen gleichzeitig mit der Gräfin ein Werk über die ersten christlichen Zeiten zu lesen begonnen. Es hatte sie Beide, hatte auch ihn noch eben jetzt lebhaft beschäftigt, indeß seine Gedanken waren mit einem Male nicht mehr dabei. Er legte das Buch fort, wollte einen Brief schreiben, und auch das gelang ihm nicht, denn das Ticken der Pendeluhr, die ihm zur Seite auf dem Kamine stand, und die er sonst gar nicht bemerkte, machte ihn unruhig. Er empfand es wie einen Taktschlag, dem er nachgeben müsse, er sah unwillkürlich wieder und wieder nach der Uhr, er dachte daran, daß er Alexander versprochen hatte, ihm die Flaxmann'schen Umrisse zur Odyssee mitzubringen, daß er seinen Wagen nach Martina's Wohnung hinbeschieden habe, um von dort in das Theater zu fahren, nnd als die Uhr die halbe Stunde schlug, war er so unruhig und hatte er der wirren Gründe so viele durch einander geworfen, daß er Alles liegen ließ, um, wie er es gegen sich bezeich-

nete, Alexander und Martina nicht auf sich warten zu lassen.

An Rom und römisches Leben gewohnt, hatte er, wie schon in früheren Jahren, sich ferner von den Quartieren der Fremden in der Nähe des Quirinals eingerichtet, und somit eine tüchtige Strecke bis zu der Gräfin Wohnung zurückzulegen.

Der Abend war trocken und still, aber ganz bewölkt, die Straße einsam. Er hatte sie in den beiden letzten Wochen um die gleiche Stunde regelmäßig durchwandert, heute kam ihm der Weg zum ersten Male weit und lästig vor. Er meinte Scirocco in der Luft zu fühlen; es drückte ihn etwas in Kopf und Herzen, ohne daß er wußte, was es war, aber es verstimmte ihn und machte ihn reizbar. Rom und seine dunklen Straßen, ihr schlechtes Pflaster, ihre gänzliche Einförmigkeit mißfielen ihm mit einem Male.

Warum bin ich eigentlich hier? warum nicht lieber in dem freude- und lichtdurchflutheten Paris? Oder, wenn ich einsam sein will, warum bin ich nicht in meiner Heimath, wo es der Beschäftigung für mich genugsam giebt, während ich hier die Tage planlos in müssiger Einförmigkeit an mir vorüberziehen lasse, ohne Genuß davon zu haben, ohne Anderen Freude damit zu bereiten, am wenigsten der Gräfin!

Er stutzte, als er sich auf dem Gedanken antraf, und drängte ihn sofort zurück. Er war nicht um Martina's Willen nach Italien gegangen, auch war sie es nicht, um derentwillen er noch in Rom verweilte, aber es schoß ihm plötzlich durch den Sinn, daß er um ihretwillen Rom vielleicht verlassen sollte; denn, wenn er ehrlich gegen sich zu

Werke ging, mußte er sich's eingestehen, nicht der Scirocco war es, der ihn drückte, der ihn reizbar machte. Es war Martina's immer gleiche Ruhe, die ihn quälte, die ihm, je länger er sie beobachtete, um so unnatürlicher, ja gradezu unheimlich und wie ein Bann erschien, dem er sich entziehen mußte, wenn er nicht wie sie, vorzeitig der Welt entsagen und versteinern wollte.

Alles, was er bisher an ihr bewundert hatte, was ihn zu ihr hingezogen und was ihm lieb gewesen war, mißfiel ihm heute und verdroß ihn. Es ärgerte ihn, daß er sie zuverlässig wieder auf demselben Platze an ihrem Theetische sitzen finden, daß er sie wieder in dem nämlichen schwarzen Kleide vor sich sehen würde. Er war von je der Meinung gewesen, daß man die Gefallsucht der Frauen, so lange sie sich nicht herausfordernd und aufdringlich bemerkbar macht, sehr mit Unrecht tadele. Er hatte sie immer eine liebenswürdige Eigenschaft, hatte sie scherzend sogar eine gesellige, die Menschen verbindende Tugend, ein bescheidenes Eingeständniß persönlicher Unzulänglichkeit genannt, und sie erschien ihm jetzt in dieser Stunde noch viel erlaubter, ja ganz entschieden als eine wünschenswerthe Eigenschaft, wenn er an die Selbstgenügsamkeit der Gräfin dachte, die es verschmähte, schön zu sein, die jede Huldigung hinnahm, als verstehe sie sich von selbst, in deren Unnahbarkeit mehr Anreiz sich verbarg als in der überlegtesten Gefallsucht, und die ihn doch wider seinen Willen so sehr erregte, daß er ein Ende damit machen mußte, und zwar gleich heute.

Er stand vor der Thüre ihres Hauses, hatte den Drücker erfaßt und ließ ihn wieder los. Wenn er es überlegte, war

es das Gescheidteste, nicht mehr zu ihr zu gehen. Seine abwehrende Empfindung bei ihrem ersten Anblicke auf der Passeggiate, seine Absicht, sie zu meiden, waren richtig gewesen. Er mußte jenem ersten Eindruck nachkommen, wenn er vernünftig sein wollte. Was hinderte ihn auch, Rom mit dem nächsten Tage zu verlassen? Ein Geschäft, das ihn fortrief, war leicht ersonnen. Er hatte ohnehin bald gen Norden gehen wollen, hatte der Gräfin sogar davon gesprochen, und sie hatte es gleichmüthig wie alles Andere hingenommen. Was fesselte ihn an Rom?

Er hatte sich von dem Hause entfernt, und ging langsam gegen die Kirche Trinita di Monte vorwärts. Als er vor derselben angelangt war, stand er an dem Treppenpfeiler still, sah eine Weile in halber Zerstreutheit auf den spanischen Platz hinunter, dann wendete er wieder um. Wie er darauf emporblickte, strahlte ihm aus den Fenstern ihrer Gemächer der Schein des Lichtes hell entgegen — und er blieb sich die Antwort schuldig auf die Frage, was ihn fessele an Rom. Sie noch wiedersehen, sie noch einmal sprechen, mußte er jedenfalls, ehe er von dannen ging, und schicklicher war es immer, wenn er ihr von seinem Vorhaben mündlich Kunde gab.

Als die Thüre ihres Saales sich ihm öffnete, eilte Alexander ihm mit froher Herzlichkeit entgegen.

„Wer hat nun Recht?“ rief er, „da ist der Fürst! Und die Mutter sagte, Sie würden nicht mehr kommen. Ich wollte aber darauf wetten, daß Sie kämen, denn Sie hatten mir die Umrisse zu heute versprochen, und hatten mir gestern erst gesagt, ein Mann müsse Wort halten, sich und Anderen;

müsse fest sein in seinen Vorsätzen und Entschlüssen! Das wußte die Mutter auch, und darum wollte sie nichts von der Wette hören!"

Wo waren nun die Vorsätze und Entschlüsse hin, mit denen Stephan noch vor wenig Augenblicken der Gräfin Gemächer betreten hatte?

Die freundliche Häuslichkeit, die Martina überall um sich zu verbreiten wußte, empfing ihn, den Alleinstehenden, mit ihrem ganzen Zauber. Sie saß, wie immer an demselben Platze, sie hieß ihn mit dem immer gleichen Ton und Blick willkommen, und es erquickte ihn, daß sie es that, er hätte es nicht anders, nichts hätte er anders haben mögen, nun er sie vor sich sah und wieder an ihrer Seite saß.

Er händigte dem Knaben sein Geschenk aus, aber Alexander hatte in dem Augenblicke nicht die rechte Theilnahme dafür, und der Prinz bemerkte, daß er für eine Gesellschaft angezogen war. Auch der Erzieher, der dazu kam, erschien im Frack. Auf seine Erkundigung, was das zu bedeuten habe, erfuhr der Fürst, daß heute im Hause der englischen Familie, mit deren Söhnen Alexander vorzugsweise verkehrte, ein kleiner Ball gegeben werde, an welchem er Theil nehmen würde.

„Und Sie werden ihn nicht begleiten?" fragte der Fürst die Gräfin.

Sie entgegnete, daß sie Lady Ernesby sehr oberflächlich kenne, daß der Verkehr der jungen Leute durch die beiderseitigen Gouverneure vermittelt worden sei, und daß obenein ihre Trauerkleidung sie von derlei Geselligkeit entferne und entbinde.

„Wissen Sie wohl," sagte Stephan, „daß ich Sie niemals anders als in schwarzer Tracht gesehen habe? Als ich Sie in Preußen kennen lernte, trugen Sie Trauer um Ihren älteren Bruder und jetzt um Ihren Schwager. Ich kann Sie mir gar nicht anders denken als in schwarzem Kleide!"

„Oh!" fiel Alexander ein, „die Mutter sieht ganz anders aus in hellem Anzuge. Nicht wahr," fuhr er fort, sich an den Doktor wendend, „die Mutter sieht prachtvoll aus, wenn sie in ihrem blauen Sarafan mit der goldgestickten Schleppe und dem Kokoschnik mit Saphiren und Brillanten an den Hof geht."

„Sprich nicht mit Sascha!" unterbrach ihn die Mutter abwehrend, „wenn Du nicht gefragt wirst, und sage Basil, daß man den Wagen meldet, so wie er vorfährt."

„Das thut Basil ja immer!" meinte Alexander, den man so leicht nicht abwies, wenn er sich unter des Fürsten Schutz und Beistand wußte, und dieser kam ihm denn auch mit der an die Gräfin gerichteten Frage zu Hülfe, ob es kein gutes Bildniß von ihr gäbe.

Sie verneinte das. Er wollte wissen, ob man sie denn nicht wenigstens als Braut gemalt habe.

„Mein Brautstand währte nur sehr kurze Zeit," entgegnete sie ihm ausweichend, „und ich habe mich nie entschließen mögen, zu einem Bilde zu sitzen."

„Aber gemalt hat man Dich trotzdem!" wendete der Knabe ein. „Ich habe ein Bild von meiner Mutter, und wenn es schon kein rechtes ist, so ist es doch sehr ähnlich und ganz so wie sie selbst. Warten Sie, ich will es holen!"

rief er; und immer lebhaft bemüht, seinem Freunde sich gefällig zu erweisen, hatte er das Zimmer rasch verlassen, während der Fürst sich erkundigte, was es mit dem Bilde auf sich habe.

„Ach!“ entgegnete die Mutter, „es handelt sich um ein Pathengeschenk, das man meinem Knaben gemacht hat. Sie kennen die russische Sitte, Heiligen- und Muttergottesbilder über den Betten aufzuhängen, und werden bemerkt haben, daß man bei uns einen großen Luxus mit der Einrahmung derselben treibt, so daß der Werth des Goldes und der Edelsteine, welche man für ihre Einfassung verwendet, in der Regel zu dem Werth des Bildes in gar keinem Verhältniß steht. Die Großfürstin, welche Alexander's Pathin war, hat denn auch bei einem der Hofmaler seiner Zeit, ein im alten griechischen Stil gehaltenes Muttergottesbildchen für Alexander bestellt, um die üblichen Juwelen daran anbringen zu lassen, und der Maler, den wir kannten, hat dem Bilde damals eine Art von Aehnlichkeit mit mir gegeben, von der jetzt natürlich gar nicht mehr die Rede sein kann.“

Sie hatte diese Auskunft noch nicht vollendet, als der Sohn mit seinem Bilde wiederkehrte und es dem Fürsten hinreichend, zuversichtlich die Frage aufwarf, ob das nicht seine Mutter sei.

„Ja!“ rief der Fürst, „vollkommen! ganz und gar die Gräfin!“ und sein Auge von dem Bilde zu dem Original hinüberwendend, setzte er hinzu: „das Bild ist meisterhaft gemacht, ist sprechend ähnlich.“

„Und,“ fiel Alexander ein, stolz, seine Meinung von

dem Fürsten bestätigt zu finden, „und fragen Sie den Herrn Doktor, genau so sieht meine Mutter in der Galla aus. Sehen Sie, die Krone ist grade wie ihr Kokoschnik, und das blaue Gewand und die rothe Taille, die sind eben so, wie sie sie hat; nur das Haar hängt nicht herunter, wenn sie zu Hofe geht, und fällt ihr nicht über die Schultern und nicht über das Kleid wie bei der Gottesmutter."

Die Meldung, daß der Wagen vorgefahren sei, unterbrach Alexander in seiner Schilderung. Die Mutter hieß ihn, das Bild an seinen Platz zu tragen, aber der Fürst wünschte es noch einmal anzusehen, und Alexander hatte nun auch mit sich selbst zu thun.

Er zog mit großer Geflissenheit seine Handschuhe an, die Mutter zupfte ihm die Kravatte und den Kragen noch zurecht, verabredete mit dem Doktor die Stunde seiner Rückkehr; dann noch ein paar freundliche Ermahnungen, ein flüchtiger Kuß, und Lehrer und Zögling verließen das Zimmer und das Haus.

Elftes Kapitel.

Man hörte den Wagen von dannen fahren, der Diener hatte den Theetisch abgeräumt. Die Gräfin erhob sich, holte ihren Nähkorb herbei, nahm dann an dem Kamine ihren Platz und ihre Tapisseriearbeit zur Hand. Der Fürst setzte sich ihr gegenüber.

Durch die tief hinabreichenden Scheiben der Balkonthüren sah man den Horizont weit vor sich geöffnet. Die Wolken, die bis dahin den ganzen Himmel einförmig bedeckt

hatten, fingen an, sich leise zu bewegen und für einzelne Augenblicke zu zertheilen. Hie und da ward ein Stern bemerkbar, und lichte Ränder an dem ziehenden Gewölk verriethen, daß der Mond am Himmel stehe. Unten in dem Hofe plätscherte aus dem großen Löwenkopfe in der grünumrankten Nische das Wasser in das alte Becken nieder, daß man meinte, in der tiefen Stille die einzelnen Tropfen niederfallen zu hören. Der Zauber der Abendruhe hatte sich über die Stadt gebreitet und schwebte mild auch über den Beiden, daß sie eine Weile schweigend bei einander saßen, als wären die Augenblicke einander alle gleich und die Zeit nicht flüchtig.

„Welch ein glückliches Gesicht der Knabe hat!“ hub endlich der Fürst zu sprechen an, „und dabei strahlt von seiner Stirne beständig ein gewisses Siegesbewußtsein, als wisse er, daß es ihm im Leben gar nicht fehlen könne. Seine Offenheit und sein Zutrauen, Eigenschaften, die man auch bei der Jugend weit weniger häufig antrifft, als man es erwarten dürfte, sind sehr liebenswürdig.“

„Alexander ist gutartig,“ entgegnete die Gräfin, „und da wir bemüht sind, ihn einfach in seinen Ansprüchen zu erhalten, befinden wir uns nur selten in der Nothwendigkeit, ihm nicht willfahren zu können, so daß ihm das Zutrauen sehr erleichtert wird. Ich frage mich aber oftmals, ob es nicht gefährlich sei, der Jugend in solcher Weise ihre Tage leicht, und das Wünschen bequem und zum Genuß zu machen. Es ist gewiß etwas sehr Schönes um eine glückliche Jugend und um die Zuversicht, mit welcher wir in das Leben blicken als müsse und werde es halten, was die Jugend und die

Elternliebe uns verheißen haben! Nur daß das Erschrecken später gar so groß ist, wenn man vor den ersten Enttäuschungen steht, sich mit ihnen in das Gleiche zu setzen, und sich durch sie auf den bitteren Ernst des Leidens vorzubereiten hat, das Niemandem erspart bleibt.

„Sie sprechen von Erfahrungen, die Sie an sich selber machten!“ bemerkte Stephan, der danach verlangte, in der Gräfin Herz zu lesen, und der die günstige Gelegenheit sich nicht entgehen lassen wollte, denn es war das erste Mal daß er an einem Abende allein war mit Martina.

„Sie irren!“ versetzte sie. „Jene glückliche Zuversicht zum Leben, jenes unbedingte Vertrauen in die Zukunft und jene Einheit der Empfindung, die auch mir meinen Sohn liebenswerth erscheinen machen, habe ich, und haben auch meine Brüder niemals besitzen können. Das lag schon in den politischen Verhältnissen meines Vaterlandes. Trotz der Güte, welche unsere Eltern uns erwiesen, trotz all der Freude, die sie uns zu bereiten trachteten, und ungeachtet der fröhlichen Tage, deren wir genossen hatten, ehe das Unglück über uns hereinbrach, hatten wir doch von früh an neben dem Lieben und Vertrauen, auch hassen, mißtrauen, fürchten, uns zurückhalten, und mit großer Vorsicht schweigen gelernt. Das hat vielleicht die Charaktere in einzelnen Fällen stählen können, aber es ist an und für sich ein Unglück für die Jugend, die einheitlicher Anschauungen und Gefühle nöthig hat, um sich gesund entfalten, um gedeihen zu können.“

„Und Sie haben diese Einheit der Empfindung Ihrem Sohne zu bewahren vermocht? Sie haben sie also auch in

sich erreicht?“ fragte der Fürst, und noch einmal wich ihm die Gräfin aus.

„Alexander ist ein Russe, sein Vater im nächsten persönlichen Dienst des Kaisers und von diesem sehr bevorzugt. Mein Sohn wird seine Laufbahn voraussichtlich nach seines Vaters Vorbild zu machen haben, sein Weg ist ihm also grad und einfach vorgezeichnet, wie der meine mir für ihn, und das ist ein Glück.“

Die Gräfin zählte die Stiche an ihrer Arbeit, Stephan, der noch immer das Marienbild in Händen hielt, blickte es an und wieder an, und sah dann gedankenvoll zu der Gräfin hinüber. Er konnte zu keinem Entschlusse kommen. Er hatte ihr sagen wollen, daß er gehen werde, und fühlte sich an sie gefesselt. Was half es ihm, wenn er sich selbst betrog? Er konnte sich's nicht läugnen, er liebte sie mit einer Zärtlichkeit, die er für keine Frau gefühlt hatte, als nur für sie in ihrer Jugend. — Und sie?

Der Friede, der auf ihrer Stirne lag, war so vollkommen, daß er sich scheute, ihn auch nur mit einer Frage anzutasten. Kein Zeichen hatte ihm, seit er täglich mit ihr verkehrte, je verrathen, daß sie der Liebe und der Wünsche noch gedächte, die sie gemeinsam einst gehegt; aber er konnte das Aufleuchten der Freude nicht vergessen, mit der sie ihn in der Peterskirche zuerst begrüßt hatte, und während seine Liebe für sie ihn schweigen und schweigend von ihr gehen hieß, drängte seine Selbstsucht ihn zu sprechen.

Wenn er es überdachte, schuldete er es sich wie ihr, es endlich einmal klar zu machen, wie sie mit einander ständen. War sie glücklich an ihres Gatten Seite, war es Rücksicht

auf Stephan, daß sie desselben gegen ihn so geflissentlich zu erwähnen vermied, nun dann wollte er gehen und sie zum zweiten Male zu vergessen suchen, obschon sie ihm jetzt theurer und tiefer in das Herz gewachsen war, als in den Tagen, da sie noch ein Kind, da sie noch nicht die unvergleichliche Frau gewesen war, zu der sie sich herangebildet hatte. Und wenn nicht?

Er hatte sich die Antwort noch nicht darauf gegeben als sein Schweigen die Gräfin zu drücken begann.

„Woran denken Sie so ernsthaft?“ fragte sie, um es zu unterbrechen.

Der sehr natürliche Anruf gab den Ausschlag, und jedes abmahnende Bedenken von sich weisend, sagte er: „Ich dachte an Sie! An Sie und an den stillen Frieden, der auf Ihrer Stirn wie auf dem Antlitze dieser schönen Gottesmutter thront. Fühlen Sie diese Ruhe, diesen Frieden? Mißdeuten Sie die Frage nicht: sind Sie so glücklich als ich Sie wissen möchte?“

Sie ließ die Hände mit ihrer Arbeit langsam niedersinken auf ihre Kniee, dann sprach sie gelassen: „Ich hatte besorgt, daß Sie diese Frage einmal an mich richten würden, denn Sie haben ein Recht, mir dieselbe vorzulegen, Sie allein, und Ihnen habe ich sie zu beantworten, Niemandem sonst.“ — Sie hielt inne, schöpfte dann tief Athem und sagte klanglos aber fest: „Nein! ich bin nicht glücklich! ich war es nie!“

„Martina!“ rief der Fürst, der aufgestanden und an sie herangetreten war; aber die Gräfin hob mit bittender Abwehr ihre Hände gegen ihn empor.

„Nicht weiter! nichts weiter!“ flehte sie. „Sie wissen jetzt Alles, was Sie wissen mußten, was ich Ihnen zu sagen hatte. Nun ist's gut! Fragen Sie nicht mehr — es ist genug!“

„Nein! es ist nicht genug!“ fiel Stephan ihr lebhaft ein. „Sie müssen es empfunden haben, wie ich danach trachte, Sie zu errathen, wie Ihr Friede mir heilig, Ihr Wille mir ein Gebot ist. Aber Sie schulden mir die Antwort auf die Frage: wie konnte es geschehen, daß Sie sich täuschten, daß Sie den Grafen zu lieben glaubten?“

„Ich habe das nie geglaubt!“ entgegnete sie, mit der Festigkeit, die sie zu behaupten strebte.

Indeß des Fürsten Aufregung ward nicht dadurch beschwichtigt. „Sie haben ihn nie geliebt!“ sprach er ihr nach. „Was zwang Sie denn zu einer Ehe, bei der Ihr Herz nicht war?“

„Die bittere Nothwendigkeit!“ stieß sie hervor, „das Elend meiner Eltern. Denen, die mir das Leben gaben, opferte ich das meine, ihre Freiheit erkaufte ich mit der meinigen!“ — Und als könne sie die Fluth des schmerzlichen Erinnerns nicht bewältigen, nun sie die Schranke der Zurückhaltung einmal durchbrochen hatte, setzte sie hinzu: „Ich hatte Ihnen geschrieben, und Sie erinnern sich vielleicht noch daran, daß es Graf Waragatine gewesen, welcher aus meiner Mutter Händen auf Befehl des Kaisers seiner Zeit unser Bittgesuch empfangen hatte, daß er es gewesen, der uns die kaiserliche Gnade anzukündigen kam. Damit war mein Geschick entschieden!“ — Sie machte eine Pause, Stephan hatte sich neben sie gesetzt.

„Ich hatte das Unglück gehabt'" sprach sie gepreßt und hastig, wie Jemand, der eine schwere Aufgabe rasch abzuthun wünscht, „sein Wohlgefallen zu erregen, und er ist ein Mann von rascher Uebersicht, von sicherer Kombination und festem Willen. Sein Plan war augenblicks gemacht. Die Vorsteherin des Kroninstitutes, das der Kaiser mir zum Aufenthalte bestimmte, die Baronin von Hartenfeld, war des Grafen einzige Schwester, die Wittwe eines höheren Offiziers. Sie dankte das Ehrenamt, das sie bekleidete, dem Einfluß ihres Bruders. Er war ihr der Inbegriff aller Macht und Ehre, alle ihre Vorstellungen drehten sich um den Kaiser und um ihren Bruder. Von ihr erfuhr ich es, wie ich es allein dem Vorschlage dieses Letzteren dankte, in die Anstalt aufgenommen, das hieß von meiner Familie getrennt worden zu sein. — Ich hatte mich nicht zu beklagen über die Behandlung, welche ich in derselben erfuhr. Die Baronin begegnete mir mit Güte, mit Bevorzugung. Ich traf bei ihr zum Oefteren den Grafen und konnte mich über seine Huldigung nicht täuschen. Von der Welt war ich völlig abgeschnitten wie alle Pensionäre. Die Briefe, die wir schrieben, wie alle, die an uns gerichtet wurden, unterlagen einer Durchsicht. Meiner Mutter Briefe zerrissen mir das Herz. Mein Vater konnte sein Lager selten nur verlassen, meiner Mutter Lungen hatten unter dem Klima schwer gelitten; sie kämpften Beide mit Entbehrungen jeder Art — und ich lebte im Ueberflusse. Die Monate, die Vierteljahre schlichen hin. Von Ihnen muß einmal ein Brief gekommen sein, denn eines Tages, als die Baronin mir das vierteljährliche Schreiben meiner Mutter wie immer eröffnet übergab, warnte

diese mich vor thörichtem Rückerinnern und noch thörichterem Hoffen. Die Vergangenheit, schrieb sie mir, müsse für mich, so wie für sie und meinen Vater, ein- für allemal vergangen sein. Unsere Zukunft, meiner Eltern Leben wie ihr Schicksal und das meine, lägen in des Kaisers Hand, beruhten auf der theilnehmenden Gunst des Grafen Waragatine und seiner Schwester, deren ich mich nicht unwürdig machen dürfe durch Uebertretung der für das Institut gegebenen Gesetze. Sie meldete mir zugleich, daß der Arzt ihr unumwunden ausgesprochen, wie sie das Frühjahr nicht erreichen werde, wenn sie einen dritten Winter unter Sibiriens Himmel zu durchleben habe, und sie deutete mir an, daß ich des Grafen Beistand für eine Verbesserung ihrer Lage, für eine Uebersiedlung in einen der südlicheren Distrikte in Anspruch nehmen und der Baronin vertrauen, ihrem Rathe wie dem einer Mutter folgen möge.

„Die Baronin sah, wie das Schreiben mich erschütterte. Sie sprach mir Muth ein. Sie sagte, der Kaiser sei nicht mehr unerbittlich wie vordem. Die Krankheit seiner Gattin habe ihn mitleidig gemacht, und des Grafen Einfluß vermöge viel. Ihr Bruder werde heute Abend den Thee bei ihr nehmen, sie wolle mich dann rufen lassen, und ich solle ihm sagen, was ich auf dem Herzen habe.

„Das Anerbieten erfüllte mich mit einer unbestimmten Angst. Die Ermahnungen meiner Mutter wie die Aeußerungen der Baronin thaten mir dar, daß sie schon länger mit meiner Mutter in einem Verkehre stehen müsse, von dem ich nicht unterrichtet war, obschon es sich bei demselben um mich gehandelt haben mußte; und wie sehr ich mich dadurch

auch beunruhigt fühlte, wagte ich nicht danach zu fragen, aus Scheu vor dem, was ich erfahren würde.

„Der Tag lag wie eine Last auf mir, aber ich wünschte ihm lange Dauer, weil ich mich vor seinem Ende fürchtete. Es war schon spät, als ich in die Gemächer der Baronin beschieden wurde. Der Graf war bei ihr. ‚Mein Bruder ist von der Lage Ihrer Familie durch mich vollständig unterrichtet,‘ sagte sie, ‚aber von dem Munde der Tochter wird die Bitte ihm dringlicher zu Herzen gehen. Sprechen Sie offen zu ihm. Sie kennen die Theilnahme, die er Ihnen vom ersten Augenblicke an bewiesen hat, und meine Zuneigung für Sie. — Ich hoffe, wir führen Alles zu einem guten Ende.‘

„Noch während sie sprach, kam die Vorsteherin unserer Klasse, ihre Vertraute, sie abzurufen. Ich war mit dem Grafen allein. Ich konnte vor Angst das Wort nicht finden, er kam mir zuvor.

„‚Ich könnte Sie sprechen, mir erzählen lassen, was ich weiß,‘ sagte er, ‚aber ich will offen gegen Sie sein, wie es einem Manne zukommt, dem Sie sehr werth sind und der Ihnen jeden unangenehmen Augenblick ersparen, Ihr Leben und das Schicksal Ihrer Eltern freundlich gestalten möchte, soweit es in seiner Macht steht.‘ —

„Es war also, wie ich es gefürchtet hatte, und kein Entfliehen vor der Erklärung möglich. Er schien zu sehen, was in mir vorging. ‚Geben Sie mir die Hand, mein Fräulein!‘ sagte er, ‚und fassen Sie Vertrauen. Ich bin kein junger Seladon, ich bin ein Kriegsmann, der grade auszugehen gewohnt ist. Sie müssen es bemerkt haben, daß

ich Sie bewunderte, als ich Sie zuerst sah, daß ich Sie liebe, seit ich Sie kenne. Werden Sie meine Frau! — Meine Schwester hat sich der Zustimmung Ihrer Eltern versichert. Se. Majestät der Kaiser, der die Verbindung seiner polnischen und russischen Unterthanen gern sieht, ist meinen Wünschen geneigt. Die Gunst, die er Ihren Eltern verweigern würde, wird er meinen Schwiegereltern zugestehen. An dem Tage, an dem Sie zum ersten Male meinen Namen tragen, händige ich Ihnen die Begnadigung Ihrer Eltern, und den Paß aus, der ihnen den Weg in das Ausland eröffnet; und daß Sie es nicht bereuen sollen, in Rußland mit mir zurückgeblieben zu sein, das verspreche ich Ihnen."

Der Fürst hatte ihr schweigend zugehört. „Jetzt verstehe ich!" rief er, da sie inne hielt. „Was blieb Ihnen übrig? Sie hatten keine Wahl!"

„Nein! ich hatte keine Wahl!" wiederholte sie, und fuhr dann in wachsender Bewegung fort: „Ich hatte keine! aber ich begriff das im ersten Augenblicke nicht. Ich begehrte Zeit, mich zu fassen und zu prüfen. Der Graf empfand das übel. ‚Er habe gehofft,' sagte er, ‚mich der Baronin noch heute als seine Verlobte vorzustellen, doch solle ich seine Werbung als nicht geschehen betrachten, wenn sie mir unwillkommen sei, solle vergessen, was er mir gesagt. — Vergessen! Wie konnte ich das Elend meiner Eltern denn vergessen? der Begnadigung vergessen, die er mir für sie verheißen hatte? Und wie bitter mußte die Noth der Eltern sein, wenn sie sich darin ergaben, mich einem Manne zu verbinden, der siegreich gegen unser Vaterland gefochten hatte? — Was ich in jener Stunde in wenigen Minuten

durchlebte, davon kein Wort! — Ich hätte wenigstens die Briefe meiner Eltern an die Baronin sehen, ich hätte mich mit dem Geistlichen besprechen mögen, meinem Beichtiger und einzigen Vertrauten! — Und doch mußte ich Bedenken tragen, den Grafen zu erzürnen, ihn anderen Sinnes zu machen. Ich mußte ja fürchten, der Mann, den ich nicht liebte, den ich scheute, könne davon abstehen, mich zu begehren, während an seinem Wunsche, mich zu besitzen, meiner Mutter Leben hing —"

„Und ich Unsinniger wähnte mich in meinem Schmerze vergessen, konnte Sie treulos glauben!" rief der Fürst.

Martina antwortete ihm nicht darauf. Sie fuhr sich über Stirn und Augen, ihre Wangen glühten, ihre Hand war kalt. Sie bemerkte es nicht, daß Stephan dieselbe ergriffen hatte und ließ sie in der seinen ruhen.

„Sie wissen nun Alles!" sagte sie. „Vierzehn Tage später war ich des Grafen Frau. Er hat mir Wort gehalten: meine Eltern wurden begnadigt. Der Kaiser schenkte an unserem Hochzeitstage dem Grafen den ganzen liegenden Besitz meiner Eltern. Ich verlebte die Flitterwochen mit meinem russischen Gemahl in meines beraubten und verbannten Vaters Haus — in Dolbietza!"

Sie stand auf und trat auf den Balkon hinaus. Stephan wollte ihr folgen, hielt sich jedoch zurück. Er traute sich nicht zu, neben ihr zu sein, ohne es ihr auszusprechen, wie er sie liebte. Er schritt unruhig in dem großen Raume hin und wieder, aber die Kühlung, die von draußen in den Saal hereindrang, machte ihn besorgt um die geliebte Frau.

Er ging zu ihr, bat sie, sich nicht der kalten Luft auszusetzen und hereinzukommen. Sie weigerte sich dessen.

„Lassen Sie mich immer!“ sagte sie, „die frische Luft ist der beste Geisterbanner, und man soll an die Vergangenheit nicht rühren, ihre Geister nicht heraufbeschwören, denn sie wenden sich meist gegen uns. Aber da ich einmal gesprochen habe, ist mir's recht, und ich denke, auch Ihnen soll es wohlgethan haben.“

„Es soll mir wohlthun, daß ich Sie nicht glücklich weiß?“ fragte Stephan.

„Glauben Sie denn noch an Glück?“ fiel sie ihm ein.

„Mehr als je zuvor!“ rief er mit einem Tone, der ihr das Herz bewegte, daß sie tief aufathmend trotz der Dunkelheit die Augen davor schloß, als treffe sie ein heller Lichtstrahl. Sie faßte sich jedoch gleich wieder, und seiner früheren Mahnung folgend, kehrte sie in das Gemach zurück. Er machte die Thüren zu, aber der Anblick, der sich ihnen darbot, fesselte sie unwillkürlich. Martina blieb stehen, die Hände auf den Thürdrücker gelegt, Stephan lehnte in der Brüstung.

Die Wolken waren fast verschwunden. Der Mond neigte sich dem Niedergange zu. Dann und wann huschte, von ihm durchleuchtet, bräunlich schimmerndes Gewölk in seltsamer Gestaltung über ihn hinweg. Licht und Schatten wechselten dadurch über den Straßen und Plätzen der Stadt, und je nachdem der Mondschein sie traf, traten die Kirchen, die Paläste, die Monumente, welche innerhalb ihres Gesichtskreises lagen, plötzlich klar und deutlich aus der Dunkelheit hervor, um dann eben so schnell wieder unsichtbar zu werden.

Martina rühmte die Lage ihrer Wohnung. Sie nahm Stephan's Hülfe in Anspruch, um in dem Halblichte die verschiedenen Straßen herauszufinden, er hörte ihr zu und ließ sie gewähren, ohne Antheil daran zu nehmen. Er war nicht bei ihren Worten und sie war es selber nicht. Sie wollte nur sprechen, um nicht zu schweigen, sprechen, um die Gedanken zu bemeistern, die in ihnen Beiden rege geworden waren, aber sie wußte nicht, was sie Stephan damit anthat.

Er konnte es nicht ertragen, daß sie eine Fassung behauptete, die er mehr und mehr verlor, daß sie ihn hinderte, ihr zu bekennen, was zu verschweigen er noch vor wenig Augenblicken als seine Pflicht erachtet hatte. Aber diese letzte halbe Stunde hatte Alles umgewandelt; und während er Martina noch eben um ihre sittliche Kraft bewundert hatte, begann er ihr zu zürnen, sie feige und verzagt zu nennen, weil sie es vermochte, sich in das ihr aufgezwungene Geschick mit Fassung zu ergeben.

„Sehen Sie," sagte Martina, mit einem Male sich gewaltsam losreißend von den Gedanken, die ihre Seele bewegten, „sehen Sie, wie zauberhaft dieser Wechsel des Lichtes ist! wie phantastisch das jähe, scheinbare Verschwinden dessen, was doch da ist und da bleibt, auch wenn wir es nicht sehen. Ich bin bisweilen mitten in der Nacht, manchmal auch in dem Morgengrauen vor des Tages Anbruch von meinem Lager aufgestanden, wenn mir's bei zufälligem Erwachen in den Sinn kam: Du bist in Rom! — Und ich habe dann hier an dem Fenster gesessen und hinausgeschaut, um mir dies Panorama in jeglicher Beleuchtung so sicher als möglich einzuprägen, um mir so wenigstens in der Erinnerung

recht festzustellen, was dauernd zu besitzen mir nicht vergönnt ist."

Stephan fuhr heftig auf. „So gehören Sie denn auch zu jenen Frauen, welche die Leidenschaft haben, unnöthige Martyrien über sich zu nehmen?" rief er. „Erinnerungen! — Was sind sie uns, die Erinnerungen an ein verlorenes Glück? — Schmerzen und nichts weiter! Unheimliche, quälende Schemen, die uns verfolgen! und nichts mehr! Gemalte Früchte, die den Lechzenden nicht erquicken! — Was werden sie Ihnen frommen diese Erinnerungen, die Sie hier so eifrig sammeln? — Man lebt nicht ungestraft in Rom. Je klarer, je lebendiger Ihre Erinnerungen sein werden, um so heißer, um so beständiger wird Ihre Sehnsucht hieher sein. Denn was man einmal als ein Höchstes, als ein Ideal erkennen, verehren, anbeten lernen, was man einmal in sein Herz geschlossen, was man geliebt hat mit seiner ganzen vollen Kraft, das kann man nicht entbehren, ohne unglücklich, unaussprechlich unglücklich dadurch zu werden für immerdar."

Er hielt inne, auch Martina schwieg, denn das Schlagen ihres Herzens versetzte ihr den Athem. Sie wagte ihr Auge nicht auf ihn zu richten und in die Weite hinausschauend, sprach sie langsam und gepreßt: „Es ist, wie Sie es sagen! Aber soll ich mich denn des Schönen nicht erfreuen, auch wenn ich weiß, daß ich es wieder lassen muß? Nein," setzte sie hinzu, während ein wehmüthiges Lächeln um ihre Lippen spielte: „Nein! ‚mieux aime mon martyre!'"

„Und woher nehmen Sie die Geduld, wo finden Sie den Muth, in der Fülle des Lebens und in der Kraft des Begehrens sich mit einem Martyrium als Lebensschicksal zu

begnügen?" fragte Stephan mit einer spöttischen Bitterkeit, die ihr wehe that.

Er hatte jedoch die Worte noch nicht vollendet, als der Mond, nun völlig Sieger, durch das Gewölk brach, und frei im Aether schwebend, mit seinem hellsten Lichte die Kuppel der Peterskirche übergoß, daß das riesige Kreuz auf derselben strahlend in die Ferne leuchtete.

Stephan hatte in seiner Gereiztheit des magischen Anblicks nicht geachtet. Statt der Antwort wies Martina ohne zu sprechen darauf hin; aber nur auf sich und auf seine Befriedigung gestellt, rief er: „Was soll die Handbewegung? Was haben Sie? Ich verstehe Sie nicht."

Sie hielt die Thränen zurück, die seine Härte ihr in die Augen trieb, und ihre Stimme meisternd, damit sie ihm ihr Leiden nicht verrieth, entgegnete sie: „Wie hier vor unseren Blicken, so ist einst nach langem Kampfe aus tiefem Dunkel das Bild des Kreuzes vor mir emporgestiegen und hat mir tröstend geleuchtet, bis ich gelernt habe, mich daran zu erheben und zu halten."

Indeß ihre Selbstbeherrschung brachte den Fürsten gänzlich um die seine. Er konnte den grausamen Gelüsten nicht widerstehen, sie leiden zu machen, wie er selber litt. „Ihr Gottvertrauen und Ihre fromme Ergebung in die Fügung Gottes sind beneidenswerth!" sagte er herausfordernd.

Martina schüttelte langsam das Haupt. „Ich habe zu viel Unrecht in der Welt geschehen, zu viel Uebelthat vom Glücke begünstigt gesehen, um noch an das Walten einer göttlichen Fügung und einer göttlichen Gerechtigkeit glauben zu können," sagte sie, „selbst wenn mein Wissen von den

Dingen mir diesen, dem armen Menschen in seiner Noth oft so beseligenden Glauben nicht verböte. Aber ich habe emporblicken lernen zu dem Beispiele dessen, der den Tod am Kreuze über sich nahm, als es galt, sich selber treu zu bleiben, sich zu opfern, um denen, die nach ihm leben würden, die Lehre von der Liebe einzuprägen, die sich selbst vergißt um Anderer willen. Ich trachte, ihm nachzuleben, der ausgesprochen: Ich habe das Leben überwunden! — Ich trachte danach!" wiederholte sie, inbrünstig wie im Gebet; und sich abwendend von Stephan, verließ sie ihn und das Fenster, an welchem sie mit ihm gestanden hatte.

Er blieb zurück, sie hatten Beide nöthig, sich zu beruhigen. Er sah sie durch das Zimmer schreiten, sah, wie sie den Sessel am Kamine wieder einnahm und wie sie wählerisch sich mit den verschiedenfarbigen Wollen zu thun machte, welche sie zu ihrer Stickerei verwendete. Er neidete und gönnte ihr dies mechanische Thun, dies scheinbare Absehen von dem, was eben vorgegangen war. Er hatte nur einen Gedanken, nur eine Vorstellung, nur eine Frage. Er hatte sie verstanden und konnte sie doch nicht begreifen.

Daß sie ihn liebte, ihm zu eigen geblieben war, das hatte sie ihm eingestanden, ohne es auszusprechen. Seine Leidenschaft für sie mußte sich ihr verrathen, selbst wo er sie ihr hatte verbergen wollen. Weshalb hinderte sie ihn also, ihr zu sagen, wie sehr er sie liebte? Weshalb wollte sie in der traurigen Herzenseinsamkeit verharren, wie in der Vergangenheit so auch in aller Zukunft? — War er gezwungen, auf das einzige Glück zu verzichten, das er noch ersehnte, weil Martina in dem langen duldenden Entsagen den Muth

zu entschlossenem Handeln verloren hatte, oder war es nicht an ihm, dem Manne, sie selbst wider ihren Willen aus den Ketten zu befreien, in die sie sich unlösbar gebannt zu glauben schien?

Unlösbar? Was war unlösbar in einer Welt, in welcher Alles dem Wechsel, dem Wandel unterliegt. Unzählige Ehen waren aufgelöst worden, und wo dem festen Willen des seiner Freiheit begehrenden Menschen das Gesetz sich unerbittlich entgegengestellt, hatte er sich die begehrte Freiheit selbst genommen, und war sich Gesetzgeber und Richter geworden in eigener Sache, nach eigenem Gewissen. — Möglichkeiten um Möglichkeiten stiegen in seinem Kopfe auf. Es galt einen Kampf mit den Verhältnissen. Er hatte manchen schweren Kampf bestanden! — Vielleicht einen schweren Kampf mit der Geliebten selber! — Einen Kampf! — Und wenn sie sich weigerte, einen solchen mit ihm durchzuhalten? — Wenn ihrer Liebe das leidenschaftliche Feuer fehlte, das ihm nicht Ruhe nicht Rast ließ? Wenn er sie aufschreckte aus ihrem schwer errungenen Frieden ohne anderen Erfolg, als daß er sie nöthigte, ihn aus ihrer Nähe zu verbannen?

Seine Blicke hingen unverwandt an ihr, sie folgten jeder ihrer Bewegungen. Der Augenblick war ihm wieder einmal Alles wie in der frühen Jugendzeit. Nur bei ihr sein! Nur nicht fort von ihr! rief es in seinem Inneren; und mit dem festen Vorsatz, sich zu überwinden, ihrem Willen sich zu fügen, bis sie selber das Siegel des Schweigens von ihm nehmen würde, setzte auch er sich wieder an dem Feuer nieder wie vorher.

Aber es wollte zu keinem Gespräche zwischen ihnen

kommen. Die Mittheilungen, welche der Eine machte, die Fragen, die der Andere that, waren für Beide ohne jegliche Bedeutung; sie hörten Beide fort und fort den Pendelschlag der Uhr, die auf dem Kamine stand, und Jeder wußte, was der Andere dachte, Jeder las in des Anderen Herzen, Beide waren unzertrennlich eins und hielten sich gewaltsam von einander fern. Wie im Fluge waren die letzten Stunden an ihnen vorübergegangen, nun lastete jede Sekunde schwer auf ihnen.

Martina sah nach der Uhr und bemerkte, jetzt werde Alexander vermuthlich auf dem Gipfel seines Vergnügens sein. Der Fürst folgte ihrem Blicke und nannte es unbegreiflich, daß sein Wagen noch nicht da sei, der um diese Stunde hatte kommen sollen. Sie fragte, wohin er sich zu begeben denke?

„Ich bin mit Bekannten halbwegs eine Verabredung für die Oper eingegangen und dachte eine Stunde in derselben zuzubringen!“ sagte er.

Sie meinte, dazu habe er immer noch die Zeit. Er erwiderte, er habe seinen Vorsatz aufgegeben und werde gleich nach Hause fahren.

Und wieder waren sie am Ende mit der Unterhaltung. Mit einem Male schoß dem Fürsten ein Einfall durch den Kopf, den er ergriff und festhielt.

„Ich war eigentlich in der Absicht hierhergekommen, mich von Ihnen zu beurlauben,“ sagte er, „und über allem unserem Sprechen hatte ich dieses fast vergessen. Ich muß morgen fort!“ — Aber wie er die Worte ausgesprochen, hätte er sie zurücknehmen mögen um jeden Preis; denn ihm

schnitten sie durchs Herz, und kein Zeichen verrieth ihm das Erschrecken, welches er bei der Nachricht in der Geliebten Mienen zu lesen erwartet hatte.

Sie fragte einfach, wohin er gehe und was ihm zu dem Aufbruch Anlaß gäbe?

Da wachte noch einmal die zornige Selbstsucht in ihm auf. Sie sollte es haben, wie sie's zu begehren schien! An ihrem Schmerze sollte sie den seinen, wie ihre eigene Liebe ermessen lernen; gleichviel was es ihn koste, ihr diese Lehre und diese Erkenntniß aufzuzwingen.

„Ich hätte schon lange nach Neapel gehen müssen," sagte er, „ich habe Geschäfte dort, und werde von Freunden aus England erwartet, denen ich mich vielleicht zu einer Reise in den Orient beigesellen werde."

„Welch neidenswerthe Aussicht!" rief Martina.

Stephan biß die Zähne zusammen in einem Ingrimm, der ihm sein Vorhaben, sie zu meiden, leicht ausführbar erscheinen ließ. Mochte sie denn fortan erdulden, was sie wollte, nach ihres Herzens Lust, er wollte, mußte sich befreien, denn so ertrug er's länger nicht.

Man meldete ihm seinen Wagen. Er stand auf, sie wechselten noch ein paar gleichgültige Worte, dann küßte er ihr die Hand und sagte ihr Lebewohl. Sie gab ihm das mit dem Wunsche zurück, daß die Reise ihm Freude machen möge, wenn er sie unternähme. Damit ging er fort.

Kaum aber hatte er die Thüre hinter sich geschlossen, so schlug sie die gerungenen Hände über ihrem Haupte zusammen, und ihr Antlitz in die Kissen des Sessels verbergend, rief sie in Thränen ausbrechend, denen sie endlich den

freien Lauf vergönnte: „Freude! — Wo ist Freude, wo ist Friede zu finden für mich — für ihn! für den geliebten, den heißgeliebten Mann?"

Das Herz krampfte sich ihr zusammen, sie weinte bis zur Erschöpfung.

Es war gegen die Mitternacht hin, ehe Alexander endlich von dem Feste heimkam. Als die Mutter seinen Schritt im Vorsaale hörte, richtete sie sich auf.

„Vergessen! — Wenn man vergessen lernen könnte, wie man sich überwinden und schweigen lernt!" seufzte sie; und rasch die Augen trocknend, wendete sie sich, ein Lächeln auf den Lippen, ihrem Sohne zu.

„Siehe meine Orden! meine Bänder!" prahlte der Uebermüthige, auf die Trophäen zeigend, die ihm das Wohlgefallen der kleinen Mädchen an seiner Schönheit und Gewandtheit bei dem Feste eingetragen hatte. — „Halb todt habe ich mich getanzt!" rief er fröhlich, ohne die müden Augen, die matten Züge der Mutter zu bemerken; aber als hätte er des Tanzes und der Lust noch immer nicht genug, umschlang der Wildfang sie, und drehte sie, trotz ihrer Abwehr, in raschem Wirbel mit sich in die Runde, daß sie sich mühsam seinem festen Arm entzog, worauf er sie dann mit einem Kusse in ihren Sessel niederfallen ließ.

Zwölftes Kapitel.

Die Nacht ist lang, wenn man ihre Stunden an seinem Leiden abzählt, der Morgen dämmert spät heran, und die Tage wollen gar nicht enden, in denen man sich auf die

Nacht vertröstet, die Alleinsein und die Freiheit bringen soll, dem verborgenen Kummer seinen Lauf zu lassen und ihn in Thränen auszuweinen.

Der krampfhafte Schmerz, den Martina während und nach ihrer Unterredung mit dem Fürsten plötzlich am Herzen empfunden, hatte sich in der Nacht wiederholt und verstärkt. Sie ward dadurch genöthigt, den Rath eines Arztes zu fordern, mußte infolge desselben ihr Zimmer hüten, und das einsame Nachdenken ward ihr dadurch nur noch qualvoller.

Erst wenig Tage war es her, daß der Fürst von ihr geschieden, und es dünkte sie, als hätte sie eine lange Zeit seit jenem Abende durchlebt. An jedem Morgen wunderte sie sich, daß kein Brief von ihm gekommen war, fragte sie sich, ob keiner kommen werde? Und wenn sie diesen Brief den ganzen Tag hindurch bald erwartet, bald ihn gefürchtet hatte, nannte sie es am Abende ein großes Glück, daß sie ihn nicht empfangen hatte, um am nächsten Morgen das gleiche Warten, Fürchten, Hoffen zu beginnen mit einer Ungeduld, die sich mit jeder Stunde jedes Tages steigerte.

Ueberall sah sie ihn, überall fehlte er ihr, und nicht nur ihr! Sie sprachen ihr beständig von ihm: ihr Sohn und sein Erzieher; und selbst ihr guter Wille, die Lücke auszugleichen, welche des Fürsten unerwartetes Fortgehen in dem engen Kreise zurückgelassen hatte, in dem sie sich bewegte, lenkte ihre Gedanken mit Nothwendigkeit auf den Entfernten hin. Es war kein Entfliehen möglich! er fehlte ihren Tagen wie das belebende Sonnenlicht und sie wagte doch nicht, seine Rückkehr zu ersehnen.

Als sie dann wieder ausgehen konnte und zu ihrem

Vater kam, fand sie ihn sehr verstimmt. Stephan hatte demselben ein schriftliches Lebewohl hinterlassen, ohne über seine Reise und über seine Wiederkehr ein Näheres anzugeben. Der Graf hatte sich bei der Tochter danach erkundigt, und ihre Antwort, daß auch sie nichts Bestimmtes darüber wisse, ihn ungeduldig gemacht. Seit langen Jahren hatte er keine so angenehmen Stunden gekannt, als das Beisammensein mit ihr und dem Fürsten sie ihm bereitet hatte. Selbst das Kommen des werthen Gastes zu erwarten war eine Unterhaltung für den Einsamen gewesen, und weil es ihn verdroß, daß er den ihm lieb gewordenen Verkehr nun plötzlich wieder entbehren sollte, richtete sich sein Mißmuth auf die einzige Person, gegen die er ihn zu äußern vermochte — auf Martina.

Er schalt auf die selbstsüchtige Laune der gegenwärtigen Generation, in welcher Jeder nur seinem augenblicklichen Belieben folge, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, welche Wirkung er auf Andere damit übe. Er machte Martina zum Vorwurf, daß sie ihn veranlaßt, von seiner Lebensgewohnheit abzuweichen, daß sie den Fürsten zu ihm geführt, und ihm damit nichts bereitet habe als das Unbehagen, sich von demselben verabsäumt und leicht aufgegeben zu sehen. „Und," setzte er hinzu, „ich glaube nicht daran, daß der Fürst, wie Du es behauptest, dem Ruf auswärtiger Freunde folgte. Ihr seid erzürnt, und Du hast ihn entfernt."

Martina wechselte die Farbe. „Ihre Voraussetzung, mein Vater! trifft nicht zu," antwortete sie ihm, „doch wäre es, wie Sie glauben, so sollten Sie mich eher bedauern als

tadeln, denn die Gesellschaft des Fürsten war mir wie Ihnen lieb und angenehm."

„Tadeln! tadeln!" fiel der Graf ihr ein, der wohl wußte, was seine Tochter werth war, und der mit großer Liebe an ihr hing, „ich achte die Selbständigkeit eines jeden verständigen Menschen, achte die Deine ganz besonders, und Du wirst mir zugestehen, daß ich Dir niemals eine Frage gethan über Dinge und Verhältnisse, deren Du nicht freiwillig gegen mich gedacht hast."

„Sie haben mir damit sehr wohl gethan, und ich habe es auch immer als ein Zeichen Ihres Vertrauens dankbar anerkannt! Doch darf ich sagen, mein Vater! ich verdiente Ihre Güte!" gab sie ihm zur Antwort.

Ihre sanfte Unterordnung rührte den Grafen trotz seiner übeln Laune, denn sein Herz war weich uud warm. Er reichte ihr die Hand, sie küßte sie ehrfurchtsvoll und zärtlich. „Ja," sagte er, „ja! Du verdientest sie und meine ganze Liebe. Wem sollte sie auch gehören als nur Dir? Das Schicksal hat mir Alles entrissen, woran das Herz des Mannes hängt. Ich habe nichts als meinen reinen Namen, ein gut Gewissen und Dich, mein letztes Kind, die beste der Töchter."

Seine Bewegung übermannte ihn, er drückte sie mit seinem einen Arme an die Brust. Martina hatte ihn nie liebevoller, nie zärtlicher gesehen, sie kniete an seiner Seite und hielt ihn sanft umschlungen. Aber die mißmüthige Gereiztheit im Grunde seiner Seele war selbst durch seine Liebe und seine Rührung nicht völlig zu überwinden, und grade weil er seiner Tochter so viel schuldete, brachte ihn die frühere Gewohnheit, seine Oberherrlichkeit in seiner Familie aufrecht

zu erhalten, auch jetzt dazu, dieselbe der Gräfin gegenüber geltend zu machen.

„Mit Stolz spreche ich Dir's aus, daß ich Dich schätze," hub er wieder an, „daß ich Dich achte, weil Du selber Dich zu achten weißt, weil Du in der schwierigen Lebenslage, in welche unser Schicksal Dich frühzeitig versetzt hat, Dich mit einem so sicheren Takte zu betragen verstanden hast, daß nach keiner Seite hin der Schatten eines Vorwurfes Dich treffen konnte. Aber eben deshalb darf und muß ich es Dir sagen, dem Fürsten gegenüber läßt Dich Dein Takt im Stich!"

Martina wollte eine Einwendung machen, ihr Vater hinderte sie daran. „Laß mich Dir meine Meinung sagen!" rief er lebhaft, „die Meinung eines Mannes, der auch in dem Bereiche der Liebe und der Galanterie seine eigenen nicht unbedeutenden Erfahrungen gemacht hat. Der Fürst huldigt Dir, huldigt Dir mit Beeiferung — das ist in der Ordnung. Er macht sich selbst damit ein Kompliment, und er wäre, da Du es für gut befunden, ihn zu empfangen, kein Cavalier, wenn er anders handelte, wenn er Dir nicht zu beweisen trachtete, que l'on revient tousjours à ses premieres amours! Er ehrt damit die jugendliche Neigung, die er, von einer Abschiedsstunde überwältigt, Dir einmal gestanden, und thut gleichzeitig dar, wie er es vergessen und verschmerzt hat, daß er einem Glücklicheren weichen mußte."

Martina zuckte zusammen. Es war das erste Mal, daß der Graf gegen seine Tochter ihrer früheren Neigung zu dem Fürsten Erwähnung that, und die Weise, in welcher es geschah, verletzte sie. „Mein Vater," sprach sie, „Sie haben

erfahren, daß ich Ihnen gehorsame. Fordern Sie von mir, was Ihnen zu leisten in meinen Kräften steht, und meine Liebe wird Ihnen dieses Zutrauen in meinen guten Willen danken. Aber über das, was ich mir selber und meinen Verhältnissen schulde, darüber, mein Vater! kann ich nur mich selbst um Rath befragen."

„Oh!" rief der Graf, gekränkt von ihrer Abwehr, „ich bin auch nicht gewillt, Dir den meinigen aufzunöthigen; indeß meine Ansicht zu vernehmen, muß Dir, wie ich glaube, doch immerhin von Werth sein. Das Sprichwort sagt: Lodar il mare, e tenersi alla terra! Wozu ihn empfangen, wenn Du Dir mißtrautest oder ihm? Man kann sich, ich muß das zu des Fürsten Ehre wiederholen, nicht schicklicher betragen als er's thut. Weshalb mit ihm nicht umgehen, wie mit jedem anderen Manne?

„Ich meine dies gethan zu haben, mein Vater!" fiel Martina ein. Indeß der Graf achtete nicht darauf.

„Ich hieß Dich nicht, ihn zu mir zu führen," sagte er. „Ich dachte nicht an ihn, vermißte Niemand. Jetzt vermisse, jetzt entbehre ich ihn; und da er nicht mir, nicht Dir die Gründe für seine Entfernung angegeben hat, so setzt er mit Sicherheit voraus, daß Du sie kennst. Ein Freund wie der Fürst will von einer Frau wie Du gewürdigt, arglos als Freund genommen, und nicht mit einer Zurückhaltung behandelt werden, die unter Verhältnissen mehr anreizt, als das kundgegebene Bestreben zu gefallen. Rückzug fordert immer zur Verfolgung auf."

Ein Ausruf des beleidigten Ehrgefühls schwebte auf der Gräfin Lippen, indeß wie ihren Vater die Erinnerung an

das Opfer, welches die Tochter den Eltern gebracht, noch einmal dazu reizte, seine väterliche Ueberlegenheit ihr gegenüber darzuthun, so legte die gleiche Erinnerung ihr Schweigen und Ergebung auf; und von Natur dazu geneigt, an sich zu zweifeln und dem Urtheil derer, welche sie liebte und verehrte, Einfluß auf sich zu gestatten, nahm sie des Vaters Tadel mit Erschrecken und schweigend hin, weil sie sich augenblicklich fragte, ob sie ihn verdiene?

Aber auch der Graf hielt inne. Er bedauerte den harten Ausspruch, den die üble Laune ihm entlockt. Er hatte die Tochter getadelt, wo sie Lob verdient. Sein Unmuth wendete sich gegen ihn selber, und gewaltsam in seinem ganzen Wesen, wollte er auch mit Gewaltsamkeit vergüten, was er verschuldet hatte. Mit einem Worte sollte Alles gleich wieder vergessen sein, was er selber zu vergessen wünschte.

Er stand auf, ging mit seinem noch immer wuchtigen Schritte die Zimmerreihe entlang, drehte wieder um, und vor der Tochter stehen bleibend, sagte er gebieterisch: „Den Kopf in die Höhe, Frau Martina! Es soll der Tochter Sinn erheben, nicht ihn niederbeugen, wenn ihr Vater sie daran erinnert, daß das Licht jeder Tugend einen Schatten neben sich hat, daß Jeder die Irrthümer begeht, zu welchen seine guten Eigenschaften ihn verleiten, und daß man sich eben darum vor der Uebertreibung auch der besten Eigenschaften hüten muß! — Komm! Martina!“ setzte er freundlicher hinzu, „sieh Deinen Vater an! Mit wem soll ich Alter schmälen als mit Dir! Bist Du fern, so schmäle ich mit Niemand, denn was kümmern mich die Menschen? Was

geht die Welt mich an? Sie wird sich bewegen auch wenn ich nicht mehr bin; und die Menschen werden sich lieben und hassen und lügen und heucheln auch ohne mich. Aber der Russe, dem ich Dich zum Weibe geben mußte, soll stolz sein auf das Glück, stolz sein auf Dich, die Du meine Liebe und mein Stolz bist."

Er küßte sie auf die Stirne und sie dankte es ihm; aber er konnte ihr nicht wiedergeben, was er ihr genommen hatte: das Zutrauen zu sich selbst und die Kraft, die ihr gutes Gewissen ihr bisher verliehen.

Dreizehntes Kapitel.

Martina hatte keine Ruhe mehr und keine Rast. Von einem Vorsatze zu dem anderen hinüberschwankend, hielt sie schließlich an dem Gedanken fest, ein Ende zu machen. Sie wollte den Fürsten ersuchen, sie fortan zu meiden; aber wie sie es auch wenden mochte, dies Verlangen war ein Geständniß ihrer Liebe, ihrer Schwäche, war völlig unberechtigt gegenüber einem Manne, der ohne ihr Begehren von ihr gegangen war, und der ihr kein Zeichen gegeben hatte, daß es ihn dränge, zurückzukehren. Sie schämte sich vor sich selber, sie nahm ihre ganze Kraft zusammen, sie rief den Muth der Entsagung in sich wach, der ihr fortgeholfen hatte, wenn sie verzagen wollte, aber das Herzeleid wich nicht von ihr. Sie scheute des Vaters Blick; des Sohnes beständiges Rückerinnern an den Fürsten quälte sie. Sie hätte den Einen wie den Anderen meiden mögen, und klammerte sich doch an sie an, sich an ihnen zu halten, da ihr der Boden

wankte, auf dem sie sich bisher in ruhiger Sicherheit behauptet hatte.

In nicht zu unterscheidender Gleichheit gingen ihr die Tage hin. Nichts fesselte, nichts zerstreute sie, keine geistige Beschäftigung wollte ihr gelingen, denn ihre Gedanken waren nicht dabei. Stundenlang, tagelang saß sie bei ihrer Näherei, reihte mechanisch Stich an Stich: nach ihm verlangend, sich selber suchend, die Tage zählend, die vergangen waren, seit er sie verlassen, sich jedes Wort der letzten Stunde wiederholend, das er gesprochen, das sie ihm entgegnet; sich anklagend und ihn, ihn entschuldigend und sich Muth zusprechend. Es war und blieb der irre ermattende Lauf durch ein Labyrinth, aus dem sie keinen Ausweg fand.

Und wieder einmal war die Woche hingegangen und die Sonntagsfrühe angebrochen. Durch die kalte, klare Dezemberluft klangen die Glocken und Glöcklein von den Kirchen und Kapellen heller noch als sonst herüber. Sie hatte den Sohn mit seinem Erzieher zur Andacht in die griechische Kirche geschickt, sie selber war daheim geblieben, sie mochte nicht dem Beichtiger, der ihr fremd war, eingestehen, was ihrem alten, vertrauten Gewissensrathe in der Heimath auszusprechen, ihr eine Befreiung gewesen wäre und ein Trost.

Sie saß und nähte, wie sie gestern gesessen und genäht, und dachte, was sie gestern gedacht, das Einzige, was sie denken konnte: daß sie liebte, daß sie entsagen mußte und daß sie elend war. Da — —

Sie schreckte zusammen. — So zog er die Klingel! Niemand sonst! — Der Athem stockte ihr in der Brust, sie sprang auf. — Der eintretende Diener nannte seinen Na-

men, Stephan folgte ihm auf dem Fuße — sie sah ihn wieder!

„Sind Sie da!“ rief sie, Alles vergessend, „so sind Sie wieder da!“

„Endlich! endlich wieder!“ sprach er aus voller Brust, und ihre beiden Hände ergreifend, die sie ihm in der Freude ihres Herzens dargeboten hatte, zog er sie leise an sich heran, und ihrer selbst nicht mächtig, ließ sie ihr Haupt an seine Schulter sinken.

Sie war so bleich geworden, daß es ihn erschreckte. Er führte sie behutsam zu dem Ruhebett und nahm an ihrer Seite Platz. Sie sprachen Beide nicht. Die Freude des Wiedersehens, die Wonne des Beisammenseins umfing und blendete sie wie heißes Sonnenlicht nach tiefem Dunkel. Sie mußten sich neu gewöhnen an das Glück. Es war so groß.

Stephan küßte ihre Hände. „Ich habe Sie überrascht, erschreckt!“ sagte er, „aber es duldete mich nicht länger in der Ferne, ich mußte wieder her! Und Sie zürnen nicht mit mir?“

„Daß ich's könnte!“ seufzte sie.

„Tollheit war's, es war ein Frevel, daß ich ging! Sie sehen krank aus, und ich war's von Grund der Seele. Was soll's auch, was hilft es, daß wir uns selbst betrügen? — War's denn der verlorenen Jahre, des entbehrten Glückes noch nicht genug? — Wir können ja nicht von einander lassen! — und,“ setzte er mit fester freudiger Zuversicht hinzu: „wir wollen, wir sollen es auch nicht, Martina!“

Ein Rausch des Glückes war über sie gekommen, ihre ganze Seele lag in ihren Augen, die nicht von ihm ließen.

Ihre Hände ruhten gefaltet auf ihren Knieen. Wie eine Verkündigung fielen die Worte seiner Liebe in ihr dürstendes Herz.

Sie gab ihm keine Antwort, er begehrte sie auch nicht. Er hatte so viel an sie gedacht, hatte ihr so viel zu sagen.

„Erst seit zwei Stunden bin ich hier,“ hub er wieder an, „und der helle, klare Tag, der diesen letzten trüben Wochen folgte, soll uns ein gutes Zeichen sein; denn hell und klar muß es jetzt werden zwischen uns. Die Dunkelheit hat uns an dem Abende verwirrt, an dem wir schieden. Wir haben in Räthseln zu einander gesprochen, das soll die Liebe nicht. Denn Du weißt's, ich liebe Dich, Martina! ich liebe Dich mehr als je — und liebst Du mich nicht auch?“

„Stephan! Stephan!“ rief sie, „seien Sie barmherzig! haben Sie Mitleid mit mir!“

„Mitleid! Mitleid mit Dir? während mein Herz Dein ist mit jedem Tropfen seines Blutes, während ich Dich anbete als den Inbegriff des Schönen und des Guten, während ich Dich anflehe, mein zu sein! Komm! Komm!“ rief er, während er sie umschlang und an seine Brust zog. „Vertrau' und wolle! Denn wir sind ja eins!“

Sie hing an seinem Halse, den langen Kuß erwidernd, der auf ihren Lippen brannte und ihr Blut aufwallen machte dem geliebten Manne entgegen. Aber schon im nächsten Augenblicke entzog sie sich seinen Armen, und ihr Gesicht in ihre Hände hüllend, floh sie von ihm bis an das andere Ende des Gemaches.

Da er sie kannte, hatte er es anders kaum erwartet Er folgte ihr, setzte sich zu ihr und ließ ihr sich zu fassen

Zeit. Er sagte ihr Alles, was die Liebe Zärtliches und Ueberredendes ihm eingab. Er sprach von sich, von seiner Vergangenheit und von der ihren. Sie unterbrach ihn nicht. Sie hatte ihn so sehr ersehnt, nun war er da, nun sah, nun hörte sie ihn wieder, nun wußte sie wieder, daß sie lebte.

Mit ihren eignen Worten, denn die Liebe hat ein gut Gedächtniß, wiederholte er ihr, was sie selber ihm vor Monaten erzählt. Er erinnerte sie, wie sie des Grafen Frau geworden war.

Sie fuhr, als er das sagte, wie aus tiefem Traume auf, sah ihn starren Blickes an, und rief: „So war's! so ist's! Des Grafen Frau! Das bin ich und das bleibe ich! — Ja das bleibe ich!“ Und in Thränen ausbrechend klagte sie: „Kann ich das vergessen? und wär' es möglich, daß ich's könnte, dürfte ich vergessen, daß ich seines Sohnes, daß ich meines Alexander's Mutter bin! — Ach Stephan! Stephan! und Sie selber mahnen mich daran, Sie selbst in dieser unglückseligen Stunde.“

„Nimm das Wort, um Gotteswillen! nimm das fürchterliche Wort zurück! Du nennst's ein Unglück, daß ich Dich liebe, daß Du mich liebst?“ warf der Fürst ihr vor.

„Und ist's das nicht?“ fiel sie ihm ein. „Ist's nicht Vermehrung seiner Qual, wenn der lechzende Gefangene die Quelle blinken sieht, ihr frisches Rieseln hört, und die Kette, an die er angeschmiedet ist, unlösbar und für immer, hält ihn davon fern.“

„Nichts ist unlösbar! jede Kette bricht! Nur sie brechen wollen muß man, und die Mittel wollen zu dem Zweck!“ wendete ihr Stephan lebhaft ein. „Was warst Du denn

dem Grafen? Hat er Dich je, hast Du ihn je geliebt? Der Kaufpreis warst Du ihm, mit dem er sich die Gnade, die nicht er ertheilt hatte, wucherisch zahlen ließ. Er hatte seinen Willen — aber Du und ich? Und jetzt, da ich Dich wiedergefunden, da unsere Seelen eins geworden sind, jetzt könntest Du mich verlassen, den Geliebten Deiner Jugend, den Mann Deiner reifen, freien Wahl, um zurückzukehren in Bande, die Dir jetzt tausendfach zum Fluche werden würden? Oh!" rief er, „laß mich nicht daran denken, wenn Du mich nicht sinnlos machen willst. Hat er allein denn Ansprüche an Glück? Hab' ich sie nicht? Fühlst Du sie nicht wie ich? Ich habe das ältere Recht an Dir, und so wahr ich lebe, noch einmal —"

„Schweige! Schweige! verschwöre Dein Leben nicht!" rief sie, indem sie mit flehender Geberde seine Hände in die ihren schloß. Er verstummte bei dem Ernste ihres Anrufs, ihres Blicks. Aber sie ließ seine Hände schnell wieder los, und sich in die Ecke zurücklehnend, sprach sie: „Ich habe diese Stunde eine unglückselige genannt in meiner Herzensangst. Das war ein Verbrechen gegen den heiligen Geist der Liebe, eine schwere Sünde! Denn ich segne diese Stunde und werde sie segnen bis an meinen letzten Tag. Ich habe das Land meiner Sehnsucht in ihr geschaut mit Augen, ich weiß jetzt, was das Leben mir hätte werden können; aber ich weiß es ebenso, daß es Menschen giebt und ich zu ihnen gehöre, die nicht mehr glücklich sein können. Ich habe das Unglück meiner Eltern über mich genommen, das lastet nun auf mir für immer. Ich habe mich geopfert — und ein Opfer bleib' ich! Meine Jugend gab ich meinen Eltern

hin, der Rest meines Lebens ist Alexander's! — Und," setzte sie hinzu, da Stephan ihr Einwendungen dagegen machen wollte, „und wäre das auch nicht — die Wucht der Kette, die ich so lang getragen, die Narben, die sie mir gedrückt, die werde ich ewig fühlen, ewig als Schmach empfinden. Das nimmt keine Macht der Welt von mir, auch nicht die Macht der Liebe."

Stephan lehnte sich dagegen auf. Er gab ihr zu, daß eine lange, traurige Vergangenheit ihre Spuren zurücklasse in des Menschen Brust wie überall, „aber," setzte er hinzu, „schau um Dich in der Welt, in welcher wir hier leben! Wohin Du das Auge wendest, ist neues Werden aufgegangen über den Ruinen und hat sie umwuchert mit seinem Grünen und Blühen, daß man, des Zerstörten vergessend, an dem neuen Leben sein freudiges Entzücken hat. Gewöhne Deinen Sinn daran, zuversichtlich vorwärts zu blicken. Die Liebe ist eine starke unerschöpfliche Kraft und mächtig wie die Zeit. Sie versetzt Berge wie der Glaube, sie thut an jedem Tage Wunder unter Denen, die auf sie vertrauen; oder meinst Du, ich könnte leichten Sinnes Dich hineinziehen wollen in einen Kampf, aus dem als Sieger hervorzugehen ich mich nicht sicher fühlte?"

Mit klarer Umsicht sprach er ihr von den vielen Fällen, in welchen auf dem Boden einer getrennten Ehe für Liebende ein neues Glück erwachsen war. Seine Lage und die ihre setzte er ihr erfahren und einsichtig, mit allen den Vortheilen und Nachtheilen, welche ihrem Vorhaben förderlich oder ihm hinderlich werden konnten, aus einander. Sie sah das Alles ein, erkannte die Richtigkeit seiner Behauptungen

an, räumte ihm ein, daß Alexander ihm mehr anhänge als dem eigenen Vater, aber wie er dann aufs Neue von ihr forderte, ihm nachzugeben, schüttelte sie verneinend das schöne Haupt.

„Die Liebe kann viel," sagte sie, „aber das Weib ist kein todter Besitz, der von dem Einen auf den Andern übertragen werden darf. Die Jugend meines Herzens ist dahin für immer, nicht meine, nicht Ihre Liebe giebt mich mir selber wieder, und keine Macht der Erde ändert das."

Der Fürst erhob sich. Sie sah es mit Schrecken. „Du zweifelst an mir, an der Stärke meiner Liebe für Dich!" rief sie, „nur das nicht! nur das Eine nicht. Diese eine Stunde soll mein sein, mein und Dein! und ungetrübt. Was das Schicksal mir geben konnte an Glück, an bitterem Leid, das hat es mir gefüllt in dieser einen Stunde Kelch, und ich sage nicht: ist's möglich, so gehe er an mir vorüber. Ich habe sie mit Entzücken genossen, die Worte Deiner Liebe, ich habe an Deiner Brust geruht, und weil ich Dich liebe, weil ich die Gewalt meiner Liebe empfunden habe, flehe ich Dich an: verlasse mich!"

„Martina! bedenke! Du brichst den Stab nicht über Dich allein!" warnte der Fürst.

„Das ist's, was mir den Muth lähmt! weshalb Du mich verlassen mußt!" sagte sie. „Aber" — sie reichte ihm die Hand hin — „Du weißt es jetzt, daß ich Dich liebe, Du wirst mich nicht vergessen, und auch fern von Dir lebe ich jeden Tag und jeder Stunde Augenblick mit Dir. Und nun laß uns scheiden," setzte sie leise hinzu, „mehr ist mir nicht gegönnt."

Ihre Traurigkeit hatte etwas Ueberwältigendes. Er fühlte, daß er jetzt nicht weiter in sie dringen durfte, daß er sie sich selber überlassen, die Wirkung dieser Unterredung nachwirken lassen müsse.

Wie er ihr die Hand zum Abschied bot, sah sie bang und lange zu ihm empor, dann seufzte sie kaum hörbar: „Lebe wohl!"

„Auf Wiedersehen, Du Geliebte!" gab er ihr zurück, und kaum hatte er die Thüre hinter sich geschlossen, so hörte sie, wie Alexander in den Vorsaal trat, wie er, wie der Doktor den Fürsten froh willkommen hießen.

„Sie können sich gar nicht denken, wie wir Alle, wie der Großvater sich nach Ihnen gebangt hat," rief der Fröhliche, „und die Mutter haben wir gar nicht aus den Stuben herausbekommen. Sie war immer krank und traurig."

Sie konnte des Fürsten Antwort nicht vernehmen, aber sie verstand die Worte Alexander's: „Wenn Sie recht zureden, erlaubt's und thut's die Mutter wohl! — Nun Sie hier sind, ist Alles wieder gut! aber ohne Sie war's nichts!"

Der Fürst lachte. Sie waren Alle guter Dinge. Was blieb ihr übrig, als froh zu scheinen, weil ihr Sohn es war.

Vierzehntes Kapitel.

Das Zusammentreffen ihres Sohnes mit dem Fürsten war eine große Beunruhigung für die Gräfin. Sie durfte dem Sohne nicht verbieten, von des Fürsten Anwesenheit, von seinem Besuche bei ihr zu sprechen, wenn er wie an jedem Tage zu dem Großvater hinging; sie konnte auch nicht

sagen, daß der Fürst nur auf der Durchreise zu flüchtigem Verweilen nach Rom gekommen sei, denn als Alexander ihm die Hoffnung ausgesprochen, der Fürst werde ihn wieder mit sich in die Campagne nehmen, hatte derselbe ihm eine der Hetzjagden auf Füchse in Aussicht gestellt, welche die Engländer zu unternehmen pflegen, und die der Fürst mitzumachen gewohnt war.

Ganz unerwartet sah Martina sich dadurch in ein Gewebe von Verlegenheiten eingesponnen, aus dem sie zu befreien, nur in des Fürsten Hand lag, und daß sie auf seine Willfährigkeit in diesem Falle nicht zu rechnen habe, das hatten seine letzten Worte ihr bewiesen. Wollte sie ihrem Entschlusse treu bleiben, den Geliebten nicht wieder zu sehen, so mußte sie ihrem Vater erklären, wie es um sie, um ihr Verhältniß zu dem Fürsten stand, und das widerstrebte ihr auf jede Weise. Selbst dem Sohne und seinem Erzieher gegenüber hatte sie eine Erklärung dafür zu suchen, wenn sich der Fürst von ihr und ihrem Hause fern hielt, wenn er die Zusagen nicht wahr machte, mit denen er Alexander's Hoffnungen erregt hatte. Wenn Stephan Rom verließ, war Alles leicht gethan, und sie fühlte sich versucht, dies Opfer von ihm zu begehren; aber etwas für sich zu verlangen, war ihr immer schwer geworden, und wie sie sich dann endlich gegen den Abend hin dennoch an ihren Schreibtisch setzte, wie sie das bittende Wort, daß Stephan ihr beistehen und Rom verlassen möge, von ihrer Hand geschrieben vor sich sah, fiel ihr der Gedanke, daß er ihr nachgeben, ihr den Willen thun könne, schwer auf's Herz.

Denn jetzt war er noch in Rom! Noch konnte sie ihn

sehen, auch wenn er nicht mehr zu ihr kam. Die Tage schlossen noch eine Hoffnung für sie in sich. An jeder Straßenecke, um die ihr Wagen bog, auf jedem Spaziergange konnte er ihr begegnen. Sie konnte sich freuen, wenn er an ihr vorüberritt, konnte seinen Gruß empfangen, sein Auge auf ihr weilen fühlen und sich sein Bild immer wieder neu einprägen für die lange leere Zeit, die kommen mußte, wenn er ihr wieder unerreichbar, ihr wieder und für immerdar verloren war.

Sie war zufrieden, als sie den Brief geschrieben hatte, aber wie sie ihn siegeln wollte und das Petschaft in die Hand nahm, klangen ihr plötzlich die Worte des Geliebten in der Seele wieder: ‚Hatte denn allein der Graf Ansprüche an Glück? hab' ich sie nicht?' Ach, sie fühlte sie nur gar zu sehr. Sie wußte, was der Kampf der letzten Stunde sie gekostet hatte.

Die ganze rastlose Unentschlossenheit der Liebe kam über sie. Wünsche, die sie sich nie eingestanden hatte, Möglichkeiten, an die sie noch vor wenig Stunden zu denken nicht gewagt haben würde, zogen unklar und wechselnd wie Spukgestalten rasch an ihr vorüber. Abenteuerliche Entführungs- und Fluchtgeschichten, wie die Romane sie schildern, kamen ihr in das Gedächtniß. Sie stieß sie widerwillig von sich, um gleich darauf an die romantischen und leidenschaftlichen Verbindungen zu denken, deren Zeuge sie im Lauf der Jahre gewesen war, und sich an die mannigfachen Ehescheidungen innerhalb der vornehmen Welt zu erinnern, von denen Stephan ihr gesprochen. Aber sie machte sich gewaltsam von diesen Vorstellungen los und besann sich auf

sich selbst. In dem Gefühl ihrer Kraft wie ihrer Schwäche wußte sie keinen andern Ausweg für sich und den Fürsten aufzufinden, als die sofortige Entfernung, um die sie ihn gebeten hatte. Wenn er sie liebte, wenn er sie hochhielt, wie er's sagte, mußte er fort von Rom, da sie ihren Vater, den bald wiedersehen zu können sie nicht hoffen durfte, nicht vorzeitig verlassen wollte.

Aber alles Verständige und Richtige, das sie einsah und sich sagte, vermehrte nur ihre innere Zerrissenheit. Sie verabscheute ihre Vernunft, sie verwünschte ihr streng gewöhntes Gewissen, weil sie sich von der heißen Sehnsucht ihres Herzens nicht übertäuben lassen wollten, und sie zürnte dieser Leidenschaft, weil sie sich nicht unterdrücken ließ. Sie kannte sich selbst nicht mehr. Gegen ihre Gewohnheit ging sie unstät hin und wieder. Bald nahm sie dies, bald jenes in die Hand, ohne zu wissen, was sie damit wollte. Dann trat sie an das Fenster, an welchem sie mit Stephan gesprochen hatte an dem Abende, ehe er von ihr fort und nach dem Süden gegangen war. Da blieb sie stehen und sah in die Nacht hinaus, suchend, spähend, sie wußte nicht wonach.

Der Mond stand nicht am Himmel wie dazumal, es zogen auch keine Wolken vorüber. Der Abend war klar und still, die Sterne flimmerten in verschiedenfarbigem Glanze durch die Luft. Nichts regte sich, nichts! und sie stand und stand und sann und wartete; wartete auf eine Eingebung, auf einen erlösenden, befreienden Gedanken, auf ein Zeichen endlich, ohne sich zu fragen, woher es kommen und was es bedeuten sollte, bis sie wirr und haltlos sich mit Bewußtsein der Entscheidung durch den Zufall in die Hände gab. Aber

kein Laut, keine Erscheinung berührte ihre Sinne, an die sich eine Schicksalsfrage richten ließ. Mit einem Male sagte sie sich: wenn jetzt, ehe die Uhr die halbe Stunde schlägt, ein Sternschuß niederfährt, so schicke ich ihm den Brief, und dann ist es zu Ende! zu Ende für alle Zeit mit ihm und mir! Und muß es dann nicht zu Ende sein? —

Und sie schaute forschend hinaus, an dem ganzen Horizont umher, so weit ihr Auge reichen konnte. Sie meinte es in ihrer Hülflosigkeit mit dem thörichten Spiel so ernsthaft, daß es ihr selber komisch erschien, und konnte doch davon nicht lassen. Das Herz klopfte ihr stärker und stärker mit dem Fortschreiten der Zeit. Am Himmel zogen die Sterne ruhig ihre Bahn, kein Strahl zu sehen, der niederschoß. Der Pendel hatte das Ziel erreicht, die halbe Stunde ward angeschlagen: Martina athmete auf!

Noch war nichts entschieden, noch konnte Stephan kommen, wie er gewollt, verheißen hatte! — Aber wenn er kam, was dann? was dann?

Sie saß wieder an ihrem Schreibtisch und hielt gedankenvoll den Brief in ihrer Hand. Plötzlich brach sie das Siegel auf. Sie wollte ihn noch einmal lesen, wollte sehen, ob sie dem Geliebten klar gemacht, was sie empfunden, ob der Brief nicht zu kalt, zu hart sei, ob er ihm nicht wehe thun, ihn nicht in Zweifel darüber lassen könne, daß sie leide, so wie er. Da brachte man ihr von dem Fürsten einen Brief.

„Die Nacht soll nicht herniedersinken über uns," schrieb er ihr, „ehe ich es versuche, so weit immer möglich Ruhe in unsere Zustände zu bringen. Ich habe mich zum zweiten

Male Ihnen gegenüber anzuklagen, und habe keine Entschuldigung dafür als die Gewalt der Leidenschaft, die uns die Jugend und mit ihr die Fehler derselben wiedergiebt."

„Ich habe an mich gedacht, an mein Verlangen, Sie wiederzusehen, und bin zu Ihnen geeilt, ohne Sie vorher von meiner Anwesenheit zu benachrichtigen. Was ich in den letzten vierzehn Tagen, fern von Ihnen, langsam erwogen und durchsonnen, das habe ich jählings vor Ihnen ausgesprochen, und das unwiderlegliche Gefühl der Zusammengehörigkeit hat mich, als ich, Ihnen Aug' in Auge gegenüberstehend, mich Ihrer Liebe so sicher fühlte als der meinen, nicht genug bedenken lassen, daß ich frei bin, daß ich nur zu gewinnen habe, während Sie feste Bande brechen und große Opfer bringen müssen, das Glück zu ermöglichen, das uns erblühen wird, wenn Sie mir vertrauen. Vergeben Sie mir die selbstische Rücksichtslosigkeit, mit welcher ich gehandelt habe, ich werde mich ihrer nicht noch einmal schuldig machen.

„Zu sagen, Martina! habe ich Ihnen im Grunde nichts. Sie wissen, Sie fühlen Alles, so wie ich; nur das Eine erbitte und fordere ich von Ihnen, denn das sind Sie sich selber schuldig so wie mir: entscheiden Sie noch nicht, entscheiden Sie überhaupt nicht voreilig über Ihre und meine Zukunft. Lassen Sie mich in Ihrer Nähe bleiben, lassen Sie mich Sie sehen, so lange Sie in Rom verweilen. Vielleicht gelingt es mir, Sie zu überzeugen, daß eine erzwungene Verbindung, durch die unheilvolle Dauer derselben keine andere wird.

„Der Graf kann nicht daran glauben, daß er Ihre Liebe je besessen hat, seine Leidenschaft für Sie ist auch keine

ausschließliche gewesen, und der Sinn des Menschen ist wandelbar, ist nicht im Voraus zu berechnen. Wer will sagen, ob ihm die Trennung Ihrer Ehe nicht weniger schwer erscheint, als Ihnen selber? Daneben bedenken Sie es immer, Alexander ist dem Jünglingsalter nahe, in welchem er Ihrer Hand und Führung ohnehin entzogen werden muß; und Sie schulden sich und mir unser Glück, das Ihre Kindesliebe Ihren Eltern zum Opfer brachte.

„Erwägen, beurtheilen Sie das Alles ruhig, als gälte es nicht Sie, nicht mich, sondern als handelte es sich um Freunde, deren Wohl und Wehe Ihnen am Herzen liegt. Gönnen Sie mir auch fürder, Sie zu sehen! Und wären und blieben die Gründe, welche Sie vor der Erfüllung meiner Wünsche zurückschrecken machen, in der That unüberwindlich in Ihnen, so muß ich mich vor denselben freilich zu bescheiden trachten, aber ich werde von Rom nicht fortgehen, so lange ich Sie in seinen Mauern weiß.

„Nichts ist mir im Leben erbärmlicher erschienen als der Muth der Feigheit, der in Leidensscheu, in Furcht vor dem unabweislich nahenden Ende einen Selbstmord begeht. Uns vorzeitig zu trennen, von einander zu scheiden, ehe die eiserne Nothwendigkeit uns dazu zwingt, das wäre ein solcher Selbstmord aus feiger Schwäche — und zu dieser herabzusinken, sind wir Beide nicht gemacht.

„Noch liegen vier Monate einer schönen Freiheit vor uns! Vier Monate voll der Möglichkeit täglich beglückenden Verkehrs, beseligender Nähe. Wie vielen Liebenden ward gleiche Gunst niemals zu Theil! Und wir sollten es von uns stoßen, dieses Glück, selbst wenn wir wüßten, daß es

uns für immerdar verloren ist, wenn diese kurze Zeit verronnen? Nein! diese Sünde wider den heiligen Geist der Liebe sei fern von uns! Sie selber haben es mir vorgehalten, daß man sich des Schönen freuen soll, so lang es währt, so lang es unser ist, ohne vor seiner Endlichkeit zurückzuschrecken.

„Eine große Liebe, wie die unsere, sie mag glücklich oder glücklos enden, hebt den Menschen über das Allgemeine hoch empor. Tausende und aber Tausende gehen durch das Leben und aus der Welt, ohne eine Ahnung von ihr gehabt zu haben; und auch ich habe diese Liebe nicht gekannt, bis ich Sie wiedergefunden habe, hier in Rom. Sie waren meine erste Liebe und Sie werden meine letzte, die einzige wahre Liebe meines Lebens sein; denn ich liebe Sie mit der tiefen Erkenntniß dessen, was Sie geworden sind, mit der freudigen Anbetung des Schönen, des Wahren, des Guten, das sich in Ihnen verkörpert.

„Blicken Sie also getrosten Sinnes vorwärts. Sie haben von mir nichts zu befahren. Sie allein sollen über unser Geschick entscheiden. Mit getheiltem Herzen, zerfallen mit sich selber, reuevoll in eine traurige Vergangenheit zurückblickend, so sollen Sie nicht die Meine werden, so möchte ich Sie nicht besitzen. Was mir als der Inbegriff des Glückes, als die höchste Erfüllung des Lebens erscheint, würde in ein Nichts zusammenfallen, Ihnen wie mir zum Unheil werden, wenn Sie es nicht frohen, freien Herzens, eben so wie ich, als das höchste Glück empfänden.

„Morgen sehe ich Sie wieder! hindern Sie mich nicht daran. Ich kann mir's nicht vergeben, daß ich in tollem

Wahne uns um so viel schöne Zeit betrog; denn die Zeit ist das Leben, und leben ist Alles für die Liebe, die sich zu entschädigen hat für so viel lange Jahre des Getrenntseins.

„Sei der Schlaf Ihnen hold in dieser Nacht! Ich zwinge den heißen Schlag meines Herzens zur Ruhe, das mich noch in dieser Stunde zu Ihnen treiben will. Aber morgen, wenn ich Ihre lieben Hände küsse, wollen wir uns mit einander der goldenen Tage freuen, die das Neujahr und der Frühling für uns in ihrem Schooße tragen und uns mit ihren Blüthen entgegenbringen.

„Den Grafen habe ich besucht und ihn wohlauf gefunden. Alexander ist während meiner Abwesenheit wieder sehr gewachsen und Ihrem verstorbenen Bruder noch ähnlicher geworden; nur Sie, theuerste Frau! sehen krank aus. Aber ich hoffe, auch Sie sollen neu aufleben mit dem neuen Jahre, wenn sorgende Liebe Sie stützt und trägt.

„Halten Sie fest daran, ich bin der Ihre, und Sie sind Herrin über sich und mich."

Fünfzehntes Kapitel.

Die Gräfin hatte ein Zeichen vom Himmel erwartet, das ihre Handlungen bestimmen sollte und es war ihr nicht geworden; da sie aber im tiefsten Inneren sehnlich danach verlangte, thun zu dürfen, was nicht zu thun ihr Gewissen sie ermahnte, war sie leicht geneigt, jedes Ereigniß als das geforderte Schicksalszeichen anzusehen. Sie nahm es denn auch als ein solches, daß Stephan ihr in derselben Stunde geschrieben, in welcher sie mit sich den Herzenskampf be-

standen, daß er sich aus freiem Antrieb bereit erklärt hatte, den Weg zu gehen, den sie für sich erwählt, und von dem nicht zu lassen sie aus innerer Nothwendigkeit sich entschlossen fühlte. Sie beachtete es dabei nicht, wie sehr er auf die Möglichkeit vertraute, sie von demselben abzubringen und sie ein Leben des beglückten Genießens gegen die Entsagung eintauschen zu sehen, die sie bisher und auch noch in dieser Stunde als ihr gewiesen Theil erkannte.

Der warme Ausdruck seiner Liebe schloß ihr Herz auf, die Verehrung, welche er ihr zollte, gab ihr Vertrauen und Muth, und ihre eigenen, von ihm wiederholten Worte, „daß man sich des Glückes und des Schönen auch in kurzer Dauer erfreuen solle“, wiegten, weil sie eben aus ihrer eigensten Natur entsprungen waren, ihr Gemüth und ihr Gewissen in eine Ruhe ein, der sie sich mit Freuden überließ.

Sie antwortete ihm noch in der nämlichen Stunde, dankte ihm für den Muth, den sein Zuruf ihr gebe, und sagte: „Von Allem, was wir zu lernen haben, ist die Kunst, das Leben so schön und vollkommen auszugestalten, daß wir uns selber, sowie den Andern gerecht werden, gewiß der schwersten eine! Das hat Ihr theurer Brief mich wieder fühlen machen. Sie sind mir in derselben weit voraus. Sie sind muthiger, sind hohen Sinns und selbstgewissen Herzens. Ich folge Ihnen mit froher Zuversicht. Die vier Monate sollen Ihnen, sollen mir gehören. Das Leben hat des Lichts, der Farbe nöthig; dem meinen haben sie gefehlt. Jetzt bringen Sie sie mir, mein Dasein noch in den Tagen zu erhellen, wenn die schöne Zeit verronnen sein wird, die sich vor meinem Auge wie eine weite, unabsehbare Landschaft

in zauberischem Glanze aufthut. Mein Auge ist wie geblendet von dem ungewohnten Licht; aber Ihre Hand wird mich halten und stützen — und Ihnen werde ich es zu danken haben, daß auch ich mich des Daseins noch einmal erfreuen, die Stunden segnen und ihnen keine Flügel wünschen werde. Auf morgen denn! auf morgen!"

Und der Morgen kam und brachte Stephan in der Frühe zu ihr. Die Selbstbeherrschung, zu welcher Beide durch das Leben erzogen worden waren, machte ihr Begegnen ruhig, ihren Verkehr gleichmäßig wie bisher. Sie hatten einander nichts mehr zu erklären, ihrer Liebe fühlten sie sich versichert, und da der Augenblick ihnen Alles war und gewährte, erschienen die vier Monate ihnen eine Ewigkeit. Ein Friede, wie ihn sonst nur die volle Befriedigung der Liebe, wie die Ehe ihn gewährt, breitete sich über ihnen aus, und die große Zufriedenheit, welche der alte Graf und Alexander über die Rückkehr des Grafen kundgaben, trug dazu bei, Martina in ihrer Gemüthsruhe zu befestigen.

Da die Jahreszeit sich nun günstiger gestaltete, konnte der Graf sein Zimmer wieder verlassen. Martina machte es sich also zu einer Aufgabe, ihn, soweit immer möglich, in das Freie hinauszubringen. Man fuhr fast täglich gemeinsam aus, der Graf ließ sich endlich überreden, die Sehenswürdigkeiten Roms gelegentlich in Augenschein zu nehmen, und da Stephan immer den Begleiter der Gräfin machte, fügte es sich von selbst, daß man hie und da mit den Freunden und Bekannten des in Rom sehr heimischen Fürsten zusammentraf, bis sich auch für die Gräfin ein Umgang mit einigen dieser Personen, und schließlich ein wenn auch be-

schränktes Gesellschaftsleben herausbildete, das sogar auf die Lebensgewohnheiten des Greises zurückwirkte, und Martina und den Fürsten vor jener Ausschließlichkeit des Beisammenseins bewahrte, die etwas Ueberspannendes hat und Martina leicht aus ihrem Frieden emporgeschreckt haben würde.

Man sah sich täglich, war oft die halben, ja die ganzen Tage bei einander, aber die Liebenden waren selten allein, und die beständige Gewißheit der ausschließlichen Zusammengehörigkeit gewann an Reiz, wenn man sich in der Gesellschaft vielfach beansprucht, in flüchtigen Momenten mit einem Blick, mit einem Worte des Einsseins immer neu versichern konnte.

Die Gräfin hatte ihre Trauerkleider abgelegt, sie fand Lust daran, sich zu schmücken, in der Gesellschaft zu gefallen, weil sie sah, daß Stephan sich der Bewunderung freute, deren sie theilhaftig ward. Er aber sah sie doppelt gern in ihrem Glanz gefeiert, weil er sich im Voraus der Stunden getröstete, in welchen er sie in ihrem Familienkreise einfach walten sehen, und in denen es ihm vergönnt sein würde, sich immer auf das Neue in vertrautem Gespräch davon zu überzeugen, wie sie in allem Wesentlichen sich in vollständiger Gleichheit der Ueberzeugung befänden, und wie das Leben auf weit von einander abliegenden Bahnen sie zu den nämlichen Zielen hingeführt hatte, weil die Grundanlagen ihrer Naturen einander ähnlich gewesen waren.

Ohne daß sie es verabredet hatten, vermieden sie es, der Zukunft zu gedenken: Martina, weil in ihr über die Gestaltung derselben gar kein Zweifel aufkam, der Fürst, weil er hoffte, die Geliebte müsse je länger je mehr die Er=

kenntniß gewinnen, daß sie nun und nimmer von einander lassen könnten; und ohne daß sie es beabsichtigten, oder auch nur sich dessen klar bewußt waren, betrogen Beide sich selbst und einander, weil sie über dem Glück des Tages die Flüchtigkeit der Zeit vergaßen. Wallte in dem Fürsten das Verlangen nach dem Besitze der Geliebten auf, so zwang er sich mit der Vorstellung zur Ruhe, daß jeder Brautstand dem Manne solches wartende Entbehren auferlege; stieg in Martina der Gedanke an die Heimath, an den Grafen auf, so sagte sie sich, noch hundert, noch achtzig ganze Tage sind mein, sind unser; und so glücklos als ich gewesen, werde ich nie wieder sein, denn ich nehme mit mir, was keine Macht und keine Zeit mir wieder rauben kann, das Bewußtsein einer großen Liebe. Daß er auf ein endliches Zugeständniß hoffte, welches nicht machen zu können Martina fest behauptet hatte, das verbarg der Fürst sich keinesweges — und wie Stephan die Trennung von ihr ertragen werde, nachdem er sich an das enge Zusammenleben, an ihre zärtliche Liebe gewöhnt, das fragte sich Martina nicht. Sie hatten sich dem Augenblick gelobt, über ihn hinaus zu denken, hieß ihn machtlos machen. Es war ein Sonderdasein, eine Welt, die nicht von dieser Welt war, in dem sie lebten. Sie wußten Beide, daß ihr Glück vor einem Wort in Trümmer zerfallen konnte, und sie sprachen es nicht aus. Sie wuchsen in Liebe nur fester und fester zusammen, Alles erschien ihnen neu und verschönt, Martina liebte den Vater, den Sohn noch inniger als je, weil die Kraft der Liebe überhaupt in ihr gewachsen war, und weil sie so glücklich waren alle Beide, liebten sie auch alle Menschen mehr.

Niemand nahm Anstoß an dem Beisammensein der Beiden, denn Martina's Ruf war fleckenlos, und in ihrem Verkehr mit Stephan waltete eine solche Ruhe, daß selbst die Tadelsucht keinen Zweifel über die Art dieses Verhältnisses zu äußern wagte; aber die Zeit entschwand darum nicht minder. Der dritte Monat war dem Ende nahe, das Frühjahr mit all seiner Herrlichkeit hatte sich wieder ausgebreitet über das gesegnete, schönheitsvolle Land. Es blühte, wohin das Auge sich wendete, aus allen Büschen und von allen Bäumen sang es, berauschend duftete es in den Gärten, fremde, würzige Gerüche regten die Sinne auf, man fühlte das Sonnenlicht die Luft durchzittern, daß es war, als höre man es schwirrend klingen, und in all der Werdewonne und Frühlingsluft rauschten die Tage rascher und rascher vorüber. Jeder Abend trug ein Stück des Glücks zu Grabe, man hatte nicht mehr nach Monaten, nach Wochen, nur nach Tagen hatte man noch zu zählen, und eine Angst, die wahre Herzensangst kam über die beiden liebenden Herzen. Mitten in dem Glanz des vollen Lebens schwebte der Todesengel über ihnen, das Scheiden stand vor der Thüre, seine grauen Fittige warfen ihren Unglück verkündenden Schatten über jeden Augenblick. Das Ende war nahe, war da, wenn Martina nicht gewaltsam ihre Fesseln brach.

Die letzte, die entscheidende Frage mußte gethan werden. Stephan legte sie ihr mit Ruhe und Bestimmtheit vor — und sie verneinte sie. Was er auch aufbieten mochte, sie zu überreden, es schlug fehl. Alle seine Gründe scheiterten an ihrer flehenden Bitte, daß er nicht in sie dringen, daß er ihr halten möge, was er ihr verheißen und gelobt habe.

„Du bist nicht glückloser als ich,“ sagte sie, von ihrem Schmerze überwältigt. „Du gabst Dich an mich hin mit allen Deinen Wünschen, ich weigere Dir, sie zu erfüllen, weil ich nicht anders kann. Thue das Letzte, was Dir zu thun für mich übrig bleibt und laß mich schweigen. Zwinge mich nicht, auszusprechen, was ich mir selber nicht wieder in das Gedächtniß rufen mag — und denke, noch sind drei Tage Dein und mein! Auch den letzten Augenblick laß uns noch genießen! Wir haben gelebt, nun müssen wir auch sterben!“

Es waren furchtbare Tage. Sie lebten, das Auge auf den Stundenzeiger hingewendet, wie vor dem Herannahen eines verkündeten Weltunterganges. Vier Monate lang hatten sie jeden Gedanken mit einander getheilt, nun waren nur noch Stunden ihnen zugemessen, und sie hatten einander Alles noch zu sagen, Alles! Die vier Monate waren, als wären sie nicht gewesen, die Herzen waren ihnen voll, die Liebe größer denn je, der Gedanke an das Scheiden unfaßbar wie das Ende, wie der Tod.

Sie wollten ruhig scheinen, Einer zu des Anderen Trost. Sie waren Beide wie unter der Aufregung oder wie unter der Betäubung eines Fiebers. Mitunter stieg ein Groll in Stephan auf. Er zürnte Martina über die Pein, die sie ihn erdulden ließ; und ein Blick auf sie warf ihn in Reue vor ihr nieder. Sie litt noch mehr als er, sie trug das Leid, das sie ihm auferlegte, und er sagte sich: Sie kann nicht anders! Ihr Wille geschehe! ich hab' es ihr gelobt. — Dann wieder, weil er von starkem, festem Sinne war, hoffte er auf die Entfernung. Er meinte, sie werde es fern von ihm em-

pfinden, daß sie nicht leben könnten der Eine ohne den Anderen, und sie werde wiederkehren.

Vom Wiederkehren sprach er, als er sie bei ihrem Vater traf, von dem er Abschied nahm; vom Wiedersehen hier in Rom sprach er mit Alexander, als er am Abende noch einmal mit der Gräfin an ihrem Theetisch saß. Martina's Gesundheit schien eine solche Rückkehr in den Süden auch wirklich zu verlangen, denn so blühend sie eben in diesen letzten Zeiten auch erschienen war, hatten die Anfälle des Herzkrampfes, von dem sie mehrfach leichter oder schwerer ergriffen worden war, sich bei verschiedenen Anlässen wieder eingestellt, und die berathenden Aerzte hatten, wenn auch schonend, auf ein organisches Herzleiden hingedeutet. Man müsse die Gräfin vor Aufregung bewahren, die für ihre Erhaltung durchaus eines milden Klimas nöthig habe, so hatte der Ausspruch gelautet. Und Stephan sollte sie ziehen lassen in ihres Gatten Haus, in den eisigen Norden ihrer Heimath.

Die Gräfin sollte in der Frühe abreisen, der Fürst wollte noch in Rom verweilen, um ihrem Vater zur Seite zu bleiben, der Rom fortan zu seinem daüernden Aufenthalte zu nehmen beabsichtigte, und dafür die nöthigen Vorkehrungen zu treffen hatte.

Abends saßen sie noch einmal in dem Saale der Gräfin bei einander — zum letzten Male. In Erinnerung an die eben durchlebten Zeiten, im Hinblick auf die bevorstehende Reise war die Theestunde vorübergegangen. Als es zehn Uhr schlug, erhob sich der Doktor, um sich mit Alexander wie an jedem Abende zurückzuziehen. Sie sagten dem Fürsten ihr Lebewohl, Stephan, der ebenfalls aufge-

standen war, meinte, er komme jedenfalls noch in der Frühe, der Gräfin in den Wagen zu helfen.

„Thun Sie das nicht, mein Freund!“ entgegnete sie darauf. „Der Abschied von Rom ist mir an sich so bitter, daß ich nicht noch den Schmerz dazu häufen möchte, in derselben Stunde auch Ihnen Lebewohl zu sagen. Wir scheiden besser heute!“

„Heute?“ fragte Stephan, „heute?“ — Sie hatte sich abgewendet und gab ihm keine Antwort.

Die beiden Anderen nahmen ihren Abschied. Alexander hing sich dem geliebten Freunde an die Brust, der Fürst drückte ihn an sich, und entließ ihn wie einen Sohn. Martina und Stephan blieben allein zurück.

Er stand an dem Kamine, auf den Sims gestützt, wie er manch liebes Mal gestanden, sie saß vor ihm, als wäre heute noch gestern, und die Trennungsstunde hätte nicht geschlagen.

Er sah sie an und dachte: ist's denn möglich, daß ich sie morgen nicht mehr sehe! — Sie war in stummem Schmerze keines Gedankens fähig. Ihr war, als lebte sie nicht mehr — und doch war er noch da! Sie schwiegen Beide, die Uhr tickte so laut durch die Stille, daß sie ihnen das Herz erbeben machte.

Wie sie anschlug, fuhr Stephan auf. „Also heute?“ rief er, „heute schon?“ — Er schüttelte ungläubig das Haupt, als könne es nicht sein und er's nicht glauben. Darauf, als er um sich blickte, sah er das Sophakissen liegen, an dem Martina so oft gearbeitet, wenn er bei ihr gesessen hatte, und weil ihm das Erleben dieser Stunde wie ein

fürchterlicher Traum das Herz bedrückte, so fragte er, wie man eben in schweren Träumen zu eigenem Verwundern das Gleichgültigste thut und spricht: „Da liegt ja noch das Kissen; nehmen Sie's nicht mit?"

„Nein!" sagte sie in gleicher Weise, „ich habe Ihren Namen und meinen darauf eingestickt. Sie sollen es haben und mit sich nehmen zum Andenken an Rom und mich!"

„Martina!" schrie er auf, indem er vor ihr niedersank und sie umschlang; „es ist ja Wahnsinn! Wahnsinn Alles! Du gehst nicht von mir! Du kannst nicht gehen! kannst nicht!"

„Ich überlebe es auch nicht! und das ist mein Trost!" schluchzte sie, während er sie leidenschaftlich an sich preßte. Sie waren Beide wie außer sich; und hingerissen von ihrem wie von seinem Schmerz, flehte er:

„So sei die Meine! sei heute mein! und ich will sagen, mein Leben war beseligt! sei die Meine!"

Das brachte sie zur Besinnung und sich aufrichtend sprach sie, während ihre Wangen glühten und ihr Auge flammte: „Glaubst Du, daß ich es nicht ersehne so wie Du? Glaubst Du, daß ein Gesetz der Welt mich hindern würde, Dir zu willfahren so wie mir, wenn ich's vermöchte ohne mich mit Schmach zu bedecken für mein eigenes Bewußtsein?"

Sie hatte sich von ihm losgemacht, es war etwas Gewaltiges in ihr, das ihn in Bande schlug und von ihr fern hielt.

Sie schöpfte Athem aus tiefer Brust, und die Hand auf das Herz gepreßt, sprach sie rasch und heftig: „Das

Weib kann nichts Größeres geben, als sich selbst. Wem es sich giebt, dem eignet es für immer. Es ist hoch begnadigt, wenn des ganzen heißen Herzens innerstes Müssen es dazu antreibt; elend, verworfen, wenn es ein leichtes Spiel treibt mit seiner Hingabe — unselig für immer, wenn es einmal kalten Herzens oder gar mit Widerstreben einem Manne Gewalt gegeben über sich. Das war mein Loos, das ist mein Fluch, den auch Deine Liebe nicht von mir nehmen kann; denn selbst an Deiner Brust würde ich wider meinen Willen der Umarmungen gedenken müssen, die ich von einem Anderen ertragen."

„Unselige! Du gehorchtest eben einem Zwange!" rief der Fürst, den ihre furchtbare Erregung folterte.

Sie hörte nicht auf ihn. „Ich wußte nicht, was ich that, was ich gelobte," fuhr sie fort, „ich war ein Kind, als ich mein Wort dem Grafen gab. Ich glaubte, man könne vergessen! Man kann es nicht! Nicht die Liebe habe ich vergessen, nicht die Schmach kann ich vergessen! Und wie ich dann erfahren hatte, was es heißen wollte, einem Manne angehören, den man nicht liebt, da kam es über mich, wie ein Fluch, da war es aus mit aller Liebe und mit allem Glauben.

„Ich haßte meinen Vater, meine Mutter, die mich dahin getrieben, ich verabscheute den Mann, der sich mir zum Gatten aufgedrungen, ich liebte das junge Leben nicht, das ich wider meinen Willen, Dein Bild im Herzen, voll Scham und Grimm erzeugte. Ich hatte auch kein Herz für meinen Sohn, als man ihn in meine Arme legte, ich hatte ihn ja nicht ersehnt und haßte seinen Vater. — Ich hatte Alles

verloren, mich selbst und auch den frommen Glauben an einen gerechten liebevollen Gott, denn was hatte ich verschuldet, daß er mir so Bitteres auferlegt? Oh! keine Phantasie denkt das Elend jener Tage aus!"

Sie hatte ihr Gesicht mit ihren Händen verhüllt, Stephan kniete vor ihr, ihre Thränen fielen auf seine Stirn.

„Geliebtes, armes Weib!" klagte er mit ihr.

Sie trocknete ihre Augen. „Das war mein Dasein, bis mein Sohn mich kannte. Seit er mir zuerst gelächelt, seit sein Auge mich gesucht, seit seine Hände sich nach mir ausgestreckt, habe ich die Möglichkeit begriffen, mich neu aufzurichten, und habe mich ihm, ihm ganz allein, gelobt. Von der Schmach, die ich erlitten, sollten seine Liebe, seine Achtung mich befreien. Wie ich mich auch entehrt empfand, ihm wollte ich rein sein! Sein Glaube an mich sollte mich erheben; sein Auge sollte frei umherschauen können, wenn man seiner Mutter Namen vor ihm nennen würde. Das ist mein Halt gewesen, meine Stütze und mein Trost.

„In meiner Liebe für ihn habe ich die Liebe ermessen lernen, mit der mein Vater und meine Mutter mich umfangen, ehe ihr furchtbares Geschick sie antrieb, mich zu opfern. Vater und Mutter habe ich wiedergefunden durch den Sohn! — Ich konnte wieder leben, seit sein reiner Blick voll verehrender froher Liebe zu mir emporschaut! — Hier in dem Nebensaale schläft er friedlich unter seiner Mutter Hut! Er vertraut mir voll und blindlings, an Dir hängt er mit schöner, verehrender Bewunderung. Und wir sollten ihn zwingen, sich meiner, sich dereinst seiner Mutter zu schämen, und den Freund zu hassen, den er sich frei er=

wählt? — Nimmermehr! — Mein Leben ward vergiftet und mit Fluch beladen — das seine soll gesegnet sein durch meine Liebe und durch die Deine auch!“

Sie lehnte sich in die Kissen zurück, ihre Hand ruhte in der Hand des Fürsten, sprechen konnten sie Beide nicht. So saßen sie eine geraume Zeit. Von der Klosterkirche schlug es elf.

„Du bist erschöpft,“ sagte Stephan, „und hast die Reise vor Dir. Ich will gehen!“

„Ja, es ist Zeit!“ gab sie ihm zur Antwort, und Beide erhoben sich. Wie er dann aber vor ihr stand und sie noch einmal ansah, kam der Trennungsschmerz wie Wahnsinn über ihn.

„Martina!“ rief er, „ich müßte Dich hassen, Dich und Deine Größe, betete meine Liebe Dich nicht an!“

Da hielt sie sich nicht länger. Sie umschlang ihn noch einmal, ihre heißen Thränen mischten sich mit den seinen, er warf sich vor ihr nieder, küßte ihre Hände, ihre Füße — und dann eilte er davon.

Sechzehntes Kapitel.

Wie sie von Rom geschieden, wie sie nach Florenz gekommen war, das wußte Martina selber kaum. Alle Spannkraft war von ihr gewichen, sie hatte Mühe dasjenige zu bemerken, was sie umgab und um sie vorging. Ihre Seele war in Rom zurückgeblieben und bei dem Geliebten.

In Florenz erreichten sie ein Brief ihres Vaters und ein Brief des Fürsten.

„Ich sollte Dir nicht schreiben," hieß es in demselben, „Alles sollte zu Ende sein zwischen Dir und mir, aber eine so große Liebe endet nicht. Sie lebt und wirkt so lange die Herzen noch schlagen, die sie in sich erzeugten und von ihrer Gluth gereinigt wurden. Doch sollst Du mich gehorsam finden Deinem Willen, wie ich Dir's gelobt.

„Nur sagen wollte ich Dir, daß kein fremder Fuß die Räume je betreten wird, in denen wir unser glückseliges Leid durchlebten und durchlitten. Kein gleichgültiges Auge soll über die Stätte hinweggleiten, an denen Dein Blick gehangen, in denen ich Dich walten und wandeln sehen; kein hartes, kein geringes Wort soll gesprochen, kein niedriger Gedanke gehegt werden in den Räumen, in denen mein Ohr die Worte Deiner Liebe getrunken, in denen Du meinen Muth erhoben hast zu der Kraft des Entsagens. Du hast mich erkennen machen, was das Weib in seiner Vollendung sein kann; durch Dich habe ich die Worte des Dichters erst verstehen lernen: ‚Das ewig Weibliche zieht uns hinan!'

„Gestern habe ich das Haus gekauft, das unsere Liebe für uns zu einem Heiligthum verwandelt, nach dem unsere Gedanken, unsere Sehnsucht sich richten werden zu jeder Stunde. Dein Vater wird, so lange er lebt, das untere Geschoß bewohnen, das er seinen Bedürfnissen entsprechend glaubt. Deine Zimmer sind verschlossen. So wie Du sie verlassen hast, stehen sie in jedem Augenblick für Dich bereit; und laß mich die Hoffnung hegen, daß wir uns in denselben, in nicht zu fernen Tagen wieder sehen werden.

„Du hast mich einmal in ernster Stunde auf das Wort des Heilands hingewiesen: ‚Ich habe das Leben über-

wunden!' — Ich will trachten, es so zu überwinden wie Du, so zur Selbstvollendung zu gestalten, wie Du es gethan; aber ich vermag das nicht ohne Dich, nicht ohne daß Du an dem Ziele stehst, wie der Stern, nach dem der Schiffer steuert. Gieb mir darauf Antwort; und meine Liebe, mein Vertrauen zu Dir, werden meinem Streben, meinem Thun Kraft verleihen. Ich bin Dein für immer! mit Allem, was ich bin und habe, mit jedem Athemzuge — Du Inbegriff des Guten, des Großen und des Schönen! Immer Dein!"

Martina gab ihm die begehrte Antwort also gleich.

„Aller Segen des Lebens sei mit Dir!" schrieb sie ihm, „und aller Dank meines Herzens. Seit früher Jugend war ich heimathslos hienieden, eine Verbannte fühlte ich mich in dem eigenen Hause, denn selbst Dolbietza, das ich einst so sehr geliebt, war mir, konnte mir keine Heimath mehr sein, seit meine Eltern daraus vertrieben worden waren, auf deren Kosten es der Graf besaß. Deine Liebe hat mir nach langem schmerzlichen Entbehren endlich wieder eine Heimathstatt bereitet, die Heimath meines Herzens. Ach! daß ich wie die Schwalben, die jetzt mit mir gen Norden ziehen, zu ihr wiederkehren könnte, wenn der frühe Winter, das Leben ertödtend, sich über den Norden breiten wird! — Meine Gedanken werden in den geliebten Räumen weilen wie die Deinen, meines Geistes Auge wird sie schauen die Herrlichkeit, die ich mein nennen durfte in den Tagen, die nun nicht mehr sind; und die Erinnerung des sonnenscheinigen Frühlings wird mir die nebelgrauen Tage, die langen Nächte unseres traurigen Herbstes erhellen, mich erwärmen in der

grausigen Kälte unseres Winters, in der Herzenseinsamkeit, der ich entgegengehe.

„Ja! wohl haben wir's erprobt, was es bedeutet, das große Wort: ‚Ich habe das Leben überwunden!‘ Aber nicht nur überwinden mußten wir es, wir müssen suchen es zu nutzen, es für Andere zu nutzen, um uns selber darüber fortzuhelfen.

„Noch — ich bekenne Dir es ohne Scheu — noch weiß ich nicht, wie ich's ertragen werde, fern von Dir zu sein! Aber wem solches Glück, wem solches Leid zu Theil ward, der darf nicht kleiner sein als sein Geschick, und die Gewißheit, daß Du mich liebst, wird meine Stütze sein.

„Auch ich bedarf der Hoffnung eines Wiedersehens! Ich werde noch einmal wiederkommen in das uns geheiligte, geliebte Haus und Dich dahin rufen. Fehle mir dann nicht!

„Dein von je und für immer. Und somit Lebewohl bis wir uns wiedersehen! Lebe wohl!“

Siebzehntes Kapitel.

Danach vergingen ein paar Jahre, in denen ich nur selten von der Gräfin und dem Fürsten hörte.

Freunde, die in der Hauptstadt Rußlands lebten, schrieben mir gelegentlich, daß die Gräfin seit ihrer Heimkehr aus dem Süden vielfach kränkle, daß sich eine Herzkrankheit bei ihr entwickelt habe, so daß man ihr kein langes Leben prophezeihe. Sie erscheine selten in der Gesellschaft, stehe aber immer noch in Gunst und Ansehen bei Hofe, und sei fast ausschließlich mit Werken der Barmherzigkeit beschäftigt,

in denen sie sich mit Ihrer Majestät der Kaiserin begegne, weshalb der Graf ihr auf diesem Wege auch kein Hinderniß bereite. Sie sei die Zuflucht der Nothleidenden, fördere die in Rußland sehr regen Bestrebungen der Frauen, sich eine selbständige Thätigkeit und ausreichenden Erwerb zu schaffen, und trotz ihrer körperlichen Leiden, sei sie immer noch so schön und jugendlich, daß man sie nicht für die Mutter, sondern für die Schwester ihres Sohnes halte, wenn man sie mit dem stattlichen jungen Manne zusammen sehe.

Von Stephan erhielt ich ab und zu schriftliche Kunde. Er hielt sich viel auf seinen Gütern auf, nannte sich aber selber: „gebannt an Rom“! Immer und immer wieder kehrte er dorthin zurück, und einmal schrieb er mir:

„Sie werden es an sich und Anderen erfahren haben, Glück und Unglück machen abergläubisch. Bin ich in Rom, so meine ich immer, hier werde die Geliebte mir wieder so unerwartet entgegentreten, wie an dem Abend, an welchem wir Beide sie in ihrem Wagen plötzlich vor uns erscheinen sahen. Hier, wo jeder Steg und Weg, wo Alles, was ich sehe, mit der Erinnerung an sie verknüpft ist, vermisse ich sie bei weitem nicht so schmerzlich, als in der Einsamkeit auf meinen Gütern, die sie nie betreten hat, in denen nichts mir von ihr spricht, in denen selbst das Schaffen und die Arbeit mich das Alleinsein nur drückender empfinden lassen.“

Später, nachdem seines Vaters Bruder, der jüngste seiner Oheime, der sich von Jugend an dem geistlichen Stande geweiht hatte und zeitig ein Bisthum erhalten, Kardinal geworden war und sich als solcher in Rom fest niedergelassen hatte, schrieb mir der Fürst, daß sein Oheim ihn

überredet habe, seine Güter innerhalb der Familie zu verkaufen, um sich ihm anzuschließen und mit ihm in Rom zu leben. Dies Letztere entspreche seinen Neigungen, er könne Rom nicht mehr entbehren, er fühle sich dort ruhiger, zufriedener als sonst irgendwo, denn einsame Herzen hätten des großen historischen Hintergrundes für ihren Frieden nöthiger als jeder Andere. Man sprach davon, daß er die Weihen nehmen werde, dann war es wieder still davon, und ich für mein Theil hörte nichts mehr weder von der Gräfin noch von ihm, bis wir selber nach langen Jahren wieder einmal nach Rom gekommen waren, um uns der Ungunst des nordischen Winters aus Gesundheitsrücksichten zu entziehen.

Wie wir dann nach einigen Tagen des ersten Rastens uns daran machten, den Gasthof, in welchem wir abgestiegen waren, mit einer eigenen Wohnung zu vertauschen, und schlendernd und suchend die Straßen entlang gingen, in denen wir uns niederzulassen wünschten, sah ich an dem Hause, das Martina seiner Zeit inne gehabt hatte, einen Zettel hängen, der das Erdgeschoß und das zweite Stockwerk zur Miethe ausbot.

Wir traten hinein, die Tochter des Hauswarts, ein junges, schönes Frauenzimmer gab uns die gewünschte Auskunft.

„Das Erdgeschoß," sagte sie, „ist erst in diesem Herbste frei geworden. Ein polnischer alter Graf hat es Jahre lang bewohnt. Mein Vater hat seine Küche besorgt, und wir haben den übrigen Dienst bei ihm versehen, soweit sein Kammerdiener ihn nicht bestreiten konnte, der noch älter war

als sein Herr. Nun ist im Ende des Sommers der alte Graf gestorben, und der deutsche Fürst, dem das Haus gehört, hat dem Kammerdiener neben unserer Wohnung eine schöne Stube angewiesen und ihn uns auf Lebens lang in Kost und Pflege gegeben. Die anderen Zimmer, die Zimmer, die der Herr Graf bewohnt hat, stehen zum Vermiethen frei, und ich schließe sie gleich auf!"

Sie suchte die Schlüssel aus dem großen Bunde, wir baten sie, sich und uns nicht damit aufzuhalten. Das Erdgeschoß war für uns nicht brauchbar; wir fragten nach dem ersten Stockwerk.

„Das wird nicht vermiethet!" gab sie uns zur Antwort.

„Wer bewohnt es denn?" fragte Einer von uns.

„Niemand! Niemand! gnädige Frau!" antwortete das Mädchen, „es ist eine Kapelle darin."

„Eine Kapelle? hier mitten in dem Hause? wie hängt das zusammen?"

„Ja! das ist freilich eine besondere Geschichte!" sagte die Führende. „Der polnische Graf, der hier gestorben ist, hatte eine einzige schöne Tochter, eine vornehme russische Dame, die hier oben in den Zimmern gewohnt hat, ehe der alte Graf, und wir mit ihm, in dies Haus gekommen sind. Damals hieß es in jedem Herbste: jetzt werde die Gräfin kommen, aber sie blieb immer aus und ihre Zimmer blieben unbewohnt. Endlich im Frühjahr, wir waren im vierten Jahre in dem Hause, und es war schon warm, so daß die anderen Fremden Rom verlassen hatten und es leer geworden war in den Häusern und in den Straßen, ließ der Graf eines Tages meine Mutter kommen und sagte: ‚Sie müssen

das Haus herrichten für die nächste Woche. Meine Tochter, die sehr krank ist, kommt mit ihrem Sohne und wird die Wohnung über mir beziehen, und auch der Fürst Stephan kommt,‘ sagte er. ‚Er nimmt den zweiten Stock für sich. Am letzten des Monats,‘ wir waren bereits im Mai, ‚langt der Fürst an, ein paar Tage später trifft die Gräfin ein.‘

„Gut denn! und sie kamen also! Der Fürst war alle Jahre dagewesen, das war nichts Besonderes, aber er hatte sich verändert. Er sah ernst und älter aus, man merkte, es lag ihm etwas auf dem Herzen. Am festgesetzten Tage kam auch die kranke Gräfin. Mein Gott! war die schön und krank! Wie die heilige Cäcilie in Trastevere lag sie auf dem Bette, in dem man sie hinauftrug. Der Fürst selber und ihr schöner Sohn trugen sie mit meinem Vater. Man sah es, daß sie nur gekommen war, in Rom zu sterben und hier zu ruhen, wo die Gebeine der heiligen Märtyrer begraben sind.

„Sie kamen nicht von ihrem Bette, der Fürst und ihr Sohn. Es hieß, sie und der Fürst wären Verlobte gewesen in ihrer Jugend und sie hätte ihm geschworen, daß sie in seinen Armen sterben, und er ihr versprochen, daß er ihre Augen schließen würde. So geschah's auch! Vierzehn Tage hat sie noch gelebt, dann haben sie sie begraben. Acht Tage blieb der junge Graf noch bei dem alten Vater seiner Mutter, darauf mußte er zurück, denn er war im Militär und sein Urlaub war zu Ende. Als er das Haus verlassen hatte, fingen sie oben zu bauen an: eine Kapelle, klein nur, aber schön! reich und schön! Ueber dem Altar hängt ein großes Bild! eine heilige Jungfrau! Man soll es zwar nicht sagen, aber es ist doch so! ganz das Ebenbild der Gräfin! Nun!

wenn Sie die obere Wohnung nehmen, zeige ich es Ihnen wohl einmal, denn ich habe die Aufsicht über die Kapelle, ich und der alte Pole. Freitags — die Gräfin starb an einem Freitage — wenn die Messe in der Kapelle gelesen wird, und die Anderen fort sind, lasse ich Sie einmal hinein! — Und nun kommen Sie, ich zeige Ihnen das obere Geschoß! Es sind schöne Zimmer und die schönste Aussicht auf die Stadt und den Sanct Peter, und weit hinaus ins Land! weit, weit hinaus! Es ist ein herrschaftliches und ein heiliges Haus!"

Sie stieg rasch vor uns die Treppen in die Höhe, wir folgten ihr. Am nächsten Tage waren wir in den oberen Gemächern eingerichtet, und in der That war es für unser Empfinden auch eine geweihte, eine heilige Stätte, auf der wir nun verweilen sollten.

Wie dann der erste Freitag herankam, mahnte ich die Tochter des Hauses an ihre Zusage.

„Gewiß! gewiß! Sie sollen die Kapelle sehen nach der Messe. Seine Hochwürden kommen immer um die gleiche Stunde, um neun Uhr, der Gräfin Sterbestunde — er muß gleich da sein. Er kommt immer, wie das Wetter auch sein mag, vom Borgo, wo der Palast seines Oheims ist, den weiten Weg zu Fuß hinauf, obschon er Pferd und Wagen hat, mehrere Wagen sogar, denn er ist ja reich und vornehm."

Sie eilte hinunter, da es neun schlug, die Kerzen vor dem Altar anzuzünden, die Chorknaben und der assistirende Geistliche waren bereits angelangt. Ich stand am Fenster und blickte hinab auf die Straße, auf den Weg, von dem er kommen sollte. Endlich sah ich ihn.

Es war die hohe, männliche Gestalt, das edle, von schwarzem Haare reich umlockte Antlitz, die wir in unserer Jugend an dem Fürsten Stephan als den Inbegriff der jungen Mannesschönheit bewundert hatten. Jetzt war die frische Farbe der Jünglingszeit von ihm gewichen, er war bleich geworden und auf der Stirn, von der des Lebens Frohsinn einst geleuchtet hatte, lag ein tiefer Ernst. Die strenge geistliche Tracht erhöhte die Würde seiner Haltung.

Später, nachdem wir uns bei ihm gemeldet hatten, sahen wir ihn während unseres Aufenthaltes in Rom zum Oefteren wieder. Er sprach gern von der Vergangenheit und von der geliebten Frau, die er als seine Heilige hoch hielt. Er war versöhnt mit seinem Schicksal und der Welt. Man pries seine verschwiegene Barmherzigkeit und prophezeihte ihm eine Zukunft in der großen Prälatur.

„Ich weiß," sagte er zu mir an dem Tage, an welchem wir dann nach längerem Beisammensein auf das Neue von ihm schieden und Italien verließen, „ich weiß, obschon wir jetzt genugsam mit einander verkehrt und uns vielfach ausgesprochen haben, können Sie Beide sich nicht recht finden in den Schritt, den ich gethan habe. Aber das befremdet mich durchaus nicht. Sie Beide sind sich noch die Welt, sind sich selbst genug. Sie haben noch Wünsche und Hoffnungen mit und für einander. Sie sind noch zu Zweien und beisammen. Ich aber — ich war allein, hatte für mich nichts mehr zu wünschen, nichts zu hoffen, und die Kirche ist eine große Gemeinschaft, in der das Leid des Einzelnen wie er selber, wohl geborgen ist. Sie hat Trost und Arbeit für Viele, und weiß die Kräfte desjenigen für die Gesammt-

heit zu verwerthen, der sie für sich selber nicht mehr nöthig hat oder sie für sich zu brauchen nicht geneigt ist. Ich fand mich nutzlos, hatte keine Lust am Leben, die Welt und ihre Händel kümmerten mich nicht mehr. Allein war ich mir nicht genug — jetzt habe ich die Verbreitung der Heilandslehre, in der Martina ihren Trost und ihre Kraft gefunden und die auch mir emporgeholfen hat, zu meiner Arbeit gemacht, und in der Kirche und in ihrer Erhaltung ein Ziel, einen Gegenstand für meine Theilnahme gefunden; jetzt bin ich zufrieden. Fern von mir ist es, zu sagen, was mir genehm und nöthig war, sei dies auch für Andere! Jeder von uns ist eine Besonderheit und hat sich selber auf seine eigene Weise und auf seinem eigenen Wege zu befriedigen und zu erlösen, je nach seinem Bedürfen und Erkennen. Möge Ihr Weg zur inneren Beruhigung Ihnen stets ein heller und Ihr Leben bis an sein Ende durch getheilte Liebe gesegnet sein!"

* * *

Nun ist Stephan lange todt, auch Graf Waragatine, der ein ungewöhnliches hohes Alter erreichte, ist gestorben, nur Alexander ist am Leben und nimmt eine hervorragende Stellung im Dienste seines Kaisers ein. Man rühmt seinen Charakter und seine Wirksamkeit. Er ist verheirathet und glücklich.

Das Haus, in welchem Martina gestorben und die Kapelle errichtet worden ist, hat Stephan, der vor einigen Jahren ebenfalls gestorben ist, der Kirche vermacht. Es wohnen ein paar Geistliche darin, die den Gottesdienst in der Kapelle verrichten.

Das Sophakissen aber, das die Gräfin gearbeitet und mit den Namen der beiden Liebenden als Angedenken geschmückt hat, hat man mir auf meine Bitte überlassen, und ich habe es mit mir genommen zur Erinnerung an die beiden schönen Lebensgestalten, die jetzt Beide nicht mehr sind.

Inhalt.

Weimar. — Hof-Buchdruckerei.